

Prostitution des Geistes

Satirischer Roman

von

Erdmann Gottreich Christaller

1901

Verflucht, dass Entrüstung und Traurigkeit sich so oft in das Lumpengewand der Satire kleiden müssen. Verflucht, dass eine Träne, um verstanden zu werden, mit einem Grinsen vereint erscheinen muss.

Multa tuli

(Reproduzier von E. F. Schubert and J. M. Schubert, 2006)

Vorwort

Der Autor dieses 1901 veröffentlichten Buches, *Erdmann Gottreich Christaller*, war Sohn des Missionars Johann Gottlieb Christaller und wurde während dessen Missionarstätigkeit fernab von der schwäbischen Heimat, an der Goldküste von Afrika, im heutigen Ghana, geboren. Seine Kindheit war gekennzeichnet von langen Perioden der Trennung von seinen Eltern: Er wuchs in Deutschland auf während seine Eltern in Afrika als Missionare tätig waren.

Eine überlieferte Geschichte besagt, dass Erdmann Gottreich Christaller als kleiner Bub im Internat aufwuchs, von den liebenden und geliebten Eltern getrennt, und treu für seine jüngere Schwester sorgte, die mit ihm im Internat war. Ein Lehrer fordert die kleinen Kinder auf: „Alle die gesündigt haben, stellen sich in der linken Ecke des Klassenzimmers auf“ und „Alle die von Sünde frei sind, stellen sich in der rechten Ecke des Klassenzimmers auf“. Die Überlieferung besagt, dass sich der kleine Erdmann Gottreich Christaller, seine Schwester an der Hand, in die rechte Ecke des Klassenzimmers aufstellte, da er nach seinem Verständnis nur Gutes tat und auch noch für seine kleine Schwester sorgte. Doch welcher Schock! Er wurde geohrfeigt, weil er sich mit seiner Schwester in der rechten Ecke aufgestellt hatte und wurde obendrein noch belehrt: „Niemand ist ohne Sünde, auch Du nicht, Christaller“. Schnell stellte sich Erdmann Gottreich Christaller zu den anderen Sündern und zog seine Schwester, die er noch immer an der Hand hielt, mit.

In eine religiöse Familie geboren, ist die Berufswahl eines Pfarrers nahe liegend. So wird Erdmann Gottreich Christaller, nach dem Besuch der Pfarrseminars ein evangelischer Pfarrer in Berneck im Schwarzwald. Doch seine Interessen und seine schriftstellerischen Ambitionen gehen über das Dorfleben hinaus. Erdmann Gottreich Christaller greift zur Feder und schreibt das vorliegende Buch *Prostitution des Geistes*.

Die *Prostitution des Geistes* ist ein faszinierender Roman der den inneren Konflikt eines Pfarrers darstellt. Einmal die Pfarrschule besucht, verpflichtet sich der Pfarrer seinen Beruf auszuüben. Doch wie kann ein Mensch ein guter Pfarrer sein, wenn er Zweifel hat, so starke Zweifel, dass er an der Existenz Gottes zweifelt, oder vielleicht sogar gar nicht an Gott glaubt? Wie kann er sich aus dem Pfarrberuf befreien? Diese hochinteressante Frage und die Strategien die ein kreativer Geist in einer solchen Situation entwickelt sind Gegenstand des vorliegenden fesselnden Romans.

In der konventionellen Prostitution verkauft die Prostituierte ihren Körper, ohne innerliche Liebe und Zuneigung zu verspüren. Ist eine *Prostitution des Geistes* vorstellbar, in der ein Pfarrer sein Geist und Wort verkauft ohne innerliche Liebe und Zuneigung zum Glauben zu verspüren? Dies ist ein zentraler Punkt dieses faszinierenden Romans.

Einige Passagen des Romans zeugen von der Entrüstung des Autors. Er schreibt: „Nur in der katholischen Kirche kann die Lehre bis aufs Jota einheitlich und ein Alle zusammenhaltendes Band sein, denn da ist das Selbstdenken und Forschen verboten, da ist es leicht, auf jede *Tabula rasa* dasselbe Bekenntnis schreiben. Dafür ist auch diese Kirche geistig eine Ruine, prachtvoll zwar, aber unbewohnt, der freie göttliche Geist ist schon längst ausgezogen.“ Es sind Zeilen, die einen Katholiken kränken könnten.

Der satirische Roman *Prostitution des Geistes* hat seinem Autor nicht nur Vorteile, sondern auch einige Nachteile gebracht. Der Roman war, zusammen mit der entwickelnden

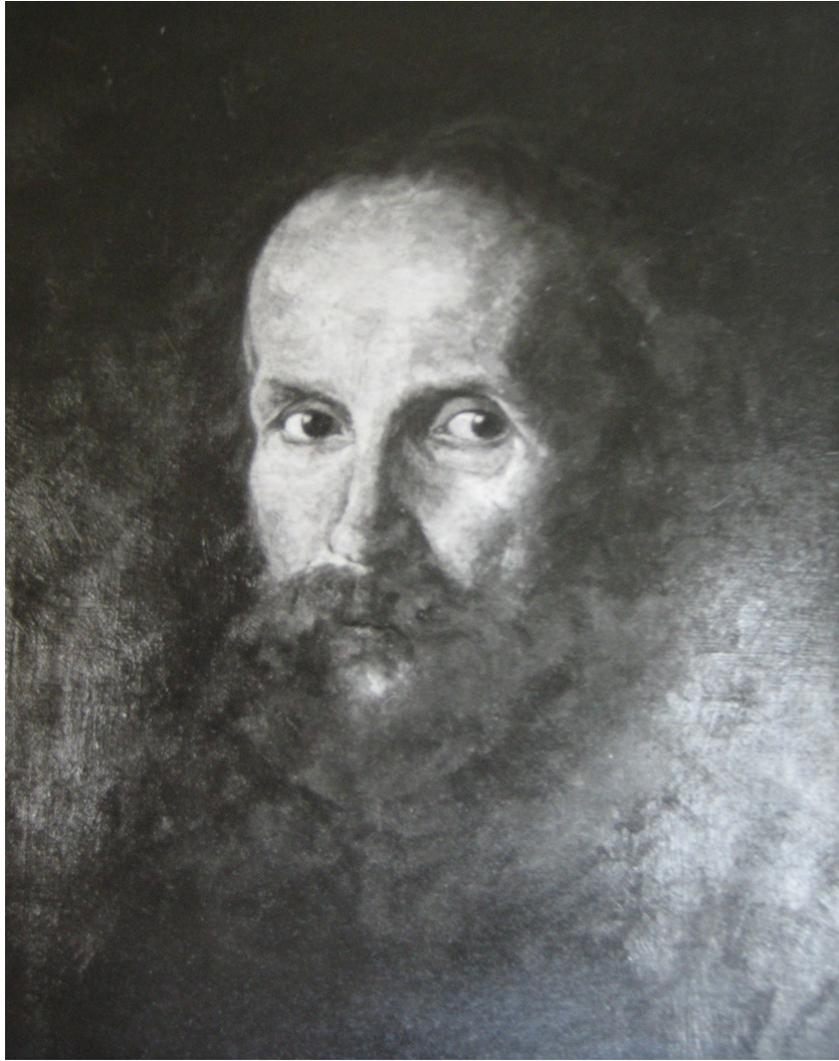
Schwerhörigkeit von Christaller, einer der Gründe weshalb Erdmann Gottreich Christaller seine Anstellung als evangelischer Pfarrer verlor. Hierzu schreibt seine Frau Helene Christaller, in ihren Büchlein *Aus meinem Leben*: „Und dann kam die Zeit, wo mein Mann das Pfarramt verließ. Er hatte ein Buch geschrieben, das mit seinem Amt nicht vereinbar war.“

Erdmann Gottreich Christaller ist Ehemann der bekannten und beliebten deutschen Schriftstellerin Helen Christaller geborene Heyer. Helene Christaller beginnt ihre schriftstellerische Karriere zeitlich nach der Veröffentlichung des Romans *Prostitution des Geistes*, wird aber ungleich erfolgreicher als ihr Ehemann. Einige ihrer Bücher werden in mehr als 50 Auflagen gedruckt. Die Ehe zwischen Erdmann Gottreich Christaller und seiner Frau geht leider in die Brüche.

Die sich entwickelnde Schwerhörigkeit macht ihn nicht nur einsamer, sondern entpuppt sich auch als lebensgefährlich. In Stuttgart seinen Bruder besuchend, kann er, von der Landesbibliothek kommend und den Charlottenplatz überquerend, das wiederholte Klingeln der Straßenbahn nicht hören und wird überfahren. Seine geschiedene Frau Helene Christaller schreibt in ihrem Buch *Aus meinem Leben*: „Es wurde ihm die Gnade des sofortigen Todes zuteil.“

Seine Frau, Helene Christaller, charakterisierte Erdmann Gottreich Christaller in ihrem Büchlein *Aus meinem Leben* mit den folgenden Worten: „Ich habe dann sehr früh geheiratet, achtzehnjährig, den Pfarrer Erdmann Gottreich Christaller der 15 Jahre älter als ich war. Missionarssohn, in Anstalten erzogen, hatte er ein Familienleben und Einfluss von Frauen nie kennen gelernt. Ein scharfer logischer Verstand, mit Skepsis gepaart, überwucherte die stilleren Eigenschaften des Herzens. Ein bedeutender und unerbittlicher Geist wohnte in einem von Natur schüchternen und sanften Menschen.“

E. Fred Schubert und Jutta M. Schubert, 2006



Erdmann Gottreich Christaller, Ölgemälde, 1905

Der freiheitbedürftigen deutschen Geistlichkeit!

Nichts Menschliches ist so vollkommen und heilig, dass nicht auch der Satiriker dabei zu tun fände. Wo solche Satire klugen und klaren Menschen begegnet, da ist kein Zweifel, dass sie nur nützen kann, und selbst da, wo sie auf Eitelkeit und Beschränktheit stieße, könnte sie nicht wirklich schaden, nur vorhandene psychische Schäden bei den Eitlen und Beschränkten bloßlegen, nebenbei allerdings auch ihrem Urheber – Dornen tragen.

Schon manchem Satiriker hat die Eitelkeit der Menschen das Leben sauer gemacht, zumal die Standeseitelkeit, die um so ungenierter auftritt, als sie sich stark weiß im Bewusstsein der Übereinstimmung mit Vielen und außerdem (wenn die nötige Denkschwäche hinzutritt), sich selbst für Gemein Sinn und Idealismus halten kann, während sie in Wahrheit nichts anderes ist als kollektive Selbstsucht. So las man neulich, dass die Offiziere irgendwo ein Theater boykottiert hätten, weil in einem Stück ein Offizier eine minder rühmliche Rolle spielte. Die blamable Sage scheint aber nicht wahr gewesen zu sein, wenigstens hat bei Hartlebens Rosenmontag dieser Stand, so weit ich weiß, sich rühmlich betragen. Als der Lehrer Otto Ernst seine treffliche Lehrerkomödie aufführte, schrie auch zuerst eine Minderheit von Lehrern über Schmähung ihres Standes, wurde aber bald von den intelligenteren Standesgenossen zur Ruhe gebracht. Ein Glück ist's für den Satiriker, wenn er, wie der Verfasser dieses Buches, einen Stand behandelt, bei dem selbst ein kurzer Versuch und Anlauf zu einem ungebildeten Betragen weder oben noch unten zu fürchten ist, da dieser Stand nicht allein Selbsterkenntnis und Busse, von Berufswegen schon, so hoch schätzt, sondern auch bis zu seinen bescheidensten Mitgliedern herunter Bildung genug besitzt, um das Recht jener keineswegs unedelsten Muse, die den vergrößernden Hohlspiegel führt, zu kennen, sowie auch Ehrlichkeit genug, es anzuerkennen mit all dem Respekt, den man jeder ehrlichen Geistesbetätigung, selbst wenn man sie auf dem Irrweg glaubte, schuldig ist. Schon hat auch, wenigstens im kleinen Kreise, der Verfasser die Richtigkeit dieser Annahme durch die Erfahrung bestätigt gefunden und übergibt so in gutem Vertrauen dies Buch den Obengenannten.

Erdmann Gottreich Christaller, 1901

Inhaltsverzeichnis

1.	Ein roter Schwarzer	1
2.	Beim Patron	6
3.	Die Investitur	10
4.	Die Thesen	15
5.	Der Pfarrverein	18
6.	Dorfpolitik	32
7.	Das Ewig Weibliche zieht uns an	39
8.	Liebesbriefe	49
9.	Dekan Seeger	51
10.	Liebesbriefe	56
11.	Großstadtmenschen	58
12.	Drollinger	68
13.	Zur Liebe könnt ich Dich nicht zwingen	72
14.	Mene mene tekel	80
15.	Alarm	91
16.	Disputation	94
17.	Im Konsistorium	100
18.	Pastorale Opposition	104
19.	Auch ein Märtyrer	112
20.	Der neue Luther	116
21.	Ein milder Inquisitor	125
22.	Diplomatie	131
23.	Klug wie die Schlangen	134
24.	Der Geist ist willig, aber –	140
25.	Ecclesia militans	146
26.	Ein Reuiger	152
27.	Ein Renitenter	155
28.	Der heimliche Landesbischof	158
29.	Schmärs Niederlage	160
30.	Eine schwierige Unterschrift	164
31.	Der Sonnenwirt	165
32.	Die Wahrheit bricht los	168
33.	Das Disziplinargericht	172
34.	Erdenabschiedsschmerz	179
35.	Erlösung	182
36.	Frei!	187

ERSTER TEIL

Ein roter Schwarzer

Die Sonne sank schon hinter die hohen Berge. Ins gluterfüllte kleine Wiesenthal strömten kühlere Lüfte von den waldigen Höhen herab, zur Freude der Bauern, die gewaltig bei der Heuernte schwitzten. Unermüdlich hatten sie gegabelt, gerecht, gehäuft, und luden nun die Heuwagen hoch und höher.

Nah dem Bach arbeitete ein junges Ehepaar. Die Frau hielt inne und spähte unter der vorgehaltenen Hand in die Ferne, dorthin, wo die weiße Landstrasse bei einer Biegung des Thais sich verlor.

„Weib, schaff!“ mahnte gelassen die Stimme des Ehemanns. Man merkte es ihm an, dem roten Heiner, dass er von seiner Frau Gehorsam gewöhnt war.

Sogleich machte die Frau sich wieder an die Arbeit, nicht ohne dann und wann ein klein wenig nach jener Richtung umzuschauen.

„Jetzt aber kommet se!“

Eine Staubwolke erhob sich in der Ferne, dahinter gleich eine zweite.

„Witt helfa zieha?“ spottete gutmütig der Bauer. Sonnawirts Gäul werdet scho alloin fertig.“

Als die nun langsamer fahrenden Wagen nahe waren, da und dort von den neugierig näher gekommenen Bauern achtungsvoll begrüßt, hörten auch Heiner und seine Frau einen Augenblick auf zu arbeiten um den Einzug des jungen Pfarrers Oskar Moser zu betrachten, der im ersten zweisitzigen Wagen samt seiner Schwester neben dem dicken Sonnenwirt eingezwängt saß. Ihm gegenüber, auf einem nicht vorhandenen Rücksitz, drückte sich gar noch der Schullehrer, in keineswegs beneidenswertem Gedränge zwischen dem neuen Vorgesetzten und den flatternden Zügeln.

„Der muass aber fromm sein!“ meinte die Heiners-Ev bewundernd, „fast wie der Heiland sieht er aus.“

„Jo, mager gnuag ischt er,“ lachte der Heiner. „Wart no: in 6 oder 7 Jährle, wann er hie abgrast hot und auf die nächst Weid zieht, - was er no für Fett angesetzt hot.“

Und sein' Frau! so a netts jungs Dingele!

„Papp, des ischt doch koi Frau, des ischt jo fascht' a Kind, kaum konfirmiert; wird schätzwohl sei Schwester sei!“

Der Wagen hatte sie jetzt erreicht. Der Pfarrer grüßte sehr leutselig und die Ev knickste lebhaft, während der Heiner ruhig stolz den Strohhut zog, wie vor einem Gleichen; war er doch kein dummer Bauer wie die andern, sondern weit gereist; auch ein Pionier der Kultur, wie der Pfarrer, wenn auch in entgegen gesetzter Richtung, er, der Sozialdemokrat dieses abgelegenen Hinterwalddorfs.

Im zweiten Wagen, einem gewöhnlichen Leiterwagen, standen dicht gedrängt, an die Seiten angelehnt die Gemeinderäte, in langschössigen, dunkelblauen Röcken, uralte stattliche in Ehren ergraute und er grünte Zylinder auf den Köpfen.

Die Wagen fahren weiter. Eine Wendung des Thais und der Strasse — und der Pfarrer hatte plötzlich ganz nahe den Schauplatz seines künftigen Wirkens vor sich.

Ein mittelalterlich romantischer Anblick!

Ins Tal herein schiebt sich, die seitlichen Höhenzüge auseinanderdrängend, ein massig abfallender Bergrücken, rundum durch eine alte Mauer befestigt, auf welcher die ärmlichen Häuschen des Dorfs Markrode ruhen. In Gartenterrassen, einstigen Befestigungswerken, steigt der Berg aufwärts, bis zum stattlichen Schloss Markrode, das hinten von einer riesigen unzerstörbar dicken Mauer überragt wird, einem Zeugen frühen Mittelalters.

Unterhalb der Dorfmauer, wo im Thai ein halbe Dutzend neuere stattliche Bürgerhäuser stehen, ein paar Mühlen, ein paar Wirtshäuser und das Rathaus machten die Wagen Halt. Man stieg ab, allen voran der Schullehrer, der mit erhobenem Arm den versammelten Schulkindern entgegenstürzte, um den Begrüßungschoral zu dirigieren. Bei den Schülern befand sich auch der Unterlehrer, ein stutzerhafter rosiger junger Mann mit goldener Brille, der dem neuen Vor gesetzten eine ungeheuer devote Verbeugung machte. Hinter der Schuljugend aber, den Berg hinauf, stand und hockte ein Publikum, über das der Pfarrer erschrak.

„Welch ein Gesindel!“ sagte er leise zu seiner Schwester. Verbundene Köpfe und Hälse, krumme Rücken, lahme Beine in Menge. Sonst aber sahen die Leute nicht schlecht genährt aus.

Der Gesang war jetzt zu Ende und Alles wandte sich erwartungsvoll dem Schultheißen zu, einem sehr stattlichen, fast riesigen Mann. Schon vorher hatte dieser eine gewaltige Unruhe gezeigt, jetzt aber zitterte und bebte er. Er sollte eine Rede halten und hatte den Anfang völlig vergessen. Der dicke Sonnenwirt lächelte höhnisch und blickte triumphierend zu den Gemeinderäten, als wollte er sagen: Da, den habt ihr mir bei der Schultheißenwahl vorgezogen, ihr Esel! jetzt habt ihr die Schand; fresset nur eure Suppe aus! Von den Gemeinderäten grinsten nur wenige, die meisten wussten die Schwulität ihres Oberhauptes lebhaft zu würdigen. Endlich auf einen flehenden Blick des Ortsgewaltigen erbarmte sich der Schullehrer, dem die zweite Rede übertragen war; er übernahm den ehrenvollen Vortritt und sprach einige hübsche warme ehrliche Worte der Begrüßung. Der Schultheiß wischte sich den Angstschweiß ab und fand glücklich in seiner Hosentasche die Rede, welche ihm irgend ein Schreiber der Nachbarschaft für einen kleinen Obolus angefertigt hatte. Als aber der Lehrer fertig war, da wiederholte sich die vorige Szene, das Zittert. und Beben des Hünen. Schon wollte auch der Pfarrer sich seiner erbarmen und begann mit klarer Stimme, die bis zu den Heuwiese drang: „Meine lieben Markrodener . . .“ als der Schultheiß mit dem Mut der Verzweiflung dazwischen fuhr, — denn gar nicht zu reden, wäre eine zu große Schande gewesen.

Verehrter Herr Pfarrer!“ unterbrach er ihn, „nachdem Ihnen durch allerhöchste . . . Entschliebung vom . . . vom . . .“ (um das hochwichtige Datum ja nicht zu fälschen, guckte er in den Hut, in welchem sein Zettel lag,) „. . . vom 1. Juni d. J. . . .“ (er las: „de J“) „die Pfarrei Markrode allergnädigst übertragen worden ist, . . . begrüße . . . begrüße ich Sie hiemit . . . und

. . . hiemit im Namen der bürgerlichen Kollegien. Möge Ihnen . . . der bürgerliche Kollegien und der ganze Gemeinde. Möge . . . und ich wünsche Ihnen . . . und dass es dem Herrn Pfarre recht guat bei uns gefällt.”

Das Letzte war in der Verzweiflung extemporiert. Die Rede war zwar noch nicht zu Ende, wie man aus dem andauernden Zittern und Schwitzen des Redners ersah, dem Pfarrer aber schien es genug des grausamen Spiels; er bot dem Braven die Hand:

„Ich dank Ihnen, lieber Herr Schultheiß, für die freundlichen Worte, die mich sehr gefreut haben, weil ich ihnen anspüre, dass Ihr Wunsch aus einer treuen ehrlichen Herzen kommt ...”

„Ja Herr Pfarrer!” bestätigte der Schultheiß treuherzig mit Nachdruck, in lebhaftem Dankgefühl. Er hatte seine Haltung wieder gewonnen und strahlte wie ein Sieger, der den Lorbeer empfängt. Seine starken breiten Hände drückten die kleine des Pfarrer allzu sehr.

„Ich danke zugleich auch den Herren Gemeinderäten, die trotz den reichlichen Geschäften der Jahreszeit sichs nicht verdrießen ließ en, mich schon am fernen Bahnhof zu empfangen. Und ich danke besonders den Herrn Lehrern und auch euch Schulkindern für die schöne Probe eures Könnens, mit der ich erfreut worden bin. Nun, ich will heute nicht viel Worte machen und nicht Versprechungen geben, nicht Hoffnungen äußern, deren Erfüllung den künftigen Tagen vorbehalten ist. Nur eins will ich sagen: wir wollen gegenseitig uns mit gutem Vertrauen entgegenkommen und mit Aufrichtigkeit . . .” (hier ging ein Schatten über sein Gesicht —) „mit all der Aufrichtigkeit, die nur möglich ist in dieser schlimmen wahrheitsfeindlichen Welt.” (Das klang wie ein Seufzer.) „Ihr kennt ja das Wort der Bibel: Dem Aufrichtigen lässt Gott es gelingen. So lasst uns aufrichtig sein damit es uns mit Gottes Hilfe gelinge.”

Er sprach unvorbereitet; gewisse Nebengedanken hatten ihn etwas verwirrt und die Rede war ihm ins Peinliche geraten. Immer wieder dies Wort „aufrichtig”, das ihm ganz bitter im Munde wurde. So hatte er hastig Schluss gemacht, einen Schluss, dessen banale Pastoralität ihm widerwärtig war. Er kämpfte den Ekel nieder und sprach lächelnd zum Abschied noch, ein paar freundliche Worte mit den Männern, besonders mit dem Sonnenwirt, dem reichsten und mächtigsten Mann des Dorfs, der auf sein stattliches dem Rathaus. gegenüberliegendes Anwesen zeigte und den Pfarrer zu fleißigem Besuch desselben einlud, nicht ohne den früheren Pfarrer lebhaft herauszustreichen, der ein fleißiger Gast und trefflicher Gesellschafter gewesen sei. Mit dem Sonnenwirt ging auch der unverheiratete Lehrgehilfe zum Abendessen weg, nachdem er wieder seinen eigentümlichen, tiefen, energischen Bückling gemacht hatte, der an das Zusammenschnappen eines Taschenmessers erinnerte.

Der freundliche Oberlehrer bot sich den Pfarrleuten als Wegweiser an und führte sie, nicht links an der Fahrstrasse, welche dicht an der Mauer hin aufwärts führt, sondern auf der so genannten Kirchestaffel empor, welche rechts an der Mauer angebaut ist und diese zwischen Kirche und Pfarrhaus durchschneidet.

Im Pfarrhaus oben stand schon vergnügt grinsend die rothaarige Mariann bereit, ein Schulkind der obersten Klasse, das der Sonnenwirt dem Pfarrer unterwegs zur Beihilfe im Haushalt empfohlen hatte; sie war nämlich aus einer armen kinderreichen Familie, deren Unterstützung für die Gemeindekasse sehr leichtert wurde, wenn auf diese Weise ein kleiner Nebenverdienst ins Haus kam. Das kleine Ding schien recht aufgeweckt, in dem sommersprossigen Mausgesichtchen funkelten ein paar pfiffige bewegliche Äuglein. Ein

bisschen schmutzig schien sie auch zu sein trotz des sabbatlichen Gewandes; - na man nimmt halt, was es gibt.

Das Haus gefiel recht gut; besonders Ännchen, des langen Zwanges müde, entlud sich in lauten Ausrufen des Entzückens über alles. Das Wohnzimmer bot eine Überraschung: da war der voraus gesandte Hausrat schon aufgestellt und fast alles fix und fertig, selbst Blumen prangten in fremden Vasen.

„Ei, was für ein liebenswürdiger Mensch hat das getan?“

Der Schullehrer stand so strahlend daneben, dass man seine Antwort nicht abzuwarten brauchte.

„Sie? Das war schön von Ihnen. Danke! Wissen Sie, was mich heute von all dem Neuen am meisten gefreut hat? das ist Ihr liebes Gesicht.“ Er drückte ihm die Hand. „Auf gutes Einvernehmen! Na, das brauchen wir nicht erst zu wünschen und zu hoffen, das steht schon fest. Aber eins drauf trinken wollen wir; wir haben auch Hunger, gelt Ännchen? und Sie bleiben gleich bei uns! — Doch, doch!“ bestimmte er, da der Lehrer bescheiden ablehnen wollte. „Da Sie nun einmal als vertrauenswürdiger Mann durchschaut sind, müssen Sie’s auch tragen, dass ich gleich die nötigsten Informationen aus Ihnen herausquetsche, die man in neuer Umgebung nie früh genug haben kann.“

Bald schob die Mariann stolz mit ihrem ersten Auftrag als Pfarrmagd ab, um in der „Sonne“ das Nötige zu holen. Ännchen lief glücklich nochmals alle Räume ab, in denen sie fortan als Hausherrin gebieten sollte, und die zwei Männer besprachen sich über allerlei Amts- und Dorfsangelegenheiten. Vor allem über die Spitalgesellschaft da unten; ob denn die Gemeinde so arm und heruntergekommen sei? Die Tüchtigen waren ja allerdings auf den Wiesen beschäftigt, aber dennoch, so viel —, der Pfarrer verschluckte das Wort „Gesindel“.

Nun ja, arm sei die Gemeinde schon, sagte der Lehrer, das meiste Land gehöre der Gutsherrschaft, und Pachtgüter seien eben nicht wie eigene. Aber so schlimm, wie es scheine, sei die Armut doch nicht. Er lächelte mit Hintergedanken. Der vorige Pfarrer, ein reicher Mann, habe die Leute verwöhnt; es sei ganz gut, wenn das jetzt anders werde.

Es klopfte, und herein kam mit dem horchenden Gang eines beinahe Blinden ein schlecht gekleidetes sonderbares Mannsbild, klein und krumm vor Alter mit spärlichen weißen Haaren, beständig zugekniffen Augen und sehr zerfurchtem, unzufriedenem Gesicht. Dumm war er sichtlich nicht. Er sprach sehr hastig und abgehackt leidenschaftlich.

„Sie erlauben, Herr Pfarrer . . . , mein Name ist Storr, ja, . . . Friedrich Storr. Sie werden...“

„Ah Storr, der mir das Gedicht geschickt hat?“

„Jawohl, ja, Herr Pfarrer, . . . der bin ich.“ Er strahlte und horchte mit ganzer Kraft und aufgerissenen Augen nach Lob oder Silberklang oder beidem.

Moser war enttäuscht. Er hatte hinter dem Gedicht, das er gleich nach seiner Ernennung vor ein paar Wochen erhalten hatte und das für ein Bauerndorf erstaunlich gut war, einen ehrenfesten Bürger als Verfasser gedacht, nicht diesen herabgekommenen Bettler. Beinahe mit Erröten dachte er an die artigen Worte, die er damals geantwortet hatte,

„So, das sind Sie? Ich war überrascht, in eine kleinen Dorf solche Gewandtheit im Ausdruck zu finden. Sie müssen recht schöne Gaben haben, die Ihnen doch einen guten Platz in der Welt hätten verschaffen müssen?“

„O Herr Pfarrer, ... ich hab halt viel Unglück gehabt im Leben, ... ja viel Unglück ... und jetzt bin ich alt, ... gesund schon, ... aber ich seh' halt nimmer recht, und von der kleinen Pension als quieszierter Nachtwächter kann ich halt nicht leben. 122 Mark! das wird der Herr Pfarrer selber sagen. Und als Orgeltreter hab ich noch 30 Mark, ... aber davon kann ich nicht leben. Und 's ist auch sonst recht viel Armut hier ..., ja,... und da möcht ich Ihnen die Armen hier recht ans Herz legen, weil Sie jetzt unser Seelsorger sind.“

Moser wechselte mit dem Lehrer einen Blick; „aha!“ und sagte dann: „Ja, ja, lieber Storr, es wird mir natürlich immer ein Vergnügen sein, wenn ich für Sie oder sonst jemand etwas tun kann. Nur scheint es mir, dass Sie vielleicht in einem kleinen Irrtum sind.“ Storr zuckte und horchte auf. „Sie sagen Seelsorger und meinen Leibsorger. Das Erste ist richtiger. Das Geistliche ist mein Gebiet. Wer sich da arm fühlt, der soll zu mir kommen; wer nach Erkenntnis strebt, nach Veredlung seines Gemüts, für den bin ich da. Wer unter einer Last innerlich leidet, im Gewissen oder wie es sei, dem will ich zur Freiheit helfen. Ich wünsche recht viel solche Leute hier zu finden, mehr als man leider gewöhnlich in der Welt findet. Aber wenn euer Leib krank ist, müsst ihr zum Arzt gehen, das versteh ich nicht. Und wenn ihr Geld braucht, so müsst ihr euch eurer Gutsherrschaft anbieten oder einem Fabrikanten und solchen Leuten, ich kann da leider nichts tun. Im übrigen werd ich als Mitvorsitzender der Armenbehörde für alles was nötig ist sorgen; denn ich weiß wohl, dass mancher, der gern was Rechtes arbeiten möchte, nichts findet, weil unsre sozialen Ordnungen leider gottsträflich schlecht sind. Die große n Herren haben eben zu wenig Zeit übrig neben ihren Menschenmordübungen und Länderräubereien.“

Donnerwetter! dachte Storr, der ist nicht übel! Vorher hatte der Alte bereits betrübt den Kopf hängen lassen, bei den letzten Worten aber erhob er ihn frech grinsend, während der Lehrer ein erschrockenes Gesicht machte. Storr war ja selbst ein Virtuos des Schimpfens über Gott und alle Welt und freute sich des vornehmen Kollegen, von dem sich recht gut wendbare neue Brocken aufschnappen Hessen.

„Im übrigen, lieber Storr, genug für heute: es ist mein erster Tag hier. Haben sich ein bisschen sehr beeilt!“ setzte er lächelnd hinzu. „Na, ich begreife ja.“

„Das war recht,“ sagte der Schullehrer, als Storr fort war, „dass Sie gleich deutsch gesprochen haben. Es geht ihm gar nicht so schlecht. Was er gesagt ist ja alles wahr; aber wieviel er sonst Einkommen hat, das weiß nur Gott und vielleicht das Postamt. Er ist ein ganz virtuoser Bettler, besitzt z. B. einen Gothaischen Kalender und brandschatzt mit Bettelgedichten alle möglichen Herrschaften.“

„Nicht schlecht!“ lachte der Pfarrer.

„Sie werden noch manchen Bettelbrief zur Begutachtung erhalten; aber nicht alle üben diese Vorsicht.“

„Was ist's denn mit dem Unglück, das er gehabt haben will?“

Etwas zögernd kam die Antwort: „Er war seiner Jugend Lehrer, aber nur ganz kurz. Er soll — Sachen gemacht haben, durch die er seinen Dienst verlor.“

„So, so. Schade um die schöne Begabung. Ja, so Sachen gehören auch zu denen, die unsre Hochweisen nicht zu behandeln verstehen. Und was gehört nicht dazu?“ —

Man ging heute zeitig zu Bett. Ännchen voll Glück und Ergebenheit gegen Gott und ihren Bruder, dem sie es verdankte, so jung schon eine Herrin zu sein und selbstständig im Hause walten zu können. Sie gelobte auch Gott alles Gute in ihren Nachtgebetchen, und bat ihn, ihre heimliche Hoffnung hier zu erfüllen, dass sie gewürdigt würde, ihren ungläubigen Bruder zur Frömmigkeit zurückzuführen, zu ihrem und ihres tief bekümmerten Vaters Christenglauben.

Oskar Moser aber saß in seinem Zimmer am Fenster, ohne Licht, die Arme auf die Brüstung gestemmt und schaute hinaus. Dunkle, hohe, kaum erkennbare Wäldermassen rechts und links, die sich vorn einander zu nähern schienen, und oben ein kleines Stück bedeckten Himmels. Im Dorfe unten — das obere konnte er nicht sehen — die meisten Fenster dunkel, nur in den Wirtshäusern noch Licht.

Da liegen sie nach der Tages Last und Hitze im totenbleichen Schlaf, diese kleinen, wenig enttierten Geister. Was thu nur ich bei ihnen, durch Welten von ihnen getrennt! Griechisch verstünden sie ebenso gut als mich. Und ich, wie soll ich sie verstehen?

Welch eine tolle erzdumme Welt! Verrückte und Hansdampfe koennen auf deinen Thronen sitzen, und wie mancher kluge, nüchtern gerechte Mann mag hinterm Ladentisch stehen, an der Wage: hier was für zehn Pfennig und dort was für fünf. Protzen messen das Gold mit Scheffeln und ersäufen in Sect ihr bisschen Geist und Menschenwürde, während erlesenen Geistern die Sorge um Brot ihre besten Offenbarungen verkümmert. Kein Mensch an seinem Platz! Wer was Rechtes zu sagen hätte, predigt tauben Ohren. Dann kommt ihr mit Hungers Macht und prostituiert

ihn nach eurem Willen. Mich auch! mich auch! ihr Hunde!! . . . Schäm ich mich? Nein, ich schimpfe, ich fluche euch! . . . Nein, so hoch ehr' ich euch nicht. Ich verachte dich, niederträchtige dumme Welt. Schlage mich durch, wie ich kann, durch dies sinnlos schale Dasein. Auf meinem dunklen krummen Weg. Keinen Stern am Himmel, nicht einen. Keinen Zwei und kein Ziel.

Bei dem Patron

Am folgenden Tag stieg Moser durch den terrassierten Pfarrgarten den Berg hinauf, um dem Kirchenpatron, Grafen von Markrode, seinen Besuch zu machen.

Der Diener führte ihn in einen großen Raum, ein Maleratelier und meldete: Herr Pfarrer Moser. Der Graf, ein wenig aristokratisch aussehender Herr von 50 Jahren, mit Pinsel und Palette, tauchte einen Augenblick hinter einer Staffelei hervor und rief munter und formlos: „Sehr erfreut, Herr Pfarrer, Sie zu sehen. Wollen Sie mich bitte noch einen kleinen Augenblick entschuldigen.“

„Bitte sehr, Herr Graf! ich denke zu hoch von der Kunst, als dass ich betrübt sein könnte, ihr nachgesetzt zu werden.“

„Sie lieben die Kunst?! Das hör ich gern. Umsomehr als das eine Ausnahme ist bei Ihren Amtsgenossen.“

„Früher wohl, Herr Graf. Jetzt nicht mehr so sehr. Die Zeit schreitet fort, selbst bei den Kirchenleuten.“

„Selbst! Das hör ich wieder gern. Sie scheinen ja ein ganz vernünftiger Herr zu sein. Pardon! Sie müssen nämlich wissen, dass ich im allgemeinen die Kirchenleute nicht sehr liebe.“

„Ich auch nicht.“

„Jetzt muss ich aber doch zu malen aufhören, Sie machen dem Bild zu starke Konkurrenz.“

Er legte die Sachen ab und bot dem Pfarrer sehr herzlich die Hand. Sein strahlendes Lächeln gewann sofort Mosers Herz.

Und nun sag ich noch einmal, aber diesmal wahrhaftig, was vorhin nur höflich gelogen war: ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen. Da hat mich ja das Konsistorium besser bedient, als ich selbst. Mit Ihrem Vorgänger, den ich selbst ernannt habe, — Sie wissen ja, dass das Recht abwechselt, — hatte ich kein Glück. Der war ..., na ich habe weiter keinen Grund, ihn schlecht zu machen, ... ein Zelot war er nicht, und sonst — eben ein reicher Mann, der dem Bacchus kräftige Opfer brachte. Er hat manches Mal den Weg von der „Sonne“ herauf nicht mehr allein finden können. Um das Ärgernis stumm zu machen, war er sehr splendid gegen jedermann und hat besonders bei den Armen eine Bettelei groß gezogen —! na, die Ihnen noch manches wird zu schaffen machen.“

„Jaja,“ lachte der Pfarrer, „hat schon angefangen. Storr war gestern gleich da.“

„Natürlich! sonst niemand?“

„Nein, aber jetzt begreife ich auch die Spitalgesellschaft, die mich bei meiner Ankunft entsetzte . . .“

„... Verbundene Köpfe, lahme Beine...?“

„Grade so! Der Schullehrer machte mir eine halbe Andeutung, die ich erst nicht verstand.“

„Alles nichts als Faulfieber, Herr Pfarrer, pigntia olens schlaraffica. Aber die Beliebtheit Ihres Vorgängers wird Ihnen nicht blühen, wenn Sie da Wandel schaffen. Es war ein großer Schmerz, als er ging. Na, ich bin's zufrieden. Des Einen Unglück ist des Andern Glück. Aber ich muss doch auch meine Damen daran teilnehmen lassen.“ Er hatte sich erhoben. „Darf ich bitten?“

Einen Augenblick machte er Halt und fuhr mit leiserer Stimme fort: „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Pfarrer, wenn Sie auf meine Tochter einen etwas befreienden Einfluss haben könnten. Nämlich, sie ist fromm! — meine Tochter! Ein bisschen davon ist ja ganz nett an einem jungen Mädchen und schadet garnichts. Aber mit Mass! Es geht mir fast zu weit. Sie geniert mich oft. Sie hat's wohl von meiner Frau her im Blut, die katholisch ist, eine Italienerin; übrigens selbst gar nicht bigott. Mit meiner Tochter hab ich schon alles versucht,

um sie zu heilen, hab ihr Bücher gegeben, die einen Pfarrer verführen könnten, das allergottloseste Zeug, den Strauss, den Nietzsche, — alles umsonst.“

„Das ist wohl auch zu hoch für ein junges Mädchen?“ warf Moser ein.

„O nein,“ versicherte der Graf, sichtlich stolz, „für die nicht. Sie ist gar nicht dumm. Und ihre Frömmigkeit ist auch nicht die landläufige. Sozusagen eigene Religion. Nun Sie werden ja sehen. Aber eben fromm! Und ich fürchte, ich fürchte . . . Wissen Sie, Helene ist meine einzige Tochter; ich möchte doch nicht, dass sie mir einst einen Ekel von Schwiegersohn ins Haus brächte und mufflige Enkel.“

Der Graf sah einen Augenblick ganz bekümmert aus. Erst jetzt bemerkte Moser, dass er eigentlich nicht hübsch, ja nicht einmal vornehm aussah. Nur das gewinnende Lächeln, das, ohne im mindesten unnatürlich zu erscheinen, fast immer auf seinem Gesicht lag, verlieh ihm eine solche Schönheit, dass man beim ersten Blick gleich von der sichtlichen Herzengüte, Uneigennützigkeit und Anspruchslosigkeit des Mannes ganz hingerissen war.

Sogleich verscheuchte er seine Sorgen, und das Lächeln strahlte wieder. „Na! andiamo!“

Als die Beiden zu den Damen eintraten, saßen Mutter und Tochter bei einander auf einem grünen Samtsofa. Erstere noch immer eine große Schönheit, sanft und weich wie eine Madonna; der Graf, früher Hauptmann in österreichischen Diensten, hatte sie aus dem italienischen Feldzug als eine friedliche Eroberung heinigebracht. Die Tochter hatte sowohl von der Schönheit der Mutter, als von der geistigen Lebhaftigkeit des Vaters das Beste geerbt; aber es war noch etwas an ihr, das aus beiden Eltern nicht erklärbar war und sie fast als eine andre Rasse erscheinen ließ. Sollte das die Frömmigkeit sein, dachte Moser, die ihr Vater nicht leiden mag?

„Kinder,“ rief der Graf sehr aufgeräumt, „ein lieber Besuch, Herr Pfarrer Moser.“

Die Gräfin reichte ihm die Hand. „Ih bin erstaunt, Err Pfarrer! Sie müssen ein ganz ausgezeichneter Err sein, dass Sie meinen Mann so schnell erobert aben. Er ist sonst gar nicht so, namentlig . . .“ Sie brach ab.

„Namentlich gegen die Pfarrer, meinst du. Hab ich schon gebeichtet. Und Absolution bekommen; natürlich, *c'est son metier*. Zudem: nur Herdenmenschen können sich über sogenannte Kränkungen ihres Standes aufregen Für den Selbstmenschen gibt's nur Iche, gute oder geringe. Und über die guten freut man sich, wo man sie findet, besonders in der Einöde.“

„Ja, es ist sehr einsam 'ier, Err Pfarrer! Wir müssen recht zusammen'alten. Sie werden es auh finden in Ihrem leeren Pfarr'aus.“

„Ganz allein bin ich zwar nicht, Frau Gräfin. Ich habe meine Schwester bei mir.“

Das schlug bei Helene ein, die bisher nur sehr unaufmerksam zugehört und gesehen hatte.

„Sie haben eine Schwester? O warum haben Sie sie nicht mitgebracht? Ist sie jung?“ Das sprudelte nur so. Alle lächelten.

„Ja, etwa wie Sie, Fräulein. Aber ... Sie ist ja sonst ein sehr ausgezeichnetes Wesen . . .”

„O, davon bin ich überzeugt!” fuhr Helene dazwischen, und in ihrem ernstesten Blick lag eine solche ihr unbewusste Huldigung, dass der junge Mann fast errötete.

„...nur,” fuhr er lächelnd fort, „. . . das kleine Bürgermädchen ist scheu und wird sich vor der jungen Gräfin fürchten.”

„Vor mir!” rief Helene erstaunt, vorwurfsvoll. „O, ich will gleich gehen und sie holen. Nicht wahr, Mama?”

Diese legte mildlächelnd die Hand auf die der Tochter.

„Das wird so plötzlich nicht gut gehen. Sie wird wohl eben jetzt für den Herrn Bruder kochen. Aber bitte Herr Pfarrer, ich lade Sie beide für einen der nächsten Tage zu Mittag ein ... “

„Für morgen, Mama!”

„Ja für morgen, vorausgesetzt, dass Sie gut abkommen können.”

Moser nahm dankend an, und einige Minuten später stieg er gedankenvoll den Berg herab. Immer sah er das grüne Sofa mit den zwei Frauen noch vor sich, dies Bild, das ihn gleich bei seinem Eintritt so eigentümlich überrascht hatte.

Es ist doch gut, dass ich hier bin, dachte er, und die Spitalergesellschaft war vergessen.

Ännchen bestürmte ihn mit Fragen, besonders nach Helene. Ob sie schön sei?

„Ja, auch schön. Sehr. Aber vor allem — wie soll ich sagen? Weißt du, so etwas ganz Zuverlässiges, Vertrauenswürdiges, gibt’s auf der Welt nicht wieder.”

„Oskar, du bist ja verliebt!” rief Ännchen und schlug die Hände überm Kopf zusammen, halb erschreckt, halb mit wonnigem Gruseln.

„Durchaus nicht,” sagte der Bruder kühl. „Ich vergleiche sie ganz wissenschaftlich mit den Menschen, die ich schon gesehen habe, — nun, und das finde ich dann. Du weißt, ich bin ein sehr misstrauischer Mensch, wenn auch grade die Leute, denen es gilt, meist nichts davon merken. Und ich hab schon oft gedacht: eh ich einen Menschen für Lebenszeit heirate, — so eine Verrücktheit! — lass ich’s lieber ganz bleiben. Aber Die —? kaum zehn Minuten hab ich sie gesehen und würde gleich unbedenklich mit ihr zum Standesamt gehen.”

„Eine Gräfin . . .!”

„Das ist doch eins,” meinte er wegwerfend.

„Oskar! spiel mir nur keinen unglücklichen Roman!”

Er strich ihr freundlich über das Haar.

„Als ob ich so eine romantische Person wäre, wie du. — Aber ich wünschte, dass sie ein

armes Mädle wär. Die Tochter des ärmsten Bauern hier.”

Die Investitur

Der Gottesdienst war zu Ende. Aus drei Kirchentüren strömte nach drei Himmelsrichtungen das Bauernvolk im Sonntagsstaat, heut angeregter als sonst, von wegen des Neuen.

Die meisten, besonders die Frauen, die zu Haus das Essen noch fertig zu richten hatten, entfernten sich gleich der Strasse zu. Andere setzten sich noch ein wenig auf den Bänken unter dem Schatten der hohen Bäume des weiland Friedhofs, oder standen in Gruppen am Rande des Kirchplatzes umher und guckten die Stadtmauer hinab zu den Häusern des unteren Dorfes, oder hinüber zu den waldigen Höhen.

„O, der Heiner ischt in der Kirch gwä!“ rief spottend ein kecker junger Bursch.

„Jawoll,“ sagte Heiner ruhig, „dees ka no öfters vorkomma. Jetzt hent’r wenigstens en Menschen uf dr Kanzel, koi so langweiligs Buach, wie der alt Hager ewä ischt.“

„Gebet Acht, jetzt wurd er no fromm!“ höhnte der Bursch weiter und hielt sich den Bauch vor Lachen..

„Sell no lang net. Aber was gibt’s denn sonst bei euch Hinterwaldbaura am langa Sonntich?“

„Kannst jo furt, wenn drs net gfällt“ erwiderte ein Älterer. „Mir hebet de amol net.“

„Kauf mer du mei Häusle und meine Äcker ab, dummer Esel, no simmer anander glei los.“

In diesem Augenblick kamen zwei Nachbarpfarrer im Ornat vorbei, die als Zeugen bei der Investitur mitgewirkt und sich ein wenig noch in der Sakristei aufgehalten hatten; der stattliche Schmär, das Urbild eines gewaltigen geistlichen Dorfpotentaten, und der feine professoral aussehende Winner.

„Ah, der berühmte rote Heiner,“ ließ sich Schmär, sehr obenherab, vernehmen, „auch mal im Gotteshaus? Ja, wenn’s was Neues gibt, da kann sich so ein Herr schon herablassen, obwohl er auf der Berliner Hochschul für Sozialdemokratie vorgebildet ist. Gelt, wenn halt so alle vier Wochen ‚n neuer Pfarrer kam, das könnt Ihnen passen?“

Einige lachten schadenfroh. Aber Heiner war schlagfertig.

„Wär freile oft net übel. Worum soll mer au viele Jahr ein do verhalta, wenn mehr noch vier Wocha doch scho ällas ghört hot, was er woiss.“

Schmär wandte sich zu Winner: „Hast gehört? Das ist wieder echt.“

„s gibt ja au andere,“ lenkte Heiner höflich ab, „des läugn’ i net. Unser Neuer zum Beispiel, der Herr Pfarrer Moser, — alle Achtung.“

„So, hats ‘n doch gfalla?“ fuhr Schmär merklich freundlicher fort, „des ist recht. Komme Se no au sonst ...“

„Kann scho sein,“ bestätigte Heiner.

„... ‘s wird ‘n nex schada.“

„Noi, schada net. Und was will mer sonst macha am la’nga Sonntich. Wenn’s bloss oi Theater gibt, no frogt mer net lang: welches ischt ‘s best?“

Schmär wurde wieder hochmütig. „Ja, wenn Sie die Sache bloß so ansehen, dann können Sie auch wegbleiben.“

„I weiß. und i kann au komma. Wie i will.“

„Aber gedient ist uns mit solchen Leuten nicht!“

„Worum net? So lang mer taufa lassa und Kirchesteuer zahla?“

Jetzt war Schmär böse und kehrte ihm verachtungsvoll mit rotem Kopf den Rücken. „Mit Ihnen gibts halt keine Verständigung.“

Pfarrer Winner dagegen lächelte und berührte zum Abschied freundlich grüssend das Barett.

„Frecher Sozi!“ kollerte Schmär im Gehen an Winner hin. „Den sollt ich bei mir in Schwandorf haben!“

Heiner blieb schmunzelnd zurück und beobachtete mit Genugtuung in manchem verschmitzten Bauern gesiebt ein heimlich boshafte Vergnügen. Die Bauern fanden im Allgemeinen den Heiner nicht ganz geheuer, ließen sich aber gern, im Wirtshaus und sonst, von seiner überlegenen Intelligenz und Bildung unterhalten und so mählich unvermerkt enteseln. Zum Dank dafür machten sie ihm natürlich ebenso, wie mans auch in der großen Welt den Lichtbringern noch immer gemacht hat. Sie hassten ihn, oder vielmehr, — da ernstere Unannehmlichkeiten beiderseits noch nicht vorgekommen waren, — sie hässelten ein wenig mit ihm und hänselten ihn oft; letzteres jedoch nur, wenn sie in großer Anzahl waren und auch dann nur mit einer gewissen respektvollen Vorsicht, deren freilich in der großen Welt, im ähnlichen Fall, der regierende Geldsack und die hehre Pickelhaube füglich entraten können.

Vor dem Pfarrhaus gab es noch einen kleinen Aufenthalt, da der Dekan, welcher mit Moser und dem Grafen nachgekommen war, noch ein paar Worte mit dem Patron zu reden hatte.

Schmär nahm Moser beiseite. „Nun, was sagen Sie zu dieser Rede des Dekans! Da haben Sie gleich den ganzen Dekan Seeger. Ein Muster von Taktlosigkeit! Zum Beispiel das von dem ‚halben Glauben, mit dem leider so mancher der jüngeren Geistlichen die Kanzel betritt‘.“ Schmär ahmte dabei leise den melancholisch krächzenden Ton des alten Herrn nach.

Moser meinte: „Nun, das nehme ich ihm nicht grade übel. Auf seinem orthodoxen Standpunkt erscheint das eben als ein sehr beklagenswertes Übel.“

„Meinetwegen! aber so etwas sagt man doch nicht! gar vor der ganzen Gemeinde. Was braucht er den Leuten gleich einen solchen Floh ins Ohr zu setzen? Sie werden ohnehin

schon genug Schwierigkeiten haben. Ich wollte mirs verboten haben, dass er mir so unanständig nach meinem persönlichen Glaubensbekenntnis tastet. Das ist ja ganz meine Privatsache."

Der Dekan war jetzt mit dem Grafen fertig, der sich sehr liebenswürdig verabschiedete. Die übrigen Vier traten ins Pfarrhaus.

Drin legten die Herren ihre Talare ab. Dekan Seeger sah äußerst geistlich aus in der dicken weißen Halsbinde und dem langschössigen schwarzen Rock. Er war mittelgroß bis klein, von massiger Leibesfülle; sein leicht aufgedunsenes, ungesund käsefarbiges Gesicht mit den wenigen und schlechten Zähnen zeigte immer einen unzufriedenen, fast mürrischen, oder wie das Volk sagt, grätigen Ausdruck.

„Herr Pfarrer," wandte er sich mit seiner ebenso grätigen Stimme an Moser, „wenn Sie jetzt noch ein paar Minuten für mich allein hätten!"

Moser verbeugte sich und wollte ihn in sein Studierzimmer führen. Da tippte ihn Schmär heimlich an: „Herr Kollege, entschuldigen Sie, hätten Sie nicht einen kleinen Tropfen für uns?"

„Gewiss, bitte! wird sogleich kommen."

Er gab Ännchen im Vorbeigehen an der Küchentür die nötige Weisung und öffnete dann dem Dekan das Studierzimmer.

Der Dekan sah noch bitterer aus als gewöhnlich. Ich habe Ihnen noch ein Wort zu sagen, „Herr Pfarrer," begann er in grätigstem Ton, „das ich Ihnen drüben im Angesicht Ihrer Gemeinde ersparen wollte, — und vielleicht auch durfte. Ich habe Sie im Auftrag des Konsistoriums in dieses Hirtenamt eingesetzt, aber ich habe es ... sehr ungern getan. Es ist mir immer ein großer Schmerz, diese jungen Leute in ein Amt einführen zu müssen, für das die meisten nicht taugen. Die Älteren taugen ja auch meistens nicht, aber die Jungen noch weniger. Wie sollten sie auch! Wer Andre in Kirche und Seelsorge lehren und führen soll, muss erst selber von Gott gelehrt sein. Das sind sie aber in ihrer Jugend noch nicht. Ja schlimmer als das — : sie sind von den Professoren gelehrt; die Aferwissenschaft hat ihren Glauben, wenn er je da war, zerfressen und zermorscht. So sollen sie Diener des Worts werden, das sie nicht glauben. Sie Herr Pfarrer, haben Ihre Unfähigkeit seinerzeit erkannt sind deshalb nach Ihrem Examen, wie ich aus den Akten ersah, dem Kirchendienst jahrelang fern geblieben und haben sich beurlaubt im Ausland aufgehalten. Dafür liebe ich Sie und daraus schöpfe ich Hoffnung für Sie. In dieser Wartezeit mag Ihnen ja manches vorschnell Verworfenen, in dem Maß, als Sie reifer wurden, wieder näher getreten sein, so dass Sie nun glaubten, es mit dem Kirchendienst wagen zu können. Aber wie ich drüben in der Kirche schon andeutete: es wird wohl nur ein armer halber Glaube sein, was Sie haben. Das hat mir auch Ihre Predigt gezeigt; sie war so, wie ich mir zum Voraus gedacht hatte; oberflächlich."

Die letzten Sätze hatte der Dekan gesagt, ohne dem Pfarrer ins Gesicht zu sehen. Aus zarter Herzenshöflichkeit wollte er nicht diese notgedrungen strengen Worte durch seine Blicke noch beschämender machen. Jetzt als er fertig war, schaute er auf, — um seine Strafe in Empfang zu nehmen. O, er kannte sie so gut, diese Strafe für seine ernste Gewissenhaftigkeit, diese Mienen voll Ärger, der nur durch die kluge Unterwürfigkeit vor dem Vorgesetzten für den Augenblick leicht überdeckt war; er wusste so gut, in welcher Wertschätzung er bei

seiner Geistlichkeit stand. Es war ihm ja jammervoll, sich so unbeliebt zu wissen, aber er konnte und konnte nicht anders sein.

Wie erstaunt war er nun, als er Mosers Augen klar, ja mit unverkennbarer Sympathie auf sich ruhen sah.

„Ich kann das alles, was Sie gesagt haben, sehr gut begreifen, Herr Dekan. Von Ihrem Standpunkt aus. Ich verstehe auch, dass Sie von sich aus mir dieses Amt nicht geben würden. Ich würde mir's auch nicht geben.“

„Sie? Aber Sie haben es doch verlangt? Sie haben sich gemeldet?“

„Nicht so ganz freiwillig. Ich war in Urlaub wie Sie sagten, außer Landes, und gedachte dort zu bleiben. Aber man erinnerte mich an meine Verpflichtungen, — Sie wissen, der genossenen Stipendien wegen.“

„Sie konnten ja diese ersetzen.“

„Ich hatte und habe nichts.“

„Man hätte es Ihnen gestundet, so lange Sie wollten.“

„Vielleicht. Aber ich hatte kein Recht darauf Und von fremder Gnade abzuhängen, ist mir von allem Denkbaren das Widerwärtigste. Schulden kann ich nicht ertragen, habe nie die geringsten gehabt, obgleich ich dort in Leipzig anfangs unglaublich dürftige Zeiten gesehen habe. Vor allem aber: als man mich mahnte da kannte ich schon die Welt. Diese schmutzige Welt In der nur Mächte mächtig sind, die nicht anders können, als prostituieren. Alte Weiber, die bei freien Geistern Liebe nie finden können. Überall in Kirche und Staat, ja selbst auf den freieren Gebieten Wissenschaft und Kunst, fast sämtliche Ideen — wenn überhaupt welche da sind, — veraltet und ruinös, nur zwangsweis durch eigennützige Generalpächter in Kurs erhalten. Ah! es gäbe wohl junge Ideale, herrliche, für die man mit Freuden sich begeistern mit Liebeswonne sein ganzes Leben geben möchte. Aber sie werden unterdrückt, gehasst, verfolgt, weil jene eigennützigen Pächter mit ihren Vetteln nicht weichen wollen. „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.“ So spricht der stinkende Fürst dieser Welt noch heute.

Der junge Mann glühte vor Zorn. Seeger war zu verblüfft, er schwieg eine Zeitlang, bis er endlich mit einem gewissen Trotz entgegnete: „Warum dann beten Sie ihn an?“

„Weil ich essen muss und der Teufel auf Sämtliches die Hand gedeckt hat.“

„Sie haben es selbst erprobt, dass man sich prostituieren muss, so oder so?“

„Mehrfach. Zuletzt war ich Redakteur; mein altes Weib eine profitwütige Aktiengesellschaft. Als mich die Kirche dann verlangte, dachte ich: einerlei, schlechter ist sie auch nicht.“

„Schrecklich!“ seufzte der Dekan. „Kennt die Behörde, die Sie angestellt hat, diese Sachlage?“

„Besser als Sie bis jetzt sie kennen. Sie meinen, ich komme mit halbem Glauben? Wenn die

höhere Behörde Ihnen die Wahrheit antworten will, so wird sie Ihnen sagen: Vom Glauben hat er gar nichts, aber die klare juristische Verpflichtung.“

Seeger war entsetzt. „Sie glauben gar nichts? nicht einmal nur an Gott?“

„Verzeihen Sie, Herr Dekan, das ist eine laienhafte Frage. Spinoza glaubte doch auch an ‚Gott‘; ich ebenso. Ich glaube sogar an den Teufel, wie Sie vorhin gesehe haben ...“

„Das ist nicht der Gott und nicht der Teufel.“

„ . . . Wenn Sie aber den modern aufgeputzten Jehova meinen, dann sage ich nein.“

„Einen andern Gott gibt es nicht!“ rief Seeger mit Nachdruck.

Moser verbeugte sich. Fast sagte er „Zu Befehl Herr Dekan!“

„Das ist ja ganz entsetzlich,“ murmelte Seeger indem er auf- und abging.

„Was wollen Sie, Herr Dekan?“ beruhigte ihr Moser. „Die Oberkirchenbehörde konnte nichts machen als was sie gemacht hat. Die Kirche ist eben keine moralische, sondern eine juristische Person, ein öffentlicher Betrieb mit Statuten und Verträgen. Der pp. Moser hat acht Jahre lang Stipendien erhalten, dafür liegt ihm nun die Pflicht ob, gewisse Dienste zu leisten, deren Einzelheiten genau und unzweideutig stipuliert sind. Gesinnungen sind nicht mit stipuliert. Gesinnungen sind eben keine juristische Größe.“

Der Dekan ging noch immer im Zimmer auf und ab. Sein moroses Gesicht war so tief moros, als wollte er weinen. Aber er hielt sich. Dann trat er vor den jungen Mann hin.

„Und sind Sie so — glücklich? Doch ich brauche nicht erst zu fragen.“

„Glücklich!“ wiederholte Moser bitter. „Ich brauche auch Sie nicht erst zu fragen. Haben nicht auch Sie heute müssen? Hassen Sie nicht jetzt, in diesem Augenblick, diese Kirche, der Sie dienen? Prostituierte sind niemals glücklich. Am ehesten noch die, die sich in unwissender Dumpfheit missbrauchen lassen, ohne Ahnung, dass etwas Höheres, so etwas wie Liebe, überhaupt möglich ist. Diese Vielen, diese Kleinen, die geistig noch nicht recht wach sind. Aber wir reifen Geister, wir Idealisten, ganz einerlei welcher Farbe, wir müssen leiden im Dienst mammonisierter Zwangsanstalten.“

„Nein, nein,“ rief der Dekan lebhaft, „Sie haben nicht ganz recht. Stellen Sie nicht mein Leid auf eine Stufe mit dem Ihrigen. Ja, die Kirche hat ekle Geschwüre an ihrem sichtbaren Leib, aber die unsichtbare Kirche, die in der sichtbaren lebt, wie ein edler Menscheng Geist in einem schwärenbedeckten Körper, — die liebe ich mit aller Inbrunst meiner Seele und ihr allein diene ich. Dies heilige Amt, in dem ich stehe, ist mir das einzig Hohe auf Erden. Sie — sind ein Frevler an diesem heiligen Amt, der schlimmste, der mir je vorkam: darum liebe ich Sie und ich will Sie retten.“

Die innere Bewegung übermannte ihn; er fasste mit beiden Händen den Pfarrer an den Schultern. „Du unehrliche ehrliche Seele, du beschmutzter Mensch, der doch heller strahlt als alle, ich liebe dich! Können wir auf diesem Boden uns finden? Du liebst mich auch ein wenig, in deinem Blick hab ichs gesehen. Nun sage mirs auch.“

Ohne diesen Überschwang, aber ernsthaft und wahrhaft, sagte Moser: „Ja, ich liebe dich.“

„Ich danke dir. Du kannst nicht ahnen, wie sehr. Kein Mensch sonst liebt mich; nicht mein Weib! ein Kind hab ich nicht. Und wer sollte es sonst? So viel Amtsbrüder im Bezirk, so viel Wunden in meinem Herzen.“ Er raffte sich auf. „Nein, eine weniger. Aber ich will dich nicht belästigen, mit meinem Leid. Ich will dich retten. Du musst heraus aus diesem Amt.“

Moser zuckte die Achsel.

„Jawohl“, fuhr er fort, „heraus aus diesem Amt, aus dieser Heuchelei, die dich schändet und deine Seele tötet. Ich werde mit der Macht, die mir mein Amt gibt, gegen dein niederes Selbst kämpfen, für dein besseres.“

Er dachte einen Augenblick nach. „So gehts. Du wirst für die nächste Disputation die Thesen liefern. Es wird dir zwar leider nicht viel Zeit bleiben. . .“

„O das macht gar nichts.“

„Es war schon lang ein Kollege damit beauftragt, der aber jetzt seines Nervenleidens wegen um Enthebung gebeten hat. Der Gegenstand ist diesmal die Lehre von der Kirche. Willst du mit deiner ganzen Ehrlichkeit und mit voller Schärfe deine wirklichen Ansichten zum Ausdruck bringen?“

„Ganz gewiss!“ versicherte Moser. „Nur glaube ich, dass du auf diesem Weg am wenigsten Erfolg haben wirst. Gegen den Fetisch Wissenschaft unternimmt man zweimal nichts.“

„Das soll meine Sorge sein. Ich werde ihnen helfen. Also abgemacht!“

„Gut. Ich bin selbst begierig.“

Die beiden Zeugen-Pfarrer hatten sich schon lang über die gründliche Sitzung gewundert. Sie dauerte bereits zwei Flaschen lang, von denen der stattliche Schmär natürlich den Löwenanteil genehmigt hatte. Er war auch schon beträchtlich heiterer geworden. Sobald aber das Dekansgesicht im Zimmer erschien, fiel ein kleiner Mehltau auf seine Fröhlichkeit. Ernste Idealistenköpfe sind eben immer den normalen Kindern dieser Welt unbehaglich, daher man sie auch immer so gern abgesäbelt oder ans Kreuz erhöht hat. Aber völlig starr war Schmär, als er im Lauf des Gesprächs hörte, wie die beiden sich duzten. Er hatte eben trinken wollen und blieb auf halbem Weg mit dem das in der Luft stecken.

Hat der sich aber schnell insinuiert! dachte er. Dann machte er Moser eine spöttische Verbeugung, indem er ihm zutrank. Der Spott war nur gespielt; echt aber die heimliche Hochachtung vor solcher Geschicklichkeit unter wirklich schwierigen Umständen. und noch echter ein bisschen Neid.

Die Thesen

Gleich am folgenden Tag machte sich Moser an seine Thesen. Er ging hinaus, in den Wald, und ließ zwei Stunden lang die Gedanken durcheinander wallen und gären. Dann kam er

heim und setzte sich, nahm die Feder, machte eine schnickende Armbewegung, um die Manschette zurückzuwerfen und das Handgelenk zu lockern und schrieb

Thesen zur Disputation

- I. Kirche oder Kirchen nennt man die Organisationen, welche der an Christus anschließenden religiösen Bewegung erwachsen sind.
- II. Es ist vom Übel, weil Irrtum und selbst Betrug erleichternd, dass das Wort Kirche auch für die so genannte unsichtbare Kirche gebraucht wird, d. h. für die äußerlich nicht organisierte Gesamtheit derer, die von Christus religiös wirklich beherrscht sind.
- III. Alles Geistige, das äußerlich organisiert wird, tritt damit in den Bannkreis des Mammonismus und wird Spekulationsobjekt.
- IV. Die mammonistischen Mächte, welche solchen Missbrauch treiben, sind
 1. der geistliche Hochmut, der sich auf unüberbietbarer Höhe am Ziel wähnt und darum die Weiterentwicklung des geistigen Lebens hemmt.
 2. die Herrschsucht, deren Wesen und Lust darin besteht, fremde Willen zu beugen oder zu vernichten.
 3. die Genussucht, welche auf jede Weise, so auch durch Handel mit geistigen Gütern die Mittel für körperliches Wohlleben zu erwerben sucht.
- V. Jesus kannte diese Feinde des Geistes sehr wohl aus der jüdischen Hierarchie seiner Zeit und verwarf deshalb jede Organisation seiner Anhänger. (Luc. 22, 25 f.) Er war Anarchist.
- VI. Schon bald nach Jesu Tod begann der Ungehorsam gegen seinen Willen und damit die Mammonisierung der Kirche.
- VII. Die Mittel, durch welche das Pfaffentum, d. h. die religiöse Sektion des Mammonismus, sein Ziel erreichte, sind:
 1. die Unterschlagung solcher Momente des Geistes Jesu, welche dem Mammonismus hinderlich sind, z. B. des Organisationsverbots, der freiwilligen Armut u. a.
 2. Einschmuggelung neuer, dem Mammonismus günstiger, z. B. Sünden- und Höllenangst treibender Lehren.
 3. Dogmatisierung des kirchlichen Lehrsystems, d. h. Erhebung einer abgeschlossenen Anzahl von Meinungen ins Absolute, ewig Unwandelbare, wodurch natürlich Produktion und Verschleiß der religiösen Lebensmittel für eine Firma monopolisierbar wurde.
 4. Hierarchische Gliederung der Kirchengewalthaber, wodurch die Einkünfte des Religionsgewerbes zur möglichsten Vermeidung von Streitigkeiten geordnet wurden, ganz wie die Einkünfte der Waffengewalthaber.
- VIII. Folge dieser mammonistischen Ausbeutung der Religion ist das heute noch andauernde bleichsüchtige Siechtum des religiösen Gefühls, das nur darum nicht gestorben ist, weil es der menschlichen Natur solidarisch wesentlich ist.
- IX. Das einzige dauernde Heil, wie für alles geistige Leben, so auch für alle Religiosität, die christliche nicht ausgeschlossen, ist vollkommene Freiheit von jeder Berührung mit Geld- oder Gewaltsachen.

Gleich nachmittags brachte der Verfasser diese Thesen persönlich zum Dekan nach Mittelberg. Einen Besuch war er ihm noch schuldig und außer dem reizte es ihn, die Wirkung seiner Fixigkeit auf den Dekan zu beobachten; denn sonst galt bei den Kollegen das Thesenmachen als große Affäre.

Beim Eintritt in die Wohnung seines Vorgesetzten und Freundes blieb Moser überrascht unter der Tür stehen, Aus einem Zimmer rechts vernahm er ein lautes hässliches Frauengekeif, gegen das sich die wohlbekannte grätige Stimme des Dekans gedrückt und kleinlaut verteidigte. Der Besucher überlegte, ob er nicht lieber wieder gehen solle; dann aber dachte er, hier sei es ein gutes Werk, zu stören, und fragte das Mädchen, das schweigend mit gleichmütig überlegenem Dienstbotenlächeln vor ihm stand:

„Können Sie mich ins Studierzimmer führen und den Herrn Dekan benachrichtigen?“ Pfarrer Moser.

Sie nickte und führte ihn links ab.

Der Dekan schien etwas beschämt, sagte aber nichts als: „Freut mich, dass du kommst.“ Dann all ihm der Pfarrer die Thesen überreichte, wunderte er sich.

„Schon? Wird wohl auch wieder oberflächlich genug sein“, murrte er und vertiefte sich gleich ins Lesen. Bei der vierten These blickte er kurz auf. „Schablonenhaft ist es nicht.“ Dann schüttelte es ihn bei der Stelle „Jesus ein Anarchist.“ Zuletzt legte er unzufrieden das Papier weg mit dem Urteil: „Aber frech hingehauen.“

Das „Frech“ schien Moser nicht abzulehnen, mir gegen das andere Wort wehrte er sich.

„O, hingehauen“, nicht so sehr wie es wohl scheint. Es steckt Strategie drin. Die betrübenden Wahrheiten, die ein Theolog in direktem Hinblick auf seine Kirche nie einsehen und anerkennen könnte, werden zuerst in der dritten und vierten These allgemein erörtert und geklärt, wobei ich die Beispiele nicht aus der Religion, sondern aus Wissenschaft und Kunst nehmen werde. Ist dann die Korruption des geistigen Lebens überhaupt verständlich geworden, so wird die Anwendung des Erkannten auf Religion und Kirche viel machtvoller und zwingender sein.“

„Ich kann heute nicht weiter darauf eingehen“, erwiderte der Dekan; „denn ich bin so sehr müde.“ Er schloss die Augen und Moser erhob sich, um Abschied zu nehmen. „Aber ich möchte gern, dass du doch noch hier bliebest. Es ist mir ein großer Trost, dich nahe zu haben. Macht es dir nichts aus, hier zu arbeiten? Du hast nämlich vergessen, die Thesen lateinisch aufzusetzen. . .“

„Ach ja, wahrhaftig.“

„Es ständen dir alle Hilfsmittel hier zu Gebot.“

„Ja, wenn du erlaubst, geh ich gleich an die Arbeit. Glaub mir, es macht mich glücklich, zu sehen, dass ich dir etwas sein kann. Mein Leben ist sonst so unnütz. Was ich könnte, von mir

aus, — das kann ich nicht, von der Welt aus; und was ich soll, von der Welt aus, das kann ich ja gar nicht, — darin hast du gewiss recht.”

„Diese Erkenntnis freut mich! Das ist der Anfang der Rettung. — Schade, dass der heurige Gegenstand der Disputation nicht so grell, wie es andre tunkönnten, deine Unfähigkeit für das geistliche Amt beleuchtet. . .”

„Ja, ja, der Pferdefuss kommt zu wenig zum Vorschein.”

„Aber in der Disputation selbst kannst du doch dafür sorgen, wenn du willst, dass auch dein . . . (es schauderte ihn vor dem Wort) dein ... Atheismus...”

„... Zum Ausdruck kommt. Gewiss, sehr gern.”

„„Sehr gern” “! wiederholte Seeger langsam. „Ihr jungen Leute seid wahrhaftig schauerlich.”

Der Pfarrverein

In derselben Woche noch tagte der Bezirkspfarrverein im nahen Amtsstädtchen Mittelberg.

Moser schlenderte langsam mit seiner Schwester auf dem Fußweg, der ein großes Stück der staubigen Landstrasse ersparte, durch den hohen Tannenwald. Ännchen war ganz ausgelassen vor Glück. Neben den würdigen Pfarrfrauen sollte sie als gleichberechtigt dazusitzen. Natürlich musste sie viele Lobsprüche zu hören bekommen, dass sie in solcher Jugend schon so geschickt sei. Aber nein; sie verbot sich, stolz zu sein, denn Hochmut kommt vor dem Fall und ist auch gar nicht christlich. Sie nahm sich vor, die Schneicheleien sehr demütig einzuheimsen und ihre eigenen Vorzüge herabzusetzen und anzuzweifeln. Jedoch nicht allzu sehr, — sonst könnte man es glauben. Aber diese kleinen Selbstkasteiungsversuche konnten ihre Hochstimmung nicht dämpfen, alle Muskeln straffte der Übermut. Sie sprang auf die mächtigen Stämme die gefällt am Boden lagen und den Weg kreuzten und lief bis zur äußersten hochragenden Spitze auf ihnen hin, so dass ihr Bruder fast besorgt war.

„Mach dich nicht gar zu mausig, Kleine!”

„Pah, das kann man, wenn man sich so viel mit den Buben herumgebalgt hat wie ich. Da ist man keine Zimmerlies.”

Jetzt sprang sie vom hohen Ende des Stammes herab, dass die Rösche flogen.

„Aber Ännchen”, rief er scherzend hinüber, „schickt sich das für eine gesetzte ehrbare Pfarrfrau?”

„Pfarrfräulein! und eben nicht *gesetzt*, du Schwindler!” rief sie mit voller Lungenkraft zurück, dass es hallte.

„Brüll nicht so! Wenn ein Markrodener es hört, dass ich ein Schwindler sei, dann glaubt ers gar.”

„Hätt auch gar nicht Unrecht.”

„Wart, frecher Spatz!“ rief Oskar und setzte ihr nach. Sie flüchtete. Auf einmal kehrte sie um, machte sich kleinlaut an seine Seite und deutete auf die Strasse hinab, die etwa eine Haushöhe tiefer, in gleicher Richtung wie der Fußweg, im Thai sich hinzog.

„Da unten sind Betrunkene. Geh langsamer, dass wir mit denen nicht zusammentreffen.“ Der Punkt war nämlich nahe, an dem der Waldweg in die Strasse einmündete.

Moser spähte hinunter. „Das sind keine Betrunkenen. Eher Pfarrer.“

„Doch, doch! Sieh nur den Einen, den rechts auf unserer Seite, was der für großspurige Armbewegungen macht.“

„Die werden halt disputieren, vielleicht über die Inspiration. Aber wenn du willst, gehen wir lieber schneller, um ihnen voraus zukommen. Ich mag nicht vorn beschränkt sein.“

Sie beeilten sich. Aber da kamen wieder überzwerche Baumstämme, die sie überklettern mussten. Kurz, als sie an die Strasse herabkamen, waren Ännchens zwei Gefürchtete nur wenig Schritte hinter ihnen.

Der Breitspurige, der wie ein Eremit aussah, mit langem weißem Bart und lustigem weinrotem Gesicht, zog in weitem Bogen den Hut.

„Schön guten Abend, meine Herrschaften! Auch nach Mittelberg?“

„Ja, nach Mittelberg“, sagte Moser, oberflächlich zurück grüssend; er wollte, Ännchen zu lieb, das heftig seinen Arm drückte, weitergehen.

„Wür göhen auch hün, ün den Bären! Sü auch etwa?“

„Jawohl.“

„Ach, da sünd Sü gewüss der neue Pfarrer von Markrode! Freut mých sehr, Herr Kollöge! Mein Name ist Stroh, von Unterbürkach.“

Jetzt war kein Entrinnen mehr. Die Vier gingen zusammen weiter. Der Andere, der wie ein behäbiger Gutsbesitzer aussah, mit strengem, befehlsgewöhntem Gesicht, stellte sich ebenfalls vor, kurz angebunden, doch nicht unhöflich: „Pfarrer Bender von Winnenden.“

„Und glücklicher Besützer eines hörrlichen Pfarrweinbergs nebst düto Weinkeller“, predigte Stroh in begeistertem Ton, während Bender ihm strafend einen kleinen Rippenstoss gab. Das störte aber Stroh gar nicht.

„Uehr Vorgänger in Markrode hat ümmer auch Manches von Bender bezogen. O, der war Kenner! Und sein Keller, ah, der war noch hörrlicher als Benders. Du nümst mürs nicht übel“, wandte er sich an diesen, „üch hab ja dem Deinigen heute durch die Tat schon höchste Ehre erwüsen.“

Bender, dem Strohs Benehmen peinlich war, wollte ablenken. „Schön, Herr Kollege, dass Sie

gleich die Frau Gemahlin mitbringen. Die meinige ...”

Aber Ännchen, das sich schon nicht mehr fürchtete und den alten Eremiten sehr lustig fand, lachte dazwischen: „Ich hin ja doch nur seine Schwester.”

„Schwöster?” rief Stroh entzückt. „Da sünd Sü wohl noch unheweugt! Doppelter Kollege! Sehn Sü, üch habe mür auch büs in den Schnöö des Alters meune Keuschheit bewahrt.”

Jetzt gab ihm Bender einen sehr kräftigen Rippenstoss, drängte sich zwischen ihn und das Geschwisterpaar und raunte streng: „Jetzt aber bist still!”

„No!” machte der also Gerüffelte, ganz verblüfft, fasste sich aber gleich und sagte in sehr herabgeminderter Stimmung: „Du kannst dir das meinewegen erlauben. Wenn man einen so hörlichen Weinkeller besitzt”

Bender beachtete ihn nicht weiter und unterhielt den neuen Kollegen über seine ausgezeichneten Wein- und Obsterträge. Seine Bäume, die solle Moser einmal sehend grad wie die Grenadiere stehen sie da! so müsse es sein. Alles selbstgezogen. Vor zwanzig Jahren, bei seinem Eintritt in die Stelle, sei nur lauter krummes Lumpenzeug schlechter Sorte da gewesen.

Er sprach in selbstbewusstem gemessenem Ton, bis er zufällig auf die Jhehrer zu reden kam. Die mochte er gar nicht, schimpfte über ihre Unbotmäßigkeit gegen den geistlichen Ortsschulaufseher und über ihren Hochmut, der immer höher hinauswolle. „Bringt mir da neulich mein Lehrgehilfe seinen Konferenzaufsatz, überspanntes Zeug, voll von Zitaten aus allen möglichen modernen Schriftstellern, die kein Mensch kennt, von Heine und Seume und dergleichen. Kennen Sie Heine und Seume?”

Moser war überrascht und selbst Ännchen sah den Bruder verwundert an. Dann gab Moser zu, diese Leute allerdings zu kennen und entschuldigte es höflich damit, dass Literatur sein besonderes Steckenpferd sei.

„So, so. Ja. Wir Alte sind halt noch aus der alten Zeit. Aber einen Schullehrer geht doch das jedenfalls nichts an.”

Man hatte allmählich Mittelberg erreicht. Das Bärengasthaus war gleich eins der ersten Gebäude und sein Anblick belebte auch den verstummten Stroh wieder. Man ging sogleich in den Wirtschaftsgarten, der mit seinen dicken alten Eichen- und Tannenbäumen eigentlich mehr ein Wald war und sich jenseits der hölzernen Schranken in den ansteigenden Bergwald fortsetzte.

Die Wirtschaft war um diese Zeit schwach besetzt, denn für die ändern Leute war heute Werktag. An einem entfernten Tisch saßen ein paar Beamte des Städtchens, sonst waren nur Pfarrleute da, etwa zehn Männer und ebensoviel Erauen, schon die größere Hälfte der erwarteten Versammlung.

Stroh, dem mehrere fröhlich entgegentranken, „Prost Eremita!” führte schon wieder das große Wort: „Meine Herrschaften, als ehrlicher Fünder überbrünge ich Uehnen hiemit von der Landstrasse unsern neuen Kollögen von Markrode und hur sein Fräulein Schwöster, — nücht Frau! wohlgermekt. Er üst noch ein weuser Mann. Möge ers bleuben.”

Die Vorstellung erregte einige Aufmerksamkeit, denn Moser gehörte zu den Leuten, die schon unbekannt einigermaßen bekannt sind, denen ein Ruf vorausgeht, in seinem Fall freilich kein überwiegend schmeichelhafter. Man erhob sich zur Begrüßung und die zunächst Sitzenden reichten die Hand. Ehe noch Stroh die Namen der Anwesenden nennen konnte kam ein blonder Herr von vierzig Jahren mit lebhaften Äuglein und langen Haaren herbei, um Moser eifrig und doch patronisierend die Hand zu schütteln.

Bei seinem Anblick kam Stroh in Eifer und stellte vor: „Herr Pfarrer Gschwindle, der Stolz der Diözese! das gelehrteste Haus weit und breit! die fleischgewordene Realencyklopädie von Herzog! schlagen Sü ihn auf, wo Sü wollen, Sü werden alles finden“

Gnädig lächelnd sagte Gschwindle: „Na, Eremita aus welchem Keller haben Sie heute Ihren Geist bezogen?“

Ohne die Antwort abzuwarten, führte er Moser und seine Schwester dem Tisch entlang, indem er die Namen der Anwesenden nannte. Bei den Frauen die am nächsten Tisch gesondert saßen, wurde Ännchen abgegeben, und nun verwickelte der gelehrte Gschwindle den neuen Kollegen sofort in ein wissenschaftliches Gespräch, teils um gleich seine eigene Weisheit ins Licht zu setzen, teils um der Wissenschaft des Neulings auf den Zahn zu fühlen. Wie alle ausgesprochenen Spezialisten litt er an einem ungestillten Hunger nach Mitteilung, da er die geistig trägeren Durchschnittspfarrer denen er immer nur notgedrungen Einiges von seinen Perlen hinwarf, wenig brauchen konnte. Den Moser fand er im Punkt des Wissens auch ungenügend, aber das rasche und richtige Auffassen des Mannes und seine Freude am geistigen Turnieren befriedigte den Hochgelehrten sehr.

Die Weisheitspflege wurde aber bald gestört. Bender, der mit seinem Freund Eremita einen kleinen Streit gehabt hatte, da letzterer sich durchaus nicht abhalten ließ, noch eins zu trinken, kam jetzt mit dem zufällig in der Wirtschaft anwesenden Kameralverwalter, einem rothäutigen Choleriker, herbei und meldete Moser dass dieser Herr ihn zu sprechen wünsche. Moser vermutete eine freundschaftliche Vorstellung und ging ihm sehr freundlich entgegen.

„Sehr angenehm, Herr Kameralverwalter.“

Der Angeredete zog die Stirn in Falten und übersah die dargebotene Hand. „Regierungsrat! wenn ich bitten darf. Regierungsrat Lax!“ Welch ungebildeter Mensch! dachte er dabei; weiß nicht einmal, dass ich Regierungsrat geworden bin, nachdem es vor vier Wochen schon in allen Zeitungen stand. Bender hatte den unverzeihlichen Fehler gemacht, aus alter Gewohnheit den gestiegenen Herrn noch mit seinem alten Titel zu bezeichnen.

Moser war befremdet „Pardon, Herr Regierungsrat. Ich wusste nicht ...“

„Ich wollte Sie fragen, unterbrach der hohe Herr barsch, „bis wann Sie endlich Ihr Besoldungsholz ...“

Der Pfarrer trat beiseite und sah zurück. „Bitte –! Sie sprachen mit dem Hausknecht?“

Lax mit erhobener Stimme: „Ich bin nicht hier, um Ihre Witze zu hören. Ich will wissen ...“

„Tut mir leid, ich kann Ihren Ton nicht verstehen. Bitte den schriftlichen Weg zu wählen.“

Adjö Herr Regierungsrat.”

Der hohe Herr ging wutschnaubend ab.

„Das war unklug, Herr Kollege,” sagte Bender erschrocken. „Er ist ein sehr einflussreicher Mann.” Moser zuckte die Achseln: „Aber ich nicht sein Hausknecht. Was wollte er denn?”

„Ihr Besoldungsholz sollte schon längst aus dem Wald abgeholt sein.”

„Ja, das ist nicht meine Schuld. Heut ist der sechste Tag, dass ich hier hin.”

„Das wusste der Regierungsrat allerdings wohl nicht. Ich würde an Ihrer Stelle die Sache noch gütlich beilegen, sonst sind Sie gleich bei der ganzen staatlichen Beamtenschaft böse angekreidet.”

„Ich habe gar nichts zurückzunehmen. Ich verlange durchaus nicht, nach Verdienst behandelt zu werden, aber unter anständig, gehts nicht.”

Gschwindle war weg. Gleich beim Anfang der Szene hatte er die Brauen hochgezogen: o, das ist so ein Herr? gut, dass ichs weiß. Er ging ohne ein Wort weg und tat, als ob er mit seiner Frau etwas zu reden hätte.

Sein Rückzug wurde auch durch den allgemeinen Aufbruch maskiert. Der Dekan war soeben am Garteneingang erschienen, ging aber gleich, da er um diese Tageszeit nicht schon zu trinken liebte, in den großen Saal, in dem die Verhandlungen sein sollten. Das war für die Herren das Zeichen, auszutrinken und sich auch dorthin zu begeben.

Beim Gehen fühlte Moser eine sanfte Hand seine Schulter berühren, drehte sich um und sah in das lächelnde Gesicht eines Kollegen von etwa fünfzig Jahren. Moser freute sich: ah, ein geistiger Mensch.

„Das haben Sie gut gemacht vorhin mit dem ollen Truthahn.”

Sie lächelten sich an, offenbar sehr voneinander befriedigt.

Der Ältere fuhr fort: „Mein Name ist Haller, wie Sie vorhin gehört oder wahrscheinlich nicht gehört haben. Ich kenne Sie schon lang; dem Renommeé nach. Sie sind ein Mensch —” er ahmte den ärgerlich strafenden Ton eines Vorgesetzten nach, „ein Mensch, der immer seinen eigenen Kopf hat und eigene Wege geht, der sich nicht fügen kann, und dem der schuldige Respekt vor der bestehenden Ordnung und vor seinen Vorgesetzten in bedauerlichem Masse abgeht.

Moser lachte und schlug zerknirscht an seine Brust: „Ich bin erkannt!”

Haller tröstete. „Bin auch so einer. Wir werden gute Freunde sein. Übrigens besser gesagt: ich war so einer. Jetzt bin ich jenseits von allem. Nur noch heiterer Zuschauer.”

„Wer auch schon so weit war!”

„War doch zu früh. Kommt alles noch. Da? war auch ein heiterer Fall vorhin, wie der große

Gelehrte französisch wegging, nach Ihrem bedenklicher Encontre mit dem Truthahn.“

„Richtig. Das hab ich gar nicht beachtet.“

„Das sieht Ihnen auch gleich. Müßens aber dem große n Gelehrten nicht übel nehmen.“ Der andre machte eine nachlässig ablehnende Handbewegung. „Sein einziges Ziel ist nämlich eine theologische Professur, die er gewiss auch verdient. Daraus ist der ganze Mann zu erklären. Er ist höchst liebenswürdig gegen jedermann, denn jeder schafft ein kleines Teilchen seines Renommees, das für ihn so wichtig ist. Jeder könnte etwa der Vetter eines Veters eines Akademikers sein, — o Gschwindle rechnet mit den kleinsten Wahrscheinlichkeitsbrüchen! Wenn man aber, wie Sie lieber Moser, in den ersten paar Tagen schon in der Person des Regierungsrats die ganze Beamtschaft sich verfeindet, — na, dann ist man überhaupt keine positive Größe mehr.“

„Schade,“ meinte Moser. „Man kann sich doch mit ihm unterhalten. Er ist bedeutend über dem Durchschnitt.“

„Ja gewiss. Er weiß erstaunlich viel. Sicherlich ist ihm kein Professor in Deutschland darin überlegen. Sehr viel Wissen, aber leider kein Mark. Kein Kerl!“

Sie waren unterdes im Saal angekommen, wo man vorerst noch in Gruppen umherstand. Der Dekan saß einsam oben am Tisch. Neben ihm nur Boner, der zweite Stadtpfarrer von Mittelberg, mit seinem glattrasierten, broncenen, an den große n Napoleon erinnernden Gesicht.

Haller machte seinen Begleiter auf ihn aufmerksam. „Sehen Sie dort den großen Bonaparte —, Boner wollt ich sagen. Einsam beim einsamen Dekan. Dieses sprechende Gesicht! grade so hart und herrsüchtig ist er; die Kollegen mögen ihn alle nicht. Außerdem hält er sich auch deshalb so dicht zu seinem Vorgesetzten, weil er selbst noch Dekan werden möchte; sein Examen war grade noch zweifelhaft auf der Grenze. Wenn er recht stramm nach oben blickt — und das tut er —, so kanns vielleicht noch reichen.“

„Aber bei diesem Dekan wird so was wenig fruchten.“

„Stimmt. Das ist auch sein Jammer. Immerhin tut er, was möglich ist.“

Indem der Dekan den Blick umherschickte, ob wohl alle versammelt seien, sah er seinen jungen Freund so vertraut bei Haller stehen. Der Leidenszug in seinem Gesicht vertiefte sich. Er winkte Moser herbei.

„Lieber Moser, da hast du gerade den Umgang gefunden, der am allerwenigsten für dich passt. Erfülle mir einen Wunsch, den ersten und für lange Zeit den einzigen: geh nicht weiter in der Freundschaft mit diesem Mann.“

„Bitte, verlange das nicht; ich sage so ungerne nein. Haller gefällt mir, — soweit ich auf den ersten Blick eben urteilen kann. Lass mich wenigstens sehen, was hinter ihm steckt.“ —

„Nichts steckt hinter ihm. Er ist der vollendete Nihilist. Hat Nietzsche und andere Hauptsatanisten mit große m Schaden gelesen. — Aber ich sehe, das zieht dich nur an. Ach, du wirst nur nach schweren trübsalreichen Irrwegen gerettet werden. Tu was du nicht lassen

kannst.” —

„Er wird Sie vor mir gewarnt haben?“ fragte Haller, als Moser zurückkam.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Nun ich kenne ihn eben. Wenn Sie noch nicht fest angestellt wären, so wären Sie in drei Wochen Herrn durchschaut zu haben; ich weiß ja, was er von mir denkt; er hat mirs in seiner prachtvoll ehrlichen Weise nicht verhalten.“

„Sollte ihm das Konsistorium so zu Willen sein?“

„Ja, in solchen Kleinigkeiten unbedingt. Er ist dort lästig, natürlich, dieser einseitige Idealist. Man tut ihm selten den Willen, umso mehr sind dann solch unschuldige Wünsche dem Konsistorium förmlich Befehl.“

Der Dekan gab jetzt dem Vereinsvorstand, Pfarrer Gschwindle, ein Zeichen, ob er nicht beginnen möchte, und dieser eröffnete die Versammlung. Zum Anfang wurde regelmäßig ein Abschnitt aus dem Neuen Testament im Urtext gelesen und besprochen; das geschah dem Dekan zu lieb, die ändern hätten es nicht verlangt, zwei oder drei vielleicht ausgenommen. Das griechische Buch ging von Hand zu Hand, da die Mehrzahl keins mitgebracht hatte.

Als die Reihe an Stroh kam, wurde er skandalös. Er hatte die Stelle Römer 7, 24 zu lesen: „Ich elender Mensch! wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes?“ Diesen tragischen Jammerruf des Apostels las er mit einer Stimme, in welcher nur allzu deutlich die alkoholische Gehobenheit seines Herzens jubelte, so dass der sittenstrenge gläubige Mensing ihm gegenüber entrüstet seinem Nachbar zuflüsterte: Stroh ist wieder einmal betrunken. Es war nur geflüstert, aber Stroh hörte es und erhob sich mit der Miene beleidigter Unschuld.

„Uech? Wü können Sü . . .“

Er brach plötzlich ab, erschrocken über die keineswegs freundlich auf ihn gerichteten Gesichter aller Kollegen, und als er ängstlich zum Dekan hinüberspähte, da knickte er unter diesem strafenden Blick zusammen. Er setzte sich und gab das Buch weiter. Als dann über das Gelesene Einiges gesprochen wurde, benutzte der reuige Sünder die Gelegenheit, um in Form erbaulicher Bemerkungen seine Bussfertigkeit anzudeuten. Und es war ihm wirklich ernst; die Weindünste waren ganz verflogen, seine Haltung demütig, und die Stimme, die vorhin so unzeitig gejubelt hatte, schien jetzt mit Tränen zu kämpfen.

„Sehn Sie, wie schön!“ flüsterte Haller zu Moser. Der Alte war wirklich charakteristisch schön, ein echter frommer Eremit, mit seinem langen grauen Bart, wenn er ab und zu die meist niedergeschlagenen Augen zum Dekan erhob, diese halb noch vom bösen Gewissen verwirrten, halb von frommer Gläubigkeit verklärten Büsseraugen, und wenn er dabei redete von dem Jungfrauensohn, der um unsrer Sünden willen (er seufzte) am Kreuz gestorben sei. Auch der Dekan war sichtlich befriedigt und besänftigt.

Als niemand mehr das Wort ergriff, ging eine Bewegung durch die Versammelten. Nun sollte der große Gegenstand des Tages vorkommen, die Besoldungsfrage. Allein der Dekan, der diese Beratung am liebsten ganz verhindert hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, wollte wenigstens die Zeit für den ungeistlichen Streit, der zu erwarten war, beschnipfeln und bot als

zweite Programmnummer einen Vortrag an, den er schon lange für die Kollegen in Bereitschaft habe.

Gschwindle kam in Verlegenheit; denn auch ohne die Gesichter der Anwesenden zu prüfen, wusste er; wie unerwünscht dieser Vorschlag Seegers war. Er erhob Bedenken, er fürchte, dass, mit Rücksicht auf den nachfolgenden Hauptgegenstand des Tags, die Besprechung des so überaus wertvollen dekanatlichen Vertrages heute zu kurz kommen könnte; ob nicht der Herr Dekan lieber das nächstmal die Güte haben möchte.

Allein der Dekan versprach, es werde nicht allzu lang dauern und so erteilte ihm Gschwindle das Wort.

„Ausgezeichnet!“ flüsterte Haller wieder, „genießen Sie nur diese Gesichter.“

Einzig der sehr oppositionelle Pfarrer Schmär, der zudem den nachfolgenden Vortrag zu halten hatte, wagte mehr als nur Gesichter machen. Ziemlich laut murrte er: „Wenn ein Dekan wünscht, so hat unser Vereinsvorstand zu gehorchen. Schönes Rückgrat!“

Der Vortrag begann, und zwar über den Jungfrauensohn Immanuel nach Jesaja 7, 14. Mit viel Gelehrsamkeit und fast ebensoviel Scharfsinn bekämpfte Seeger die moderne fast allgemein angenommene Ansicht, dass dieser Immanuel des Propheten einfach der Sohn einer zeitgenössischen jungen Hebräerin war und verfocht die Auslegung des Evangelisten Matthäus, dass die vom heiligen Geist inspirierten Worte des Jesaja, — wenn auch dieser selbst sie vielleicht nicht ganz verstanden haben möge, — unbedingt bedeuten: einst werde eine Jungfrau ohne Mann einen Sohn gebären, welcher der Weltheiland sein werde.

„Ist er nicht rührend, unser lieber Dekan Seeger?“ meinte Haller.

Gschwindle trug fortdauernd ein überlegenes Lächeln zur Schau, teils weil er seinem wissenschaftlichen Ruf dies schuldig war, teils weil er den Kollegen zeigen wollte, dass er doch dem Dekan gegenüber seinen eigenen Kopf habe. Nach Schluss des Vortrags sprach er als Vorstand einige übliche Dankesworte, lobte was zu loben war, die große philologische Gelehrsamkeit und den aufgewendeten Scharfsinn, wies aber dann mit meisterhafter und sehr dankbar aufgenommener Kürze die gänzliche Unhaltbarkeit der von Seeger vertretenen alten Auffassung nach.

Nach diesem hielt es niemand mehr für der Mühe und Zeit wert, die offene Tür noch mal einzurennen. Nur zwei Verteidiger erstanden dem Dekan. Zuerst ein herrnhutisch erzogener Pfarrer Mensing, derselbe, der vorhin Stroh gerügt hatte; er bekannte sich mit Märtyrerwollust als Anhänger jener altmodischen Auffassung, ohne neue Gründe zu bringen. Und dann, nach einem kleinen Kampf mit sich selbst, erkühnte sich auch der rothaarige und rotbärtige Pfarrer Hummel zur Verteidigung, ein Mann von bäurisch groben Gesichtszügen, deren Unfeinheit er durch äußerst sorgfältige Frisur und Kleidung auszugleichen strebte, in Wahrheit aber nur noch mehr hervorhob.

„Aha!“ sagte Haller zu Moser, „der tut dem Dekan rein alles zu Gefallen. Ich nenne ihn den Devotionsstreber, während Schmär, Ihr Zeuge vom Sonntag, Oppositionsstreber ist und viel bellt, weil er denkt: ein böser Hund kriegt viele Knochen.“

Hummel sprach nicht so entschieden wie Mensing; man merkte ihm die Scham an. Er kaute

einiges, was der Dekan schon gesagt, wieder, indem er es sowohl billigte, als auch andererseits wieder bezweifelte, um es dann zum Schluss fast entschieden zu billigen. Er habe seine - Forschung über diesen ebenso wichtigen 'wie schwierigen Gegenstand noch nicht abgeschlossen, danke aber dem verehrten Herrn Dekan für seine überaus wertvolle Förderung.

„Noch nicht abgeschlossen,“ lachte Haller zu seinem Nachbar. „Das ist die Weisheit unserer Theologen in nuce. Sie schließen einfach nie ab. So können sie ihr Leben lang alles glauben und alles ungleich nicht glauben, je nach Bedarf.“

Endlich war die Bahn frei. Schmär erhielt das Wort zu einem Vortrag über die Besoldungsfrage. Er erhob sich energisch in all seiner Stattlichkeit, indem er mit Geräusch seinen Stuhl zurückwarf, trat dann hinter diesen, drehte ihn mit kühnem Schwung herum und stellte ihn schief auf die Vorderbeine nieder, so dass er gleichsam hinter dem Stuhl verschanzt war, und nach Belieben ein Knie auf den Sitz stützen oder dem dicken Bauch an der Stuhllehne einen Halt geben konnte. Dann blickte er einen Augenblick stumm martialisch um sich.

Haller beobachtete das sehr vergnügt. „Der Oppositionstreber! heut hat er seinen großen Tag. Sie werden ihn bellen hören!“

Schmär verstand die Worte nicht, warf aber dennoch einen strafenden Blick auf den Störer der Weihepause und begann dann unter gespannter Aufmerksamkeit Aller.

„Meine Herrn! Es ist wahrlich nichts Erhebendes, wenn man die heutige Lage unseres Standes mit derjenigen vergleicht, in der er sich noch vor einem halben Jahrhundert befand. Damals war der Pfarrer ein bedeutender Herr, unbedingt der Erste auf seinem Dorf. Viele Vollmachten waren in seine Hand gelegt, seine Gunst war gesucht. Und das zeigte sich auch im Materiellen: in den Pfarrhäusern herrschte ein Überfluss, der es dem Pfarrer erlaubte, nicht allein ein Vater aller Armen zu sein, sondern auch gegen jedermann jene sprichwörtlich gewordene Gastfreundschaft auszuüben.

„Wie ist das anders geworden! Wie ist der Stand herabgesunken von seiner stolzen Höhe. Alle Machtbefugnisse sind uns genommen, eins ums andre. Der weltliche Ortsvorsteher, so klein neben uns an Bildung, ist an Macht uns tatsächlich über den Kopf gewachsen; und wenn auch vielfach diese Tatsache der Einsichtsschwäche des Volks noch verschleiert ist, — jeder kleine Konflikt, der zu einer Kraftprobe führen könnte, würde die beschämende Wahrheit offenbaren, wenn er nicht ängstlich von uns vermieden würde. Auch die Lehrer erheben wider uns das Haupt und werden siegen, kein Mensch bezweifelt es. Und lasst sie nur erst frei und gleich neben uns stehen, so werden sie zuverlässig bald die Stärkeren sein. Denn uns — braucht man nicht mehr, als nur zum Sterben, woran ja der Mensch trotz aller Ermahnung erst dann denkt, wenn es recht spät am Abend für ihn ist.

„Man braucht uns nicht mehr. Noch niemals ist der Pfarrer mehr den Leuten nachgelaufen und hat sich saurer bemüht mit Wohlfahrtseinrichtungen, Vereinstätigkeit und allen denkbaren Dingen. Und niemals trotz alledem hat er weniger Dank und Ehrfurcht gefunden. Kommen die Leute zu uns ins Haus, — einst kamen sie mit gekrümmtem Rücken und vollen Händen, und jetzt?! Sie wissen, meine Herrn, dass ich ja persönlich mich nicht beklage. Wo wirklich im Amt eine wuchtige Persönlichkeit steht, da wird sie noch immer den nötigen Respekt sich erzwingen; aber nur feiger Dummheit der Leute zwingt sie ihn ab, der Leute,

denen auch die Ohnmacht imponiert, wenn sie nur mit den Gebärden der Macht einher zuschreiten versteht. Was ists denn in Wahrheit mit unsrer Macht? Befragen wir darüber den sozialen Dynamometer, die Einkommenshöhe.

„Der Staat schlägt unsre Dienste nicht hoch an. Wir sind anerkanntermaßen die Schlechtestbezahlten unter allen akademisch Gebildeten, trotzdem wir wohl sagen dürfen, dass wir die Gebildetsten unter allen Beamten sind, Dank der zentralen Wichtigkeit unsrer Fachstudien, Philosophie und Theologie, — vergleichen Sie damit die arme Bildungskraft, fast machte ich Sagen die starke Verknöcherungskraft der machtgewährenden Rechtswissenschaft! — die Gebildetsten ferner auch, Dank den alten Stiftungen, die für unsern Stand seit Jahrhunderten schön das herrliche allen ändern nur in der Zukunft winkende Ideal erfüllt haben: Bildung umsonst allen hervorragenden Köpfen. und dennoch die Schlechtestbezahlten! Dass die bittere Not und die Sorge ums tägliche Brot in so manchem Pfarrhaus ihr grinsendes Angesicht zeigt.“

„Na, na!“ machte Haller vor sich hin, doch so, dass es zu des Redners Ohren drang.

„Welcher Rentner ruft hier: Na, na? Wir Andern sind leider keine. — Und nun, meine Herren: Woher dieser traurige Zustand, dieser beschämende Umschwung der Dinge, die einst waren? Zwei große Ursachen sehe ich, von denen wohl mancher sagen möchte: Vis major! da wider kann man nicht? Da ist der demokratische Zug der Zeit, vor dem alle Autorität verblasst, auch die geistliche. Da ist fürs zweite die wachsende Entfremdung des Zeitgeists vom Christentum. Zwei böse Tatsachen, unter deren Druck wir nun einmal stehen. Ich aber sage: auch so, trotz dieser wahrlich schlimmen Lage, - wie Vieles könnte besser sein, wenn unsre Kirchenregierungen besser waren, mehr Mut, mehr Weisheit zeigten. Hier liegt die dritte und größte Schuld. Auch eine „vis“, aber nicht „major“ leider, sondern „minor“. Mehr noch als andre Organisationen leidet unsre Kirche unter der schwachen lahmen Führung satten oder gar verbrauchten Alters. Auf ihrem Dach sitzt der bekannte Greis . . .“

Bei den letzten Sätzen hatte Gschwindle schon einige Unruhe gezeigt, jetzt unterbrach er eilig den Vortrag.

„Lieber Herr Kollege, wir sind ja hier unter uns, ich möchte aber doch bitten, dass Sie sich nicht zu Äußerungen hinreißen lassen, welche weder Sie noch ich als Vorsitzender verantworten könnten. Zudem scheint es mir, dass es mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit gut wäre, etwas schneller in die Hauptsache einzutreten.“

Schmär beehrte auf: „Ich habe die Zeit nicht verkürzt, auch kann ich alles verantworten, was ich sage. Und in die Hauptsache trete ich soeben ein, indem ich von den Fehlern unsrer Kirchenregierung jetzt diejenigen beleuchten werde, welche sie in der Besoldungsfrage gemacht hat.“

„Wir haben ja wieder einmal eine kleine Aufbesserung erhalten. Nun, das ist öfter schon so vorgekommen. Nur hilfts immer nichts. Immer wieder „Aufbesserung“; immer der unangenehme Lärm in der Öffentlichkeit von der „Aufbesserung“; immer wieder neu der allerdings gedankenlos dumme Neid des Volks auf die „Aufbesserung“; und doch wirds nicht besser! sondern schlechter.“

„Wie kommt das? wo liegt der Fehler? In den Köpfen unsrer hohen Herren liegt er; die nichts erfinden können, was diese unangenehm ewige Flickarbeit ersparen würde. Das Fass muss

irgendwo ein Loch haben, in das die Danaidenweiber ewig schöpfen und schöpfen. Ja Erfinden! Ideen haben! das gibts nicht da oben. Im Höhenklima steil erhabener Rangstufen kann dieses Gemüse nicht mehr gedeihen. Und wie leicht wäre es doch, eine sozusagen selbsttätige Gehaltsregulierung zu erfinden, die das ewige Betteln bei der Volksvertretung überflüssig machte; wohlgemerkt nicht ein Betteln um reale Erhöhung, bei der natürlich die Volksvertretung müsste mitsprechen dürfen, sondern ein Wiedezurückbetteln dessen, was längst vereinbart war und nur durch Schiebungen der ökonomischen Entwicklung den Beamten wieder entronnen ist. Was wir brauchen, das sind doch nicht so und so viel Pfund Gold, sondern so und so viel Güter, die zu einem standesgemäßen Leben gehören. Sinkt der relative Wert und die Kaufkraft des Goldes, so muss im gleichen Maas, eo ipso, seine Masse steigen, um immer noch derselben Normalsumme von Gütern wie vorher zu entsprechen. Natürlich wäre es auch nicht der Gipfel von Vollkommenheit, wenn meinem Vorschlag entsprechend für jede Besoldungsklasse statt einer Normalgeldsumme, z. B. 3000 Mark, vielmehr ein Normal-Haushaltsetat festgesetzt würde, dessen Geldwert für jede staatliche Etatperiode nach den laufenden Preisen neu beziffert würde, (also bald über, bald vielleicht einmal unter 3000 Mark) — vollkommen wäre das nicht, aber bei weitem besser als was wir jetzt haben. So wie der unvollkommene Gregorianische Kalender besser ist als der noch unvollkommnere Julianische.

„Aber, meine Herrn, eine andere Frage! Vielleicht wollen unsre hohen Herren das Bessere nicht? Vielleicht behagt ihnen gerade das trübe Gewässer der bestehenden Unordnung? Vielleicht ist es nicht aus ihrem Intellekt, sondern aus ihrer Moral zu erklären, dass sie immer bei dem Alten bleiben wollen?“

Hier unterbrach wieder der Vorsitzende mit säuerlichem Lächeln. „Gestatten Sie, lieber Herr Kollege, dass ich Ihnen meine vorige Bemerkung wieder ins Gedächtnis rufe.“

„Ich behaupte ja nichts, lieber Herr Kollege“, sagte Schmär süffisant, „ich frage ja nur. Und ich antworte auch nicht. Kann ich in die Herzen sehen? Man muss überhaupt nicht so viel Fragen beantworten, heutzutage. Nur die Folgen der heutigen Ordnung, meine Herrn, möchte ich, ohne zu fragen, inwieweit sie etwa beabsichtigt oder auch nur vorausgesehen sind, Ihnen nachweisen. Wenn es nämlich erlaubt ist, Herr Vorsitzender, objektive Folgen zu sehen und vorzuzeigen? Nun denn: die Beamten sind mehr abhängig, wenn sie immer wieder von Zeit zu Zeit der Hilfe hoher Behörden bedürfen, um die beständig zurückweichende Realhöhe ihres Einkommens wieder neu zu erobern. Und dann lässt sich mit den immer wieder neu vertilgten, nach freiem Ermessen zu verteilenden Summen so klug verfahren. Sie erinnern sich, meine Herrn, wie wir bei der vorletzten Aufbesserung erstaunt waren; nicht nur erstaunt, sondern auch noch etwas anderes; einige nämlich sehr vergnügt, andere aber – nun, nicht vergnügt. Sie erinnern sich?“ Er sah Einige besonders an; sie schlugen die Augen nieder. „In Einem jedoch waren wir ziemlich einig, wir begriffen schlecht. Freilich ist das ja nicht auffällig, denn der Untertanenverstand ist, wie man längst weiß, beschränkt; und am Vorhandensein höherer Zwecke ist nicht zu zweifeln. Diesesmal, meine Herrn, begreifen wir auch wieder schlecht. Wir hätten so gern die Stolgebühren abgeschafft; aber wir hören dazu reicht das verwilligte Geld nicht. Wir werden also auch fernerhin unsern Täuflingen die göttliche Gnade verkaufen, die Portion zu 86 Pfennig. O hätte man mich doch gefragt! ich hätte mit jener Summe es fertig gebracht, verlassen Sie sich drauf. Ich bin nur ein einfacher Pfarrer, deshalb hab ich auch noch Ideen. Zu etwas anderem hätte dann allerdings jene Summe nicht gereicht, nämlich zu der wunderbaren relativen Steigerung, der Dekanatsgehälter. Was mit dieser unsre Oberkirchenbehörde beabsichtigt haben mag, kann ich natürlich wiederum nicht sagen Die folgen aber dieser Maßregel, so weit ich sehen kann,

sind die dass die Masse der Geistlichkeit mehr geteilt wird und leichter beherrscht werden kann, dass die Dekane uns ferner und den obersten Kirchenfürsten naher gerückt sind, dass wir in der Entwicklung zum katholischen Hierarchentum einen Fortschritt gemacht und von dem Willen unsres Herrn Jesu Christi uns weiter entfernt haben, welcher gesagt hat: Ihr sollt alle Brüder sein. Gewaltige und gnädige Herren soll es nicht unter euch geben.”

Geräuschlos drehte Schmär seinen Stuhl wieder um und setzte sich still. Auch die Kollegen schwiegen, noch unsicher, was sie äussern sollten. Haller neigte sich zu Mosers Ohr: „So steht die Hirschkuhherde still in achtungsvollem Schweigen, wenn gehobenen Hauptes brüllend ihr gehörnter Führer den Gegner herausfordert.”

Gschwindle war froh, dass die Sache noch ziemlich leidlich abgelaufen war, nahm sich aber fest vor, von Schmär keinen Vortrag mehr zuzulassen. So lang ich Vorstand bin, kriegt der mich nicht mehr dran! Eben wollte er in schnell entworfener Disposition die Reihenfolge der Punkte, die zur Besprechung zu stellen waren, verkünden, als Dekan Seeger mit einem Blick ums Wort bat.

„Ich beabsichtige nicht”, begann er mit seiner gewohnten unzufriedenen Miene, „an der Besprechung dieses Gegenstandes teilzunehmen, von dem Sie ja wissen wie ich ihn beurteile. Doch will ich nicht verhehlen, dass ich materiell der gehörten Kritik in vielem Recht gebe, obwohl sie bei dem Kritiker aus einer durchaus Ungeistlichen Gesinnung hervorgegangen ist. Nur zu einem Punkt will ich etwas bemerken, zu den Dekanatsgehältern. Auch hier hat Herr Pfarrer Schmär materiell- Recht; das habe ich - und nicht etwa erst seit heute, tatsächlich durch den Entschluss anerkannt, den ich Ihnen hierdurch mitteile.” Seine grätige Unzufriedenheit bekam eine kleine Beimischung von Schüchternheit. „Ich verzichte auf die mich betreffende Aufbesserungssumme und stelle sie unsrem Bezirkspfarrverein zur Verfügung. Der Ausschuss mag über die Summe, jährlich etwa 1000 Mark, Beschluss fassen, und sie an diejenigen Kollegen, welche durch Krankheit, hohe Erziehungskosten und dergleichen in Schwierigkeit sind, verteilen. Benutzen Sie ausgiebig diesen Überschuss, der sich sozusagen bei der Verteilung der Einkünfte unsrer Diözese ergeben hat, denn den etwa verbleibenden Rest würde ich alljährlich für andre gute Zwecke zu bestimmen mir vorbehalten. Fonds sollen nicht angesammelt werden» da diese nur Satans liebste Erfindung, den Kapitalismus, stärken.”

Die Bewunderung der Geistlichen für diesen Entschluss war Sehr sichtbar und auch hörbar. Schmär sagte halblaut: „Sehr anständig; wir kinderreichen Leute können das allerdings nicht nachmachen.” Und Haller sagte noch leiser: „Gut, dass die Frau Dekan es nicht gehört hat; sie würde ihn mit Blicken erdolchen.”

Als Gschwindle sich feierlich zu einer Rede räusperte, fügte der Dekan noch hinzu: „Ich wünsche über diesen Punkt keine weiteren Bemerkungen und würde mich freuen, wenn Sie auch über die ändern ziemlich schnell hinwegkämen.”

Gschwindle erhob sich. „Ich denke, wir müssen uns dieser Weisung unsres hoch verehrten Herrn Dekans fügen.” Er machte eine tiefe Verbeugung. Als ersten Punkt wollte ich die etwas weit ausholenden allgemeinen Einleitungsbemerkungen des Herrn Pfarrer Schmär zur Besprechung stellen. Aber wir können das wohl übergehen?

Moser bat ums Wort. „Nur eine kurze Bemerkung. Herr Kollege Schmär hat den demokratischen Zug der Zeit und ihre Kirchenentfremdung als vis major bezeichnet, unter

der unser Stand zu leiden habe. Ich stimme dem bei, möchte aber hinzusetzen, dass auch diese beiden Umstände Folgen mangelhafter Regierungsweisheit sind. Einer herrschkräftigen, moralisch und intellektuell ihrer Aufgabe gewachsenen Regierung erwächst keine demokratische Gegnerschaft, so wenig als Blätlläuse einer gesunden Pflanze. Und wenn unsre Kirchenregierungen das Schiff lein der Kirche den Forderungen der Menschheitsentwicklung entsprechend geleitet hätten, so gäbe ea keinen Abgrund zwischen der Bildung des 19. und der mumifizierten Religion des 16. Jahrhunderts.”

„Stimmt,“ brummte Schmär und ärgerte sich, dass er das nicht auch selbst gesagt hatte.

Während nun die Besprechung zu den Geldfragen übergang, machte Haller seinem Freund Moser den Vorschlag: „Wenn Sie etwa zu diesem Geldquatsch nichts mehr sagen wollen, so könnten wir uns vielleicht drücken?“

Moser war einverstanden. Sie verschwanden unauffällig.

„Sie wollten sich nicht beteiligen?“ fragte der Jüngere.

„Ich sage schon lang nichts mehr. Es ist ja den Blasebalg nicht wert.“

„Sie lieben die Kollegen nicht?“

„O,“ machte Haller gleichmütig, „etwas mehr schon als die Menschen überhaupt. Sie sind schon über dem menschlichen Durchschnitt, aber was will das heissen. Was Schmär in dieser Hinsicht gesagt hat, ist für unser Ländchen jedenfalls richtig: dem Pfarrerstand kommt kein anderer an Bildung gleich. Nehmen Sie z. B. Ihren Truthahn von heute nachmittag : so einen gibts unter unsern Dekanen und Prälaten schwerlich. Unser Dekan! Er ist doch trotz aller Enge und Trübheit ein prächtiger Kerl.“

„Gewiss.“

„Sie sagen, ‚du‘ zu ihm, wie mir schien?“

Moser erzählte die Szene vom Investitursonntag.

„Sehr gut! ja so ist er. — Nun und ich? Muss ich ferner stehen als der Dekan?“

„O wir haben ja noch mehr Gemeinsames zusammen, außer dem Idealismus auch die Freiheit.“ Haller bot die Hand. „Also?! dann sind wir Freunde? Mann, du erobert die Leute im Sturm.“

„Aber. nur wenige,“ meinte Moser.

„Das will ich auch hoffen!“

Die Beiden gingen noch eine Zeitlang in Gesprächen unter den hohen Bäumen auf und ab, bis die ändern aus dem Saal herabkamen und sich alle zu: den Frauen an die ‘Wirtstische zurückbegaben.“

Der Dekan spähte umher. Oben schon hatte er mit Stroh reden wollen; der aber war mit

gutem Bedacht schnell hinausgegangen und saß jetzt möglichst entfernt vom Dekan, in Erwartung seines Schöpplins. Da ging der Dekan zu dem verirrtten Schäflein hin. Zartfühlend, um die Sache weniger auffällig zu machen, hielt er sich unterwegs bei einem Anderen mit ein paar Worten auf. Stroh sah in frommer Ergebung das Verhängnis nahen; er hätte noch wohl entweichen können, aber was hätte es geholfen; die Diözese war nicht groß genug, dem ernstesten Auge des Vorgesetzter dauernd auszuweichen; so blieb er mit klopfenden Herzen. Er verstand den Blick, der ihn beiseite winkte.

„Sie haben wieder zu viel getrunken?“

„Ja, Herr Dekan,“ stammelte er mit niedergeschlagenen Augen.

„Immer wieder! Und Sie wissen doch, was Ihnen droht. Ist es denn gar so schwer, zu widerstehen?“

„Manchmal, Herr Dekan,“ hauchte er.

„Meiden Sie doch die Versuchung! es muss doch gehen! Sie haben Ihren Fehler heute so schön und wahrhaft bereut; ich weiß, Ihre Worte kamen Ihnen von Herzen; so vergebe ich Ihnen auch. Aber ich rate Ihnen, jetzt lieber gleich nach Hause zu gehen.“

„Ich werde gehen, Herr Dekan.“

„Das freut mich. Und bitten Sie um Kraft von oben. Auch ich will für Sie beten.“

Er gab dem Pfarrer die Hand, und einige Minuten später war Stroh über einen unauffälligen Ort verschwunden. Die Andern merkten nicht viel davon: die Unterhaltung über das vorhin im Saal zu kurz behandelte Thema war zu lebhaft. Erst die Ankunft der Speisen ebte die rauschenden Redefluten. Der Dekan aß nur weichen Käse mit Brot; mehr durfte er nicht; er musste auf das Abendessen warten, das ihm seine Frau zu Hause weit billiger herstellen konnte.

Wider diesen Befehl der Gattin muckte er nicht auf, aber schließlich war er doch auch ein Mensch und der süße Bratenduft ringsum, während er an seinem Käse kaute, versetzte ihn in eine leicht gereizte Stimmung. Er war daher ziemlich unwirsch, als er in dem Käse gar noch etwas Hartes fand, das ihm im Munde weh tat.

„Sie haben aber keine tadellose Ware, Herr Mack,“ rief er sehr ungnädig dem Bärenwirt zu, einem behäbigen, niemals lachenden Mann, der seine Pfarrergäste an ernster Würde bedeutend übertraf, „da finde ich ja einen Stein in meinem Käse!“

Erschrocken entschuldigte sich der Wirt, nahm trotz Abwehrens den Teller weg und brachte eine neue Portion, die der Dekan vollständig verzehrte. Als er aber fertig war und sich den Mund wischte, war an ihm die Reihe, betreten zu sein.

„Ich glaube, ich habe dem Wirt Unrecht getan,“ sagte er beschämt zu den Nachbarn und rief laut den Wirt herbei. Alles war aufmerksam.

„Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen, Herr Mack, ich habe Ihnen vorhin Unrecht getan: der vermeintliche Stein muss einer meiner vier Zähne gewesen sein, denn jetzt finde ich ...“

er prüfte mit der Zunge, „nur noch drei.“

Mehrere Kollegen lächelten, und die Frau Dekan schoss einen Wutblick auf den Gemahl, der so töricht und unnötig seine Würde bloß stellte. Ännchen aber fand diesen Blick und die ganze Situation so komisch, dass sie mitten in die allgemeine Stille hinein mit einem Lachton losplatzte. Das arme Kind war in seinem Lachzentrum so empfindlich. Aber kaum geplatzt, wurde sie puterrot und schämte sich. Ein Glück, dass sie die Augen gesenkt hielt und den erneuten Wutblick der Dekanin, der diesmal ihr galt, nicht sehen konnte.

„Natürlich bezahle ich beide Portionen,“ setzte der Dekan hinzu.

Auch das noch! Die Dekanin war jetzt so wütend, dass auch sie die Augen niederschlug; denn sie sagte sich selbst: das was jetzt in ihnen zu lesen war, taugte nicht für die Öffentlichkeit.

Frau Winner aber, Ännchens Nachbarin, welche schon die ganze Zeit über die Kleine wohlgefällig bemuttert hatte, zog mit mildem Lächeln die Sünderin an sich und gab ihr einen Kuss. So was war ja gar nicht Mode unter den Pfarrfrauen, gar am Wirtstisch und vollends in solcher Sünde Maienblüte. Allein Frau Winner war ein Herrenweib und tat was sie mochte, ohne sich um das standesgenössische Urteil zu kümmern.

Dorfpolitik

Die Abendsonne warf schräg durch die Scheiben des Wirtshauses zur „Sonne“ ihre letzten Strahlen, die geräumige, noch leere Gaststube lag breit voll von ihrem warmen Schein, bis an die hintere Wand. Auf allen Tischen sonnten sich ungestört die dunkeln Mückenscharen. Nur ein einziger Gast saß da, der Unterlehrer Drollinger, der aus guten Gründen sein Abendessen auf diese Zeit zu verlegen pflegte, in der er der Einzige war. Heute zwar störte ihn der Sonnenwirt, der im hinteren Teil des Schenkraums hoheitsvoll dem alten Storr Audienz gab. Aber wenigstens Blicke konnte der junge Mann durch das hölzerne Gitter zur Sonnenwirstochter werfen, die mit bloßen Armen da herumhantierte.

Er hatte jetzt abgegessen und rief mit süßer Stimme: „Frailein Marie, wenn Sie jetzt so gut sein mechten und abtragen?“

Da kam sie aus dem Schenkraum hervor, lang aufgeschossen mit schlackelichem Gang und schlenkrihen Armen, nicht übel von Gesicht, mit langen, blonden Zöpfen und begehrliehen Augen. Er fasste gleich nach ihrer Hand, die sie ihm nach kleinem Gezappel überließ, und schwätzte laut allerlei unverfängliche Kleinigkeiten daher, während seine Blicke schon verfänglicher sprachen. Sie quittierte manchmal mit dummlichem Lachen. Endlich, indem sie mit dem Kopf nach der Gegend hindeutete, wo ihr Vater saß, machte sie sich mühsam los und trug ab.

Drollinger zog ein Papier heraus, kritzelte etwas und rief dann wieder mit süsser Stimme: „Frailein Marie, wenn Sie so freundlich sein mechten: noch a, Schöppl.“

Als sie das Verlangte brachte, schob er ihr den Zettel schnell in die Schürzentasche. Das Mädchen las ihn hinter dem Gitter, wurde rot und steckte ihn zerknüllt in die Hocktasche.

Indessen hatte Storr dem Sonnenwirt, im Auftrag seiner Wohnungsgeberin, deren Leid geklagt. Sie könne ihren Jakob, einen ortsarmen Geisteskranken, für die 150 Mark nicht länger behalten. Früher sei es ja zur Not gegangen, denn der vorige Pfarrer Hager habe ein mildes Herz für die Armen gehabt, seine reichlichen Gaben seien dem Haushalt zu Hilfe gekommen und deshalb seien auch bei den letzten Versteigerungen der Ortsarmen die Kostgelder so herabgedrückt worden; das wisse ja der Sonnenwirt grad so gut. Aber jetzt der neue Pfarrer, der sei gar nicht von Gebersheim ..., „ja ja“ seufzte würdevoll bekümmert der Wirt dazwischen, und deshalb gehe es eben gar nicht mehr mit den 150 Mark.

Ja das verstehe er schon, sagte der Sonnenwirt, der sich gern bitten ließ. Sie solle halt warten bis zur nächsten Versteigerung im Frühjahr; da werde es schon besser ausfallen.

Ob man's denn nicht früher ändern könne, fragte Storr es gehe halt gar nicht! Folgte eine Rechnung was die Frau alles brauche, wie oft sie dem Jakob Hemd und Hosen waschen müsse, weil er so unreinlich sei Und die ändern Leute, welche Ortsarme in Kost haben, seien auch unzufrieden. Alles sei einig, dass es so nicht mehr gehe.

Ja wenn sie nicht mehr wollen, sagte der Sonnenwirt endlich, dann sollen sie eben beim Ortsarmenrat kündigen; dieses Recht sei beiderseits vorbehalten.

Das hatte Storr nicht gewusst, weil es nie wirklich vorgekommen war. Er nickte wiederholt heftig mit dem Kopf und riss vergnügt die halbblinden Äuglein auf; er konnte sich jetzt mit dieser Botschaft wichtig machen.

„s wernd alle kündiga! seil isch gwiss.

Der Sonnenwirt war auch froh. Er litt unter der Vernachlässigung seitens des Pfarrers, der nie seine Wirtschaft besuchte. Um den Verdienst war es dem Wirt nicht zu tun, er war reich genug, das gar nicht zu beachten, aber um die Ehre, er wollte ein anerkannt feines Gasthaus haben. Und dann hatte er auch seine Dorfherrschaft im Auge. Er fühlte sich zwar unbestritten als König von Markrode, denn alles war ihm gerade bis zur zweckmäßigen Höhe verschuldet und musste unbedingt nach seiner Pfeife tanzen. Aber als vorsichtiger Mann wollte er doch die kleineren Ortsmächte, darunter auch den Pfarrer, als Freunde auf seiner Seite haben.

Da konnte nun dieser Armenkostgeberstreik, der immerhin dem Pfarrer etwas peinlich sein musste, dem Sonnenwirt Gelegenheit geben, den Pfarrer merken zu lassen, wie gut er daran täte, sich mehr mit dem mächtigsten Mann des Orts in Beziehung zu setzen und seinen Rat zu hören.

Obwohl dieser verschlossene und geduldige Diplomat im Wirtskäppchen noch nie ein Wort der Abneigung gegen den neuen Pfarrer hatte verlauten lassen, so konnte doch der gescheite Storr a priori alle diese Gedanken des „Wirts durchschauen und war fest überzeugt, ihm durch ein wenig Schimpfen auf Moser zu gefallen.

„Aber der Pfarrer hots verdient ... jawoll ... hots verdient. I glaub' überhaupt, der ischt net wie er sein sott, ... net so recht glaubig.“

Ein fragender Blick Königs erlaubte ihm weiterzureden.

„Voriga Mittwoch hot er dene zwoi alte Schäfersmädia 's heilige Abendmahl geba, aber net

mit Wein, — mit Mooscht!”

„Mit Äpfelmooscht?!” Der Wirt war wirklich erschrocken, denn er war doch gut christlich erzogen und unterrichtet. „Jo jo! mit Äpfelmooscht!” wiederholte Storr, befriedigt von dem über Erwarten starken Eindruck, den seine Neuigkeit machte. Er selbst war religiös viel gleichgiltiger, ja sogar im verborgenen Herzen ein wenig ungläubig.

„Wisst Ihr dees g’wiss?”

„Ha, d’Schäferer hot mrs selber gsagt; se wird net g’loga han.”

„I werd’ selber nochfoga. Aber i will net, dass von dera Sach g’schwätzt wird. Verstehet’r?”

„Jo! jo, Herr Sonnewirt, mir ist’s eins.”

Der Sonnenwirt war, nachdem er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, so zufrieden, dass er Storr einlud, eins zu trinken.

Es waren indes einige Gäste gekommen, zu denen sich der Alte mit Wonne hinsetzte. Er beeilte sich ein wenig, die Beine unter den Tisch zu bringen, denn er wusste, dass seine Hose keineswegs wie die eines behäbigen Weintrinkers aussah; dagegen schien ihm sein Rock, den er vor nicht allzu langer Zeit irgendwo geschenkt bekommen hatte, noch aller Ehren wert zu sein; die breiten Schupftabaksflecken konnten seine schwachen Augen nicht sehen.

Die Bede kam bald auf den Pfarrer; Storr gab die Neuigkeit vom Streik der Armenhalter zum Besten.

„Aber dees gönn’ i em Pfarrer, dem Filz l” schrie der Gemeinderat Kroll und schlug dröhnend mit der Faust auf den Tisch.

„Bsch!” dämpfte der Sonnenwirt, der es nicht liebte, wenn es in seinem feinen Wirtshaus laut war, und suchte durch Blick und Geste den gewalttätigen Menschen, seinen Premierminister, zu massigen.

Die ändern lächelten ein wenig, sie wussten, woher diese Wut kam. Am vorigen Sonntag nämlich hatte Kroll in der Predigt eine scharfe Züchtigung wegen Rohheit gegen seine Frau erhalten. Dieser wilde grobe Mensch hatte bei seiner Heirat einen merkwürdig feinen Geschmack gezeigt und das zarteste Bauernmädchen der ganzen Umgegend heimgeführt. Aber schon nach dem zweiten Kind war die Frau unter ihm verwelkt; mit ihrer Schönheit war auch seine Liebe dahin und seine natürliche Rohheit brach los. Nach Geburt ihres vierten Kindes hatte Kroll schon am vierten Tag die Frau mit Schlägen gezwungen, aufzustehen und aufs Feld zu gehen, wo es allerdings sehr an Arbeitskräften fehlte; und das hatte dem Pfarrer Anlass gegeben, in der Predigt über die Rohheit gegen Frauen zu donnern, „Bei einem Vieh wisst ihr genau, wie viel ihr ihm aufladen dürft, aber bei einer Frau meint Mancher, er dürfe nur fordern, ohne zu fragen, ob es möglich ist. Wenn eine Kuh kalbt, so verschont ihr sie “wenigstens drei Wochen mit harter Arbeit; wie lange aber ein Menschenweib? Muss der Mann die Frau, die mit Schmerz und Lebensgefahr ihm seine Kinder gebiert, dafür schlechter behandeln als sein Vieh?!” Dabei hatte der Prediger den harten Quadratschädel des Kroll angesehen, der auf der Empore, der Kanzel gerade gegenüber, in seinem Gemeinderatsstuhl saß und weiß vor Zorn, unbeweglich, mit stählernem Blick den Blick des Pfarrers aushielt.

„Überhaupt“, schimpfte Kroll weiter, „dem trau i net; dees ischt koi reachter Pfarrer, nochm Evangelium. Und a Sabbatschänder ischt er; mer hot'n Sonntichs im Garta schora ghört und oimol ischt er, wie scho zur Kirch zsammaglätet hot, no ufm Kirschaboom gssa. Sie, Herr Provisor! hent Sies net au gseha von Ihrem Fenster?“

Drollinger lächelte diplomatisch: „Ha, i seh nix, i han koi Zeit, spaziera z'gucka.“

Diese Gelegenheit benutzte der Sonnenwirt, um das Gespräch zu wenden und den Unterlehrer nach seinem zweiten Examen zu fragen, auf das er gewiss viel arbeiten müsse. Später aber als ein anderer Gegenstand die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte, machte er sich an Kroll heran und gab ihm den Auftrag, bei Gelegenheit der nächsten Sitzung den Pfarrer wegen dieser und anderer Sachen, die er ihm noch sagen werde, zur Rede zu stellen. Der König von Markrode hielt sich nämlich auch an die bekannte Regel weiser Monarchen, nie ohne ministerielle Bekleidungsstücke öffentlich zu handeln und Kroll nahm mit Vergnügen den Auftrag an. —

Es ging so wie Storr vorausgesagt:

Alle, welche Ortsarme in Pflege hatten, waren der Meinung, sie müssten mehr Entschädigung erhalten, und so wurde eine neue Versteigerung anberaumt.

Als der Pfarrer aufs Rathaus kam, musste er sich auf dem Gang durch einen Haufen wartender Steigerungslustiger durchdrücken. Drin im Beratungszimmer raunte ihm der Schultheiß wohlmeinend zu: „Der Kroll will heut was gega da Herr Pfarrer vorbringa! aber verrota Se mi net.“

Die Sitzung begann und der Schultheiß gab dem Polizeidiener ein Zeichen, das wartende Volk hereinzulassen. Dieser Polizeidiener war ein vielseitiger Mann; da die Ämtchen der armen Gemeinde sehr gering bezahlt waren, so half man sich durch Häufung derselben auf eine Person: Schnarrer war Polizeidiener, Kirchenmesner, Nachtwächter, Schneider und Vater von sechs lebendigen Kindern, alles in einer Person, — keine Ruh bei Tag und Nacht. Das sah man ihm auch an. Spitzbuben, — wenn es welche am Ort gegeben hätte, aber es lohnte sich nicht, — hätten ihn trotz seinem kriegerischen Sabul nicht zu fürchten gebraucht.

Das Volk stand im Hintergrund zusammengedrängt, während die Gemeinderäte breit und vornehm am langen grünen Tisch saßen. Der hünenhafte Schultheiß, der heute keine Rede zu halten hatte und daher recht stramm seinen Mann stellte, leitete die Versteigerung, der mitvorsitzende Pfarrer führte das Protokoll.

„Zuerst“, begann der Schultheiß, „kommt der Jakob Hintermaier, geisteskrank, bisher untergebracht bei Magdalene Hack, Witwe, für jährlich 150 Mk.“ Er sah auf.

„Für 150 Mark kann i en net bhalta“, klagte die Magdalene, „s'ischt halt alias so tbeier und schaffa tuat er gar nex ...“

„Sei still!“ rief der Schultheiß, „des wissa mer alle. Was verlangst?“

„Unter 180 Mark kann i en net bhalta. En Appetit hot er wie a Drescher ...“

„170 Mark!“ tönte eine andere Stimme. „Dees ischt viel z’wenig!“ wandte sich Magdalene Hack fast heulend an den Bieter. „So viel Gschäft bot mer mit em, dees glaubt mer gar net. Wenn mer’n net selber aus- und anziegt, no kommt er Tag und Nacht net aus seine Kloider.“

„Er kommt au nie raus“, erwiderte der vorige Bieter, der offenbar einen Groll gegen die Frau hatte.

„Dees ischt net wohr“, ereiferte sich die Magdalene kreischend, „jeden Sonntich hot er sei schöns Sonntichhäs an!“

Schwätzet net so viel“, gebot der Schultheiß auf einen Wink des Pfarrers. „Also der Kolb-Michel biet’t 170.“

160!“ rief eine andere Stimme.

Jetzt heulte die Magdalene. „Deescht a Sund, a arme Wittfrau so ploga! Voarige Woch hot er zwoimol in d’Hosa gmacht; a halbe Stund han i jedesmol z’schaba und z’wäscha ghet.“

„Maier-Philipp 160 Mark“, stellte der Ortsvorsteher geschäftsmäßig fest. „Sagt sonst keiner was? — Dann kommt Nummer 2 ...“

„159!“ rief Magdalene Hack und wischte die Tränen ab.

Jetzt widersprach niemand mehr; man ging weiter zu No. 2.

So ging es fort durch 14 Nummern: altersschwache, kranke oder sonst gebrechliche Männer und Weiber; auch Schulkinder für 50—70 Mark und selbst ein Wickelkind für 110 Mark, dessen Vater nach dem Tode seiner Frau, von vier Kindern weg (zudem recht hübschen und artigen Kindern), einfach als Stromer in die Welt hinausgelaufen war. Zwei uneheliche Kinder von fremden Dienstmägden waren auch da, für welche auswärtige Gemeinden zu zahlen hatten. Die standen unverhältnismäßig hoch im Kostgeld, aber obwohl sie ebenfalls an der allgemeinen Erhöhung von zehn Prozent teilnahmen, wagte doch niemand, sie ihren Kostgebern streitig zu machen, da letztere eine gewisse mächtige Protektion im Gemeinderat besaßen.

Rührend war eine Witwe im Kampf um ihr Kostkind, ein Töchterchen des flüchtigen Stromers. Durch Veranstaltung eines persönlichen Feindes, der wohl wusste, dass die Frau aus Liebe nicht von dem Kind lassen könne, wurde sie durch mehrere Bieter von sechzig bis auf dreißig Mark heruntergedrückt, während sie doch, wie die Ändern alle, eine Aufbesserung erhofft hatte. Sie schrie nicht wie die Hosenwäscherin des Geisteskranken, aber ihrer bescheidenen Stimme, mit der sie sofort jedem Angebot begegnete, merkte man den verhaltenen Kummer deutlich an.

Der Pfarrer legte sich drein und rief ihr zu: „Bleiben Sie nur bei Ihrem Angebot von sechzig, Frau Buchwald.“

„Ach ja, Herr Pfarrer, Se dürfa mer glauba, ‘s ischt net z’viel, wenn mer alles thuat, was recht ischt, für so a Kind.“ Zugleich aber befragte sie ängstlichen Blicks das Gesicht des schweigenden Königs, der ihr freundlich zunickte. „Ja bitte, ihr Herra, lasset Se mirs für sechzig.“

„Dees darf net sein, dass d’Gmoinskass en Schada hot“, wagte trotzig der Feind zu murren, „des Dorle ischt brav und schafft fast wie a große Magd, die en Lohn verdient; blos dass se halt a paar Stund in d’Schual muass.“

„Schon gut!“ sagte der Pfarrer mit abwinkender Handbewegung und der Schultheiß fuhr fort mit dem Nächsten.

Zuletzt mussten die Bürger wieder das Zimmer verlassen und die „Herren“ berieten über die Angebote. Man nahm in der Eegel natürlich das billigste, doch erhielt die Frau, die ihr Kostkind lieb hatte, das Kind und die sechzig Mark zugesprochen. Die Siegreichen unter den Bietern wurden wieder hereingerufen und der Pfarrer teilte ihnen die Beschlüsse mit, nicht ohne da, wo es nötig erschien, einige Ermahnungen beizufügen, z. B. dass den Schulkindern auch reichlich Zeit für ihre Schulaufgaben gelassen werde, widrigenfalls sie weggenommen würden und dergleichen. Nachdem noch das schwierige „Werk der Unterschrift vollbracht war, wobei die rasierten und unrasierten Bauernlippen aufs angestrengteste mitarbeiteten, war die Sache zu Ende.

Wie gewöhnlich fragte der Pfarrer die nunmehr allein zurückgebliebenen Gemeinderäte: „Hat niemand mehr etwas vorzubringen?“ Allgemeine Stille. „Auch Herr Kroll nicht?“

Dieser hatte eigentlich vom Sonnenwirt in letzter Stunde die Weisung erhalten, für heute noch zu schweigen, aber da seine Absicht offenbar verraten war, so musste er herausrücken. Auf den Schultheiß brauchte kein Verdacht zu fallen, da Kroll sich mehrfach im Dorf gerühmt hatte: heut werde er dem Pfarrer die Meinung sagen.

„Weil der Herr Pfarrer selber frogt, so hätt i allerdings was vorz’bringa. Es gärt in der Gemeinde gegen den Herr Pfarrer!“

„So so?“ machte Moser in lächelnd neugierigem Ton.

„Jawoll, Herr Pfarrer“, fuhr Kroll nach Überwindung der ersten Schüchternheit mit grösserer Schärfe fort, „man beklagt sich, dass Sie das heilige Abendmahl entheiligen und den Sabbat schänden.“ Er sprach ganz Schriftdeutsch, im Bewusstsein des wichtigen Augenblicks.

„Ah?! — Vor allem, Herr Kroll, bemerken Sie, dass das nicht mehr in unsre Armensitzung gehört; ich will aber dennoch darauf eingehen und erkläre zunächst genannte Sitzung für geschlossen. Und jetzt sagen Sie das Nähere über diese Klagen.“

Kroll brachte vor, was vor einigen Tagen im Sonnenwirtshaus zur Sprache gekommen und vom Sonnenwirt inzwischen durch Vernehmung der Zeugen als richtig befunden war.

Moser musste lächeln, als er sich wieder die Privatkommunion bei den zwei alten Schäfermädchen in Erinnerung brachte. Die Jüngere, etwa Fünfzigjährige, war schwerhörig und schon etwas geistesschwach, so dass man im Zweifel, ob sie sich in öffentlicher Gemeinde auch anständig genug betragen werde, den Pfarrer um eine Kommunion im Hause gebeten hatte. Wie die alten Mädchen in ihrem engen Stübchen trippelten, als der Geistliche zur bestimmten Stunde erschien! Zum Glück waren sie schon fast ganz angezogen, aber ein paar Kleinigkeiten fehlten noch an dem ärmlichen Sonntagsstaat und dann wurden zur

Schonung des Feiergewands noch Schürzen umgebunden, während der Pfarrer ein paar freundliche Sachen sagte.

„Und wo haben Sie den Wein?“ fragte er, als alles fertig war und die Ältere ihre Schwester durch einen letzten Rippenstoss in richtige Positur gebracht hatte.

„Ja, — Woi hent mer halt net, aber do ischt Mooscht.“

Sollte man nach solchen Vorbereitungen unverrichteter Dinge wieder gehen und später wieder kommen, wenn Wein da war? Ach dem Frommen ist alles fromm, dachte Moser und goss den trüben Apfelwein in den goldglänzenden Kelch, den er mitgebracht hatte. Aber jetzt war die Bescherung da: „es gäerte in der Gemeinde.“

„Lieber Herr Kroll“, sagte er, „Sie gehen ja recht fleißig in die Kirche, da hätten Sie doch schon lernen können, dass es bei den Sakramenten nicht auf diese Äußerlichkeiten ankommt, sondern allein auf die Empfindungen und Gefühle der Herzen. Wenn bei dem nächsten öffentlichen Abendmahl die Leute im Durchschnitt ebensoviel Demut und Andacht haben werden, wie diese zwei alten Weiblein, dann wird es zuverlässig das beste aller bisherigen sein, selbst wenn der Wein dabei auch wieder von Äpfeln wäre, oder gar aus einer chemischen Fabrik käme.“

„Mein Wein ist immer echt“, bemerkte zunächst beiläufig, voll Seelenfrieden der Sonnenwirt, und kam dann seinem Kroll zu Hilfe: „Aber erlauben Sie, Herr Pfarrer, beim heiligen Sakrament sind doch auch die Äußerlichkeiten hochwichtig. Mir ischt es nicht unbekannt, dass der Reformator Luther nur über solche Sachen in der Abendmahlslehr mit dem Zwingli auseinander gekommen ischt. Do kanns doch kei Kleinigkeit sein.“

„Ja Sie haben schon ungefähr Recht mit dem Luther, Herr Sonnenwirt. Aber jener Streit war eben auch nicht sein bestes Stückle. Wenn er heut leben würde, würd ers kaum wieder tun. Kurz, belehren Sie nur die Leute, die Anstoß genommen haben, in diesem Sinn und ich werd auch in der Predigt Veranlassung nehmen. Dann — was wars sonst noch Herr Kroll? . . . Richtig, die Sabbatschändung. Das ist noch viel einfacher; da empfehl ich Ihnen, lieber Kroll, wenn Sie heimkommen, in Ihrer Bibel Marcus 2,27 zu lesen. Wollen Sie die Stelle notieren? . . . könnens aber auch im Kopf behalten. Wissen Sie, über den Sabbat hats Jesus auch immer mit den Pharisäern gehabt; das waren grad so Kerle, wie die, welche Sie über mich schimpfen gehört haben; wenn auch ich natürlich lange kein Heiland bin. Zeigen Sie denen die Bibelstelle, sie ist gut gegen diese Art Gärung. Und erklären Sie ihnen weiter: sie füttern ihr Vieh auch am Sonntag, sintemal ihr Herrgott auch am Sonntag dem Vieh einen guten Appetit beschert; und so füttere ich auch mein Vieh, das sind nemlich meine Enten, die ich brauche, damit sie mir die Schnecken im Garten wegfressen. Aber allweil Schnecken, das ist langweilig. So geh ich denn auch Würmer; die muss ich aber aus dem Boden graben, da sie auch am Sonntag nicht freiwillig kommen. Da steht dann die Schar gierig um mich her; nach jedem Spatenstich fahren sie wie die Habichte mit ihren Schnäbeln auf das Gewürm los und wedeln dann dankbar mit dem Hinterteil; das macht mir Spaß. Soll ich am Sonntag der Pharisäer wegen auf diesen Spaß verzichten? ich mag nicht! “und soll ich am Sonntag der Pharisäer wegen meine guten Tiere fasten lassen ? ich mag nicht. Auch der Bauer will am Sonntag eher was Besseres als was Schlechteres zu fr . . ., zu essen haben. Oder nicht?“

Diesmal kam der König seinem bedrängten Minister lieber nicht zu Hilfe und der Pfarrer fuhr fort:

„Nun und worüber gärtst denn sonst noch in der Gemeinde?

Es war still.

„Mit der Predigt z. B. ist man nicht unzufrieden?“

„Nein, Herr Pfarrer“, sagte der Sonnenwirt, froh, in ein Lob einlenken zu können. „Do hört mer koi Klag.“

„Das ist mir lieb“, erwiderte der Pfarrer; „sonst hätte man ja das Konsistorium bitten können, ob es nicht statt meiner den Hofprediger herschicken möchte für die feinen Markrodener.“

Das war in so treuherzigem Ton gesagt, dass der Markrodener König zuerst es ernst nahm und eine bescheiden ablehnende Gebärde machte, bis er an den letzten Worten erst die Ironie merkte.

Er sah seinen Feind, den Schultheißen, der aber so tat, als wäre er ganz mit den Akten beschäftigt, schadenfroh lächeln; er sagte nichts, war aber von diesem Tage an entschlossen, den Pfarrer aufzugeben und still aber entschieden als Gegner zu behandeln.

Das Ewig Weibliche zieht uns hinan

Moser wäre kaum in dieser ebenso ungerechten wie unklugen Weise beißend geworden, hätte er nicht innerlich sich so unglücklich gefühlt, nicht allein über seine fragwürdige amtliche Tätigkeit, sondern fast noch mehr über die wenig freundliche Stimmung, die jetzt schon merkbar im Dorf gegen ihn herrschte. Diese Kerle, die Oskar Moser zehn Klafter tief unter sich wusste, konnten nicht soweit sich aufschwingen, dass sie bescheidenlich die Überlegenheit des Gebildeten gespürt, geschweige, dass sie ihn geliebt hätten.

Ja er konnte sich keiner Täuschung hingeben: er war nicht beliebt. Das merkte er an allem. Er merkte es eben jetzt wieder, als er nach der Armenratssitzung seinen Berg wieder hinaufstieg, an der Art, wie die Leute ihn grüssten. Es war eine eigentümliche, insolent aussehende Art, die ja mehr bäurisch unbeholfen als beabsichtigt, aber nichtsdestoweniger bezeichnend war. Die Männer griffen an den Hut und bewegten ihn, ohne ihn abzunehmen, so dass der Gruß wie unterbrochen schien durch den Gedanken: eigentlich hab ichs gar nicht nötig. Und die „Weiber nickten so ein bisschen, wie missgünstig, seitwärts her, als wollten sie sagen: So? bischt au do? Nur solche, die materielle Vorteile vom Pfarrer hatten, seine Wäscherinnen und Tagelöhner grüssten gräulich devot; ebenso die, welche in Zukunft Beschäftigung erhoffen konnten: die Hebammen, Schreiner u. s. w. Dagegen waren die Krämer fast giftig, weil der Pfarrer die geringen, dazu sehr teuren Sachen aus ihren schmierigen Läden verschmähte und ganze Kisten von Vorräten aus der Hauptstadt kommen ließ. Die Herren Armen aber taten sehr vornehm gegen ihn, fast wie gegen einen Gauner, den man nur gesetzlich nicht fassen kann; sie fühlten sich um ihren rechtmäßigen Armutslohn von ihm betrogen. „Wozu hot denn der Pfarrer die grauss Bsolding?“ murrten sie untereinander. Moser meinte, dass an diesem Armendünkel die Kirche nicht ganz unschuldig sei, da sie diese Leute zwar nicht übertrieben mit Münze, aber doch mit schmeichelhaften Predigtgedanken verwöhne, indem sie so sehr das Almosengeben und die freiwillige Enthaltung von irdischen Gütern — recht platonisch allerdings — lobte. Wer will es, pflegte Moser zu sagen, einem durch Suff oder Faulheit

Heruntergekommenen so sehr verargen, wenn er seine selbstverschuldete Armut mit der freiwilligen der urchristlichen Ideologen zusammenwirft? Heißt man doch heute noch den Armenpfleger — „Heiligenpfleger“! — Weg doch mit eurem heiligen Armutslohn! Helft lieber soziale Gerechtigkeit schaffen! Aber freilich, wie sollte die Kirche so etwas wagen! Die Kirche?

Als Moser eben sein Pfarrhaus erreicht hatte, ging die Frau eines Krämers ohne Gruß an ihm vorüber.

Ach diese Leute, dachte er, haben alle nur einen Körper und achten nur den, der ihren Fraß fördern oder hemmen kann. Auch wenn mein Geist kleiner wäre, könnt ich ihnen nichts sein.

So gering er von ihnen dachte, einigermaßen litt er unter ihrem Scheelsehen und Fremdbleiben. Ist doch schon die Abneigung eines Hundes einem feinfühligem Menschen schmerzlich.

In bitterer Stimmung betrat er das Zimmer, in dem er seine Schwester mit einer Arbeit beschäftigt vorfand.

„Ach bin ich müde!“ seufzte er missmutig indem er sich setzte.

„Du, hochwürdiger Herr?!“ lachte Ännchen munter. „Wovon denn?“

„Ja vom Arbeiten freilich nicht. Aber vom ewigen Kampf gegen den Ekel! von ohnmächtiger Wut! Ah was für ein Leben! Ich — Kirchensklav in diesem Nest! als ob ich dazu gut war. Das könnt ein Schlechterer besser.“

„Du hasts ja selbst gewollt“, meinte Ännchen zaghaft.

„Gewollt? Wann! als ich ein unmündiges Kind war. Unser Vater hats für mich gewollt. Der verfluchte Speck frommer Stiftungen hat ihn geködert, sein Junges in die Kirchenfalle zu schicken. Jetzt sitz ich drin.“

„War mancher froh, wenn er auch drin säss,“ bemerkte Ännchen weise.

„Ach ja! Aber ich, ein moderner Mensch! Was tu ich bei diesem erzurückständigen Bauernvolk, von dem Welten mich trennen! das ich zudem nicht mal versuchen darf emporzuheben! Zum Lachen wahrhaftig. Wenn ich aneinen Gott glaubte, wie ihr, so würd ich denken, dass er die Welt und die Menschen gemacht hat, nur um lachen zu können. Boshaft zu lachen!“

„Aber Oskar!“

Ännchen war wirklich ein wenig skandalisiert. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Eigentlich bist du doch ein recht undankbarer Mensch. Wem geht alles nach Wunsch? Schließlich im Ganzen genommen hast du’s doch recht gut? und so wenig zu tun. Denk wie unser Vater sich plagen muss in seiner Schul. Und hat nur halb so viel Besoldung wie du.“

„Ja ja“, bestätigte Oskar müde, „es könnte ja ganz idyllisch sein; wenn man nur ein klein wenig dümmer wäre.“

„Oder frömmere“, verbesserte sie mit leisem Nachdruck. „Die Gottlosen haben keinen Frieden, sagt die Schrift.“

Moser erhob sich und sagte ruhig aber streng: „Ich kann und will dich nicht hindern, die Sache in deiner Weise zu betrachten. Nur wähle die Zeit besser, wenn du es aussprechen willst. Und vor allem verschone mich mit solchen Bibeltrumpfen in der Art unsres Vaters. Das vertrag ich nicht mehr. Du weißt, ich muss fast speien.“

„Du hast Recht,“ erwiderte sie sanft, „ich will dich in solchen Stimmungen schonen.“ Damit packte sie ihre Sachen zusammen und ging.

„Auch noch!“ seufzte der junge Mann, mit seiner ungerechten Schroffheit unzufrieden. „Elend über Elend,“ stöhnte er und begrub den Kopf in die Hände. So saß er lange versunken. Trost suchend schweiften die Gedanken den Berg hinauf, in die trauten Räume des Schlosses, in die weiten Wälder, — an all die Orte, die durch ein liebes Mädchenbild ihm so unendlich teuer waren.

Die Freundschaft mit den Schlossleuten hatte sich befestigt; fast täglich war er mit ihnen zusammen, entweder oben im Schloss, oder im Pfarrhaus, oder auf Spaziergängen in den prachtvollen Wäldern des Grafen. Wie süß war es immer, Helene anzusehen, wenn sie es nicht merkte; wie süß, von ihr sich betrachtet zu fühlen, wenn sie meinte, er merke es nicht. Allein waren die Beiden fast nie, und Oskar suchte auch nicht, mit ihr allein zu sein. Er war in Liebessachen nicht unternehmend. So herb und schroff er von Natur schon war und noch mehr wurde durch den verbitternden Einfluss seines aufgezwungenen Berufs, — dem Weib begegnete er mit seinen 26 Jahren noch scheu wie ein Weib, verstand und wünschte nichts anderes, als mit den Augen zu lieben. Und so hoch er sonst von sich dachte, — dem Weib gegenüber fühlte er sich sehr bescheiden und war gar nicht von seiner eigenen Liebenswürdigkeit überzeugt. Von jener faden Mannsgeckerei und Siegerzuversicht, die den ordinären Weibern so sehr imponiert, den besseren aber ebenso gräulich ist, besaß er keine Spur. Helenens naive Augen hatten genug schon ausgeplaudert, so dass er wohl glauben konnte, geliebt zu sein, aber er glaubte es dennoch nicht. Und so schuf ihm das Bild der Geliebten auch jetzt statt Trost nur neue Unruhe und Schwermut.

Aus seiner Versunkenheit weckte ihn plötzlich ein Geräusch an der Tür. Erschreckt sah er Helenens lachendes Gesicht, das durch die Türspalte sich hereinschob. Sofort bei seinem Anblick wurde das Mädchen ernst, trat zögernd vollends ein und starrte ihn fassungslos mit einem Blick voll Mitgefühl an.

Mit verlegener Verbeugung zog der junge Mann sich ins Dunklere zurück, stellte sich unbefangen und tat, als hätte sie nach seiner Schwester gefragt.

„Ja gewiss,“ sagte er, „Ännchen ist zuhaus. Sie wird sich sehr freuen.“

Helene rührte sich nicht. „Aber Sie . . . ? Sie haben Kummer?“

„Ach! . . . man hat mal so Zeiten,“ wollte Oskar ausweichen, aber sie ließ nicht ab.

„Ich habe ja kein Recht,“ flüsterte sie, „mich in Ihre Angelegenheiten zu drängen, aber ... Es tut mir weh, Sie so zu sehen. Und wenn man doch einmal mit leiden muss mit denen die man

liebt, — soll man nicht wenigstens auch wissen warum?“

„Mit denen, die man liebt?“ wiederholte er leise.

Sie erschrak. „Nein!“ sagte sie eilig und errötete, Sie hätte wohl noch das Wort ins Bedeutungslose ziehen können, aber sie war zu stolz und zu wahrhaft. „Ich meine . . . , ich . . . wollte nicht so sagen.“

„Aber ich wollte so sagen, o wie oft schon! und hatte nicht den Mut, zu hoffen, dass Sie mich lieben könnten.“

„Ach das ist doch keine Kunst,“ stammelte sie mit schwachem Lächeln und scheu anbetendem Blick.

Da nahm er all seinen Mut zusammen und das Mädchen in seine Arme. Unwillkürlich wehrte sie mit einer scheuen kleinen Bewegung, ließ es aber doch ergeben geschehen. Er küsste sie lange, bis ihr Kopf er atmend auf seine Schulter sank.

Ein kleiner Schrei schreckte sie auf, sie sahen an der Tür links Ännchen, das eben erschrocken wieder verschwinden wollte. Sie hatte ebenfalls Reue gefühlt wegen ihres brüskten Weggehens und war nur gekommen, um dem Bruder zu zeigen, dass sie nicht böse sei.

„Ännchen, Ännchen!“ rief Helene, eilte ihr nach und brachte sie wieder herein. „Du bist jetzt meine liebe Schwester. Wir haben uns verlobt, Oskar und ich!“

Ännchen wusste nicht, was sie sagen sollte. „Ach, das ist ja nicht möglich!“ stammelte sie.

Aber die Fülle ihrer Glückwünsche lag in ihren Armen, mit denen sie die Freundin an sich presste. In dem kleinen Herzchen rumorte die Freude so sehr und auch ein klein bisschen Neid; nein, Neid eigentlich nicht, aber Mitleid mit sich selbst und ihrem siebzehnjährigen einsamen Liebesehnen. Sie brach in Tränen aus.

„Herrgott, ich heul ja!“ rief sie und lief davon.

Das war auch das Beste, was sie tun konnte.

Die Liebesleute lächelten sich an und fielen sich wieder in die Arme. Der Zwischenfall hatte ihnen über die erste Scheu hinübergeholfen, sie küssten sich herzlich.

„Wie entschuldigend meinte Helene: „Es ist ja vielleicht das letzte Mal.“

„Nein,“ lachte Oskar, „aber das erste Mal.“

„Und das letzte!“ wiederholte sie. „Mein armer Lieber, ich fürchte, du wirst meinem Vater nicht ganz passen.“

„Wie?! Wir sind doch Freunde.“

„Ja . . .“ sagte sie zögernd.

„O du beleidigst ihn. Was fehlt mir denn? Adel? Reichtum? Er ist doch ein freier moderner Mensch. O beleidige ihn nicht.“

„Ein moderner Mensch, wie du sagst, ist er; in der Hauptsache. Aber ein paar Eierschalen kleben noch. Ich weiß, wie er neulich über eine Verwandte urteilte, die einen bürgerlichen Arzt geheiratet hat. Wir werden bald hören. Er kommt gleich und will euch zu einem Gang in den Wald abholen.“ Sie ging zum Fenster, um nachzusehen.

Ihre Zweifel machten ihm doch Eindruck. „Sollen wir nicht lieber vorerst noch schweigen?“ fragte er bekümmert.

„Nein, Liebster,“ bat sie, „ich könnte es nicht. Ich habe nie vor meinen Eltern ein Geheimnis gehabt.“

Er gab nach. „Gut denn! Und ich glaubs gar nicht, dass er so niedrige Bedenken hat.“

„Und wenn auch!“ rief sie. „Trennen kann er uns doch nicht. Niemand! O wir gehören fester zusammen und länger schon, als du vielleicht ahnst. Seit Ewigkeiten. Wirst du glauben . . .? Als du zum allerersten Mal im Schloss oben zu unsrer Tür hereinkamst, da hab ich dich wieder erkannt. „Da ist er ja!“ hat eine freudige Stimme in mir gerufen.“

Er umarmte sie lächelnd. „Süße Schwärmerin.“

„Ja du glaubst freilich nicht. Aber einen Hunger, einen Hunger hab ich nach dir, nach so langer Zeit — wie lang mags sein? — dich ganz wieder kennen zu lernen, wie du geworden bist. Komm, schütte dein Herz mir aus, deinen Kummer, den lieben gesegneten Kummer, der uns heute zusammengeführt hat.“

„Nein Liebste, verlange nicht ihn zu wissen, er ist hässlich. Mindestens jetzt nicht, er würde uns den Tag verderben.“

„Aber ich habe Hunger nach dir! Wie kannst du mir dunkel bleiben wollene? Und kann deine treueste Freundin nichts helfen?“

„Nichts. Niemand kann helfen. Aber ich schäme mich vor dir ... Mein ganzes Leben ist eben verfehlt . . . mein Beruf ist nichts für mich.“

„Ich hielt ihn für so schön.“

„Ja, das könnte er auch wohl sein . . . für Andere . . . unter anderen Verhältnissen. Aber ich bin nicht frei. Ich darf nicht reden wie ich denke, hur wie meine Sklavenhalter verlangen.“

Helene war niedergeschmettert. Keine Ahnung hatte sie davon gehabt. Der Graf sowohl als Moser selbst hatten immer absichtlich vermieden, von Religiösem zu reden, um das Mädchen, das sie langsam entfrommen wollten, nicht vorzeitig kopfscheu zu machen.

„Du glaubst nicht, was du predigst?“ fragte sie.

„Was ich predige,“ sagte er, „d. h. was ich ausspreche, glaube ich sozusagen schon, aber

nicht, was ihr höret, wie ihrs versteht. Ich spreche, wörtlich genau genommen, keine einzige Unwahrheit, aber ich schlängle mich mühsam vorsichtig durch zwischen lauter Lügen.”

Helene konnte das nicht begreifen.

„Das glaub ich,” erwiderte er; „ich muss es erklären. Ich spreche die doppeldeutige Theolügensprache; mir bedeutet sie die Gedanken meines Jahrhunderts, meinen Zuhörern aber die Gedanken des sechzehnten. Ich sage „Gott” und meine das All, die Zuhörer aber einen ins. Gigantische gesteigerten Menschen. Ich sage Sohn Gottes und meine den ausgezeichnet edlen Mann, die Zuhörer aber den Mann ohne menschlichen Vater. Ich sage: Jesus ist auferstanden, und meine: sein Geist, seine Lehre lebt fort; die Zuhörer aber verstehen: der Leib ist nicht tot geblieben. Und so gehts durch alles durch. Das ist die unehrliche Theolügensprache, die von der Kirche dadurch gezüchtet wird, dass sie ihre Diener vornehm in der Weisheit unseres Jahrhunderts erzieht, um dann nachher von ihnen den Glauben und die Predigt des sechzehnten zu verlangen. Das ist die Heuchelei, unter der so viele Pfarrer mehr oder weniger leiden; nur wenige Einfältige gar nicht; ich aber im höchsten Grad. Ach, immer zweideutig sein, immer klug, immer hinterhältig, immer pffiffig . . . es ist ekelhaft.”

Sie sah ihn wortlos an, sichtlich in tiefem Schmerz. Leise bat er: „Verachte mich nicht!”

„Wie könnt ich?” wehrte sie ab. „Deine Ehre ist meine Ehre, und deine Schmach auch meine Schmach. Ich hin und bleibe die Hälfte von uns, und wenn uns Moral so ungleich verteilt wäre, dass ich alle allein hätte und du wärest ein Dieb und Räuber, so wäre du eben mein geliebter Dieb und Räuber.”

„Du Gütige!” flüsterte er. „Aber dass du nie: gar zu betrübt bist über unsre geringe Moralsumme so lass dir erklären: moralisch defekt zu werden, ist Männerlos. Ihr Frauen könnt rein bleiben, im ruhig stillen Gehege, das wir euch bieten, und könnt die Reinheit euren Kindern vererben. Wir Männer müssen draußen gehen, auf den Strassen des Schmutzes andre gibts nicht auf Erden —, und willig oder nicht, wir müssen den Schmutz tragen. Wer trägt ihn nicht? so oder anders, wenn er in dem gemeinen Menschentreiben mittun muss. Und auch wer unabhängig genug ist, nicht mittun zu müssen, trägt ihn ebenfalls, nur anders: lebt er nicht parasitisch von fremd« Arbeit?”

Sie war betroffen. Aber es leuchtete ihr ein „O, ich glaube ja, dass ich die Welt nicht kenne . . ., dass sie abscheulich ist. Ich ahnte es längst. Aber wollen nicht wir grösser und besser sein als die Welt? Wenn alles Erdenwirken Gemeinheit ist, warum klammern wir uns an diese Erde so fest? Wer könnte dich zwingen, wenn du nicht willst. Gehorche den Tyrannen nicht! Wage es, frei zu sein!”

„Wer frei sein will, wird gesteinigt.”

„Macht nichts,” tröstete sie schmeichelnd, „ich bin mit dabei. Umso schneller sind wir durch. Dann wirds wohl auch noch ein Bad geben, das diesen Schmutz der Erde von uns abwäscht. Oder glaubst du auch nicht an ein anderes Leben?”

„Nein. Schön wärs ja. Aber ich sehe kein Recht, es zu glauben.”

„Aber doch auch kein Recht, es zu leugnen?“

„Nein. Unmöglichkeiten zu beweisen, ist das schwerste, und hier — unmöglich. Das ändert aber nichts. Denn nur das Bewiesene kann ich glauben, nicht schon das Unwiderlegbare.“

„Nur das Bewiesene?“ rief sie zärtlich überlegen. „Du blinder Mann! Wie willst du meine Liebe dir beweisen? Könnt ich nicht dich täuschen? mit dir spielen? über dein Vertrauen mich lustig machen? Und doch vertraust du, und glaubst an meine unbeweisbare Liebe, — weil du sie fühlst! So fühle ich auch die andere Welt; sie ist mir selbstverständlich. Es gehört zu meinem Ich und Wesen, zu glauben, dass wir Menschen aus einem Jenseits kommen und wieder in ein Jenseits gehen, dass dieses jetzige Dasein nur eine Kugel ist in einem langen Rosenkranz. Das ist nun mal mit mir so; ich kann nichts dafür. Und warum sollt es nicht möglich sein, dass manche Menschen mit dem vor- oder nachirdischen Jenseits aus irgendeinem Grund eine leise Fühlung behalten und andere wieder nicht?“

Die ganze Zeit über hatte Moser hingerrissen diese in ruhiger Zuversicht lächelnde Schönheit betrachtet; halb scherzend rief er: „Du steckst mich an, geheimnisvoller Engel! Bald find ich auch deinen Glauben selbstverständlich.“

Sie klatschte fröhlich in die Hände. „So ist's recht! Sieh, so ansteckende Leute müsset ihr Pfarrer alle sein; vielmehr solche Leute allein müsste man zu Pfarrern machen; ob Mann oder Weib, das wäre einerlei; und ob sie hebräisch können, war auch einerlei. Aber eure Welt steht auf dem Kopf. Nun die Ändern mögen vernünftig werden, wann sie wollen und können, mit hundert oder tausend Jahren. Aber mein Schatz wird es heute? Du erhebst den Nacken aus deiner Knechtschaft und zerbrichst das Joch? stehst auf als ein freier Mann?“

Lächelnd und gebieterisch zugleich sah sie ihn an. Er war berauscht.

„Als ein freier Mann!“ rief er. „Am Sonntag in der Kirche wirst du's hören.“ Dann leiser; „Obwohl ich das Gefühl habe, als marschierte ich zur Hinrichtung.“

Sie nickte lächelnd. „Zur Hinrichtung! — vielleicht ist's auch so, mein Süßer. Aber wenn ... dein Weib bleibt nicht länger als du.“

„O ... du bist größer als ich!“ bekannte er.

Sie widersprach bescheiden. „Ach nein, Liebster, nur anders.“ Dann errötete sie und verbarg das Gesicht an seiner Brust. „Und so eitel! Ich freue mich so unendlich, dass du etwas auf mich hältst.“

„Ja, wahrhaftig, das tu ich!“ sagte er bewundernd.

Da hob sie hastig den Kopf und sah zum Fenster hinaus: „Mein Vater! er ist schon unten! Bitte lass mich einen Augenblick allein: ich muss ihn vorbereiten.“

Moser tat es. Kaum war er fort, so trat der Graf ein.

Helene eilte ihm munter entgegen und umarmte ihn. „Väterchen, liebes! das ist schön, dass du kommst. Wie gehts? Willst du nicht Platz nehmen?“

„Ich glaube, du spielst hier Hausfrau?“ lachte er.

„Ja,“ sagte sie ebenfalls lachend. „Kann ichs? Gelt das gefiel dir, wenn ich einmal heirate, dass deine Frau Tochter so nah bei dir -war.“

„Nicht übel. Nur dürfts natürlich kein Pfarrhaus sein.“

„Was? Hast du nicht immer Moser einen prachtvollen Menschen genannt?“

„Selbstverständlich. Das soll ja nichts gegen ihn gesagt sein. Aber wo bleibt er denn. Hast du ihm ausgerichtet. . .? Und wo ist denn Ännchen?“

„Ach Ännchen hab ich nur einen Augenblick gesehen. Der Bruder war mir wichtiger. Ein prachtvoller Mensch! Und wie merkwürdig: er findet von mir das Gleiche.“

„Was soll denn das heißen?“ fragte er beunruhigt,

„Das soll heißen“ — sie umarmte ihn, — „dass wir selig wären, wenn du auch fändest, wir seien einander wert.“

Der Graf war ganz perplex, das Lächeln war plötzlich fort, sein Gesicht war wie eine ausgelöschte Lampe. „Aber Helene! welche Idee! das ist doch ein Scherz hoffentlich?“

„Ich war nie ernsthafter.“ Ihr Gesicht bestätigte es.

„Was?“ rief der Graf. „Und so ein Mann ist dir recht, der nicht einmal selbst sich herwagt, sich hinter die Schürze versteckt?!“

Helene hielt ihm den Mund zu. „Ich habe ihn gebeten, vorerst abzutreten . . . deinetwegen!“
Leiser: „Damit du nicht in der ersten Überraschung dich vor ihm blamierst. Er denkt so hoch von dir, glaubt nie, dass du Adelsvorurteile haben könntest. Bitte enttäusche ihn nicht!“ Sie küsste ihn und lief rasch hinaus.

Bald darauf kam Moser zurück. Zum Scherz hatte er sich feierlich gemacht mit Zylinder und Handschuhen. Aber hinter dem Scherz verbarg sich sein Herzklopfen. „Sie sehen mich bereit, Herr Graf, auf: Ihr hohes Schloss zu steigen. Nehmen Sie es gütigst als geschehen und gestatten Sie mir ...“

Der Graf winkte ab. „Weiß schon. Lassen Sie; ich bin nicht zu Scherz gestimmt. Es ist mir äußerst peinlich, lieber Freund, glauben Sie mir! Aber ich habe schon andere Absichten ... ich hatte ja gar keine Ahnung!“

„Aber Herr Graf! wenn es sich um das Glück Ihrer Tochter handelt...“

Der Graf unterbrach ihn. „Es handelt sich nicht um ihr Glück... vielmehr doch! aber nicht so wie Sie meinen. Helene ist 18 Jahre alt und versteht gar nichts. Sie sind der einzige junge Mann, den sie sieht ...“

„O! ...“ lächelte Moser dazwischen.

Aber der Graf fuhr fort, ohne sich stören zu lassen: „... voilà tout! Ich werde das ändern. Morgen reisen wir.“

„Es wird zu spät sein,“ warf Moser ein.

„Das mögen Sie allerdings wünschen. Ich glaubt es nicht.“

„Und darf ich fragen, was Sie gegen mich haben?“

„Aber gar nichts, gar nichts, lieber Freund, in jeder ändern Hinsicht. Sie sind mir der liebste Mensch nach meiner Familie, das wissen Sie selbst. Aber heiraten ... das ist wieder eine andre Sache. ... Bedenken Sie, dass ich der Chef eines uralten Hauses bin, dessen Reichsunmittelbarkeit mein Vater noch erlebt hat. Da drunten,“ er deutete hinaus, „stand der Galgen, an dem noch mein Großvater aus eigener Machtvollkommenheit die Spitzbuben hat henken lassen. Ja, ja, mein Herr Pfarrer, eine große Vergangenheit verpflichtet. Für eine Gräfin von Markrode muss es etwas Besseres geben, als just Pfarrerin von Markrode zu werden.“

„Also wirklich Adels Vorurteil? Sie? Das hätt' ich nie gedacht.“

„Nein, bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich denke, Sie kennen mich, dass ich Jedermann als das gelten lasse, was er persönlich ist. Aber es kann doch auch nicht ganz gleichgültig sein, was die Verfahren einst waren. Ich wenigstens find es nun mal angenehm zu wissen, dass man nicht von Leibeigenen oder Krämern abstammt.“

„Sondern von Straßenräubern,“ ergänzte Moser. Der Graf wollte schon böse werden, aber dann lachte er doch. „Na, das gehörte noch immer zum Besten in jener Zeit. Alle „Wurzeln stecken im Dreck. Aber . . im Vertrauen, lieber Moser, will ich Ihnen etwas mitteilen, — schließlich haben Sie ein Recht darauf. Sie wissen, dass mein Vetter Markrode auf Schwannndorf drüben einen einzigen Sohn hat. Was lag näher für uns, als zu wünschen, dass durch die Verbindung dieser Kinder unser Name einen neuen Glanz erhalte. Wir sind schon längst einig geworden. Sie sehen also, lieber Moser, es geht nicht, wie Sie wünschen. Mein Entschluss ist unwiderruflich. „Wollen Sie daraufhin verzichten?“

„Natürlich nicht. Helene hat mein Wort und ich das ihrige.“

Der Graf erhob sich. „Dann also Krieg.“

„Und Krieg auch mit mir, Papachen,“ rief Helene eintretend, — sie hatte natürlich gehorcht, und lachte ihm lustig ins Gesicht, „du galgengewaltiger Ahnen hoher Enkel!“ Dann machte sie ihm einen Knicks und stellte sich neben ihren Geliebten. „Ich schlage mich zu deinem Feind!“

„Ich hoffe aber,“ sagte der Graf, „meine Tochter bedenkt, dass sie ihrem Vater Gehorsam schuldet.“

„Nein, Papachen, damit ist's vorbei! Lieben werd' ich dich immer, und dich pflegen, wenn du einst das Podagra hast. Aber gehorchen? — hier steht der Stärkere, der über dich gekommen ist. Ja du bist abgesetzt, armer Papa.“

„Auflehnen willst du dich gegen meine väterliche Gewalt?!“

Kurz, überlegen, neckisch sagte sie nur: „Ja!“ und schaute mit schief gehaltenem Köpfchen ihrem Vater so kokett ins verblüffte Gesicht, dass Moser sie entzückt in die Arme nahm und küsste. Der Graf war erst so perplex, dass er nicht daran dachte, die Liebenden zu trennen. Endlich kam er zum Bewusstsein der Lage und befahl streng: »Aber ich bitte . . .!“ worauf die Beiden auseinander gingen.

„Das ist ja alles ganz unsinnig,“ fuhr er fort. „Du musst doch einsehen, dass ich der Herr bin, dein Vater, von Rechts wegen, dein Ernährer. Was wolltest du tun, wenn ich sagte: eine Tochter, die nicht gehorcht, kann gehen?“

Sie lächelte: „Das sagst du ja gar nicht. Und wenn —, nun dann müsst ich allerdings gehen. Aber ich kann auch anderswo sein.“

„Im Pfarrhaus meinst du? Ohne meine Einwilligung könnt ihr noch lange nicht heiraten.“

Jetzt wurde sie ernst. „Vielleicht überhaupt nie. Er hat mir versprochen, von heute ah ganz wahr zu sein auf der Kanzel. Bald wird er vogelfrei sein.“

Der Graf war starr. „Wie?! welch tolle Ideologie! Ich bedaure jetzt, dich nicht realistischer erzogen zu haben.“

„Als ob man willkürlich erziehen könnte,“ meinte sie. „Die Tanne strebt immer himmelnan und wird nie nützliche Zwetschen tragen.“

Der Graf machte Schluss. „Ich werde ja sehen, was noch zu tun ist. Der Krieg hat begonnen. Nimm Abschied, Helene, und wär’s fürs Leben! Ich bleibe fest.“

„Es ist fürs Leben, Oskar,“ wiederholte sie sehr ernst. „Wenn wir wieder zurückkehren, bist du schon nicht mehr hier. Bleib auch du fest, mein Liebster, und merke was ich sage, — beweisen kann ich’s freilich wieder nicht. Wenn ein Mensch wie wir, auf dieser Erde reif geworden ist, — ich weiß nicht nach wie vielen Erdenleben, und wenn er an die Brücke kommt, die zum unbekanntem Höheren führt, dann gibts zuletzt eine Entscheidung, ein Examen sozusagen. Das ist jetzt dein Examen, dass du unbekümmert um alles Wahrheit übst, und so dein Leben verlierst, um es zu finden.“

Auch Moser fühlte den Ernst des Augenblicks. Und es schien ihm doch bedenklich, was sie verlangte. „Um unsichre Hoffnung dies sichere Leben verlieren?! Und dich!“

„Ja auch mich!“ klagte sie. „Und ich dich!“ Mit Schluchzen stürzte sie sich in seine Arme.

„Ach nun weint mir ja mein großer Prophet!“ scherzte er schmerzlich und küsste ihr die Tropfen weg.

„Dein armes kleines Mädchen,“ flüsterte sie weinend an seinem Hals, „das dich nicht haben soll! nie, nie, auf dieser Welt . . .“ Aber gleich glänzte sie wieder durch Tränen. „Und dich doch haben wird!“ Sie fuhr ekstatisch mit der Hand im Bogen durch die Luft. „Dort! — Mut, Helene, Mut, mein Liebster! „Und setzet ihr nicht das Leben ein, — nie wird euch das Leben gewonnen sein.““ Noch einmal drückte sie ihn an sich und eilte hinaus.

Der Graf aber meinte sarkastisch, als sie allein waren: „Der Koller gibt sich mit den Jahren. Sie wird die Welt sehen und ihren Mann bekommen und dann ist's gut. Sie aber, lieber Moser, — wenn Sie statt meiner Tochter, die ich Ihnen nicht geben kann, wenigstens einen guten Rat von mir nehmen wollen—: folgen Sie nur diesem romantischen Köpfchen nicht. Es täte mir leid, Sie würden doppelt verlieren..

Moser erwiderte nichts und zuckte nur die Achsel.

„Leben Sie wohl!“ sagte der Graf und bot ihm die Hand.

Moser schüttelte sie. „Adjö “Rabenvater.”

Er begleitete ihn hinaus und sah an der Haustür den Beiden, die zusammen zum Schloss hinaufstiegen, nach. Noch als sie lange schon verschwunden waren.

Liebesbriefe

Helene von Markrode an Oskar Moser.

Mein Liebster! Wo ist deine arme Verbannte? Hier siehst du es in meiner kleinen Zeichnung. Einsam liegt sie im reinen warmen Sand, einem weiten weißen Meer; vor ihr ein blaues unendliches Meer und oben ein blauer unendlicher Himmel. von Erde nur hinter mir ein schmaler haushoher Uferstreif. Und weiter hinten weiß ich versunken die Berge und Täler die wir durchreisten, die Städte der Mengen und all das fremde Menschentreiben ach und nur ein vertrauter lieber Ort, wo mir das Liebste Lebt.

Ist's nicht wie ein Sinnbild? So fühl ich alles Menschliche hinter mir und warte am Ufer dieser Zeitlichkeit; warte, bis mein Geliebter bei mir ist. Er kommt -, dann lehnt mein Haupt sich wieder an Seine Brust, selig, und lauscht hinaus aufs weite Meer: bald müssen die Wogen hell und heller rauschen, groß und größer wächst das Schiff heran, das uns hinüber bringt ins neue Land.

Ach das sind Träume, ich kann ja nichts tun als träumen. Mein Haupt lehnt nicht an Deiner Brust, nur an dem harten Fels am Strand. Nicht deine Hand berührt mein Haar, die weißen Schmetterlinge sind's, die in hellen Wolken mich umflattern, bald hoch in die Lüfte steigen, bald unten an Strandhaferhalmen hängen oder hineintaumeln in den Sand, von Sonne und Liebe trunken. Ach so harmlos sein Leben verbringen in Liebe und Spiel! Wir könnten's wohl auch? Und die Liebe wäre so schön! O so sinnlos, so wahnsinnig kommt's mir oft vor, dass wir getrennt sein sollen, wir, die vor Äonen schon Gott zusammen gefügt hat. Und wenn Du jetzt plötzlich vor mir stündest, was wäre natürlicher? Schluchzend vor Glück würde Dein Weib an deine Brust sich schmiegen. Lieber, es kostet mich viel, dabei zu bleiben, dass wir die Welt verleugnen, die Leben verlieren wollen, um das höhere zu finden.

Und doch wollen wir! Nichtwahr wir wollen? Wir stehen an der Brücke und müssen hinüber. Ich bin auch tapfer, mein Freund; denk nicht, dass ich schwach sei, weil ich jetzt ein wenig geflennt habe, - ich will's nicht leugnen. Sonst mach ich immer ein freundliches Gesicht, bin so heiter und froh, dass der gute Papa voll Hoffnung ist. Er ist sehr lebenswürdig und zärtlich

mit mir und glaubt ernstlicher als je, er könne mich dich vergessen lassen, dich! Er mit seinen vielen jungen Männern, deren Gesellschaft wir tragen müssen. Ach sind die arm! Mein Gesicht muss ihm's doch verraten, wenn ich zuweilen ihn anschau: wie kannst Du nur meinen - ! Aber ich merke wohl, er glaubt mir's nicht und hofft dennoch. Du aber glaubst mir's, nichtwahr? Felsenfest! Dass sie ewig unwandelbar dein ist,
deine Helene

Oskar Moser an Helene von Markrode

Meine süße Geliebte am fernen Meeresstrand! Noch immer geh ich im seligen Nebel des Glücks umher und weiß nichts als dich. Nicht dass du fern bist, fühle ich, und nicht dass ich so wenig Aussicht habe, dich ganz zu gewinnen, — nur dass ich dich kenne und weiß, dass du mein bist. Wie bin ich stolz, ein Herz gefunden zu haben, fast lächerlich stolz! Du Thor, sage ich mir, was ist da Besonderes? das gelingt doch meist auch den allergeringsten Kerlen! selbst zu öfteren Malen! Ja eben, antworte ich mir, zu öfteren Malen. Die finden ein Weib oder Weiber; ich habe mein Weib gefunden. O deine schöne Lieblingsidee nach Plato: dass wir nur ein Mensch sind, zerteilt, ich weiß nicht wann, in Mann und Weib, um uns wieder zu suchen, — ich liebe sie auch und deinen Ewigkeitsglauben und dein ganzes schön phantasievolles Denken, so wie ich deine Augen liebe und deinen Mund und alle Herrlichkeit deines jungen Leibes.

Ja, ich liebe deine Gedanken; aber, mein Liebling, ich glaube sie nicht. Darum kann ich auch nicht ebenso wie du darnach handeln. An einem heiligen Tag hab ich dir versprochen, wahr zu sein, weil die Lüge mich ekelt und weil ich dir, mein schönes Gewissen, gefallen will. Und ich will's auch halten. Aber darf nicht ich, deine Vernunft, bestimmen, auf welche Weise? Die Wahrheit lieben wir ja alle, die edel sind auf Erden; allein wir müssen für sie kämpfen, auf dem Lügenboden, auf dem wir stehen, mit den Waffen, die wir eben haben, die vom Blut der Lüge beschmutzt sind. Maß- und rücksichtslos wahrhaftig sein, — das heißt nicht für die Wahrheit kämpfen, sondern für die Wahrheit sich töten, nutzlos töten! Blinde Wahrheitswut ist Selbstmord, Kompromisse sind Schlachten... Wenn du hier wärst, Helene, mein Gewissen, so müsst ich vor deinem Blick mein Gesicht an dir verbergen. Ist's wahr, was ich sagte? Halb! nichtwahr? Und die andre Hälfte, die größere . . . ? Ach, du sollst mich sehen, wie ich bin, — sieh, ich mag dies Amt nicht mehr verlieren! So herb dies unwürdige Leben ist, — hier hab ich Wurzel geschlagen, in diesem Haus, in diesem schönen Garten, ich hänge daran, du bist da aus- und eingegangen, scheu heimlich von mir angebetet; an allem hängt Erinnerung, an allem deines Wesens süßer Duft. Nein, ich will nicht! schilt mich, aber ich will nicht! Ach, und oben dein Schloss, das alle Morgen beim Erwachen gleich, im ersten Strahl der Sonne, mich begrüßt! jetzt ist's ja öde und leer, aber früher oder später bist du wieder da. Kann ich da ferne sein? fern sein wollen? Ich will nicht, ich will dich wieder sehen, ich will dich erringen, ich will dich haben, — willst du denn nicht auch? Du bist ja doch mein! Und unser Glück auf dunklem Grunde, das mag am Tag des Weltgerichts der große n Hure Babel ein kleiner mildernder Umstand sein. Das Scheusal braucht's. Du aber liebe mich! ich küsse dich. Und wieder: liebe mich! alles andre ist eins. Weit, weit über die Wahrheit, die kalte, liebe ich dich!

Dein Oskar.

Dekan Seeger

Die Liebe zu Helene brachte in Mosers Weltanschauung eine starke Umwandlung hervor. So wahr ist es, dass auch bei einem philosophischen Menschen die Anschauungen nicht so sehr durch Gründe als durch Gefühle und Willensströmungen bedingt sind.

Das schwärmerische und vollkommene Wohlgefallen an dem Mädchen erstreckte sich auch auf ihre Lieblingsideen, die sie aus Nietzsche und der neuen Theosophie, übrigens in eigenartiger Weise, entnommen hatte, nämlich die irdische Wiedergeburt und das mögliche Übergehen zu überirdischem Sein. Nicht als ob nun Moser diese Ideen geglaubt hätte, weil seine Geliebte sie glaubte, — dazu war er doch zu philosophisch. Aber er erkannte wenigstens infolge seiner wohlgefälligen Hinneigung zu diesen Ideen, dass seine widersprechende Anschauung, der Materialismus, eben auch nur ein Dogmengebäude war, moderner zwar als das kirchliche und weniger phantasievoll als das seiner Geliebten, aber auch nicht beweisbar, sondern auf Grund von ein bisschen exaktem Wissen mit kecker metaphysischer Phantasie ergänzt und gedichtet, daher des „Glaubens“ bedürftig.

Wie Schuppen von den Augen, fiel dieser sein letzter Dogmatismus von ihm ab. Jetzt erst war er wirklich Skeptiker, wofür er sich bisher nur fälschlich gehalten hatte. Metaphysisch, so sagte er sich jetzt, tapfen wir doch alle ausnahmslos im Dunkeln, ob wir's wissen oder nicht. Glücklicher der, der es weiß. Er ist nicht der Hörige, der Geisteigene eines Systems, sondern der Herr über alle. Alles ist sein, was seit Anbeginn des Denkens von genialen Köpfen gedacht worden ist; mit allem spielt er wonnevoll wie ein Gott. Warum nicht auch mit Helenens schönem Unsterblichkeitsglauben? Für ihn war's ja allerdings kein Glaube, keine sichere Hoffnung, aber eine Liebe wenigstens, Unsterblichkeitsliebe.

Und mit der Liebe zum Weib und zum Ewigsein kam auch wieder ein wenig Religion in sein Wesen. Vorher hatte dieser Pfarrer nicht die Spur davon gehabt; losgelöst war er von allem, der richtige „Einzige“, nie brutal zwar und gewalttätig, sondern gerecht, aber kühl und ohne Liebe. Jetzt öffnete sich sein ganzes Wesen, jetzt erkannte und spürte er die tausend Kanäle, durch welche sein Leben mit dem Weltleben in Wechselwirkung stand; er fühlte sich als Teil des Allebens und da er glücklich war, liebte er dieses Alleben. Selbst die Menschen wünschte er mit zu lieben; wenn er es auch allerdings nicht fertig brachte. Denn ein geistig hochgekommener Mensch kann den geringfügigen Massenmenschen nur dann, wenn dieser den gegenseitigen Wertunterschied kennt und anerkennt, wirklich lieben, mit der Liebe, welche Götter den Menschen oder Menschen einem treuen Hund entgegenbringen; aber den vom Gleichheitswahn aufgeblasenen kann er beim besten Willen nicht lieben; da ist Nachsicht das höchste Erreichbare.

Moser gedachte durch Mitteilung seiner Sinnesänderung seinem alten Dekan eine Freude zu machen.

Das Dienstmädchen — schon wieder ein anderes, sie wechselten stark bei der Frau Dekan — führte ihn ins Wohnzimmer, wo ihn die Frau statt des Herrn empfing. Der Dekan sei leider krank, es könne niemand zu ihm kommen. Während Moser einige Worte des Bedauerns äußerte, tönte ein Glockenzeichen durch die offene Tür aus dem anstoßenden Zimmer. Die Frau ging hinein und kam sogleich wieder.

„Er hat Ihre Stimme erkannt und wünscht Sie zu sehen,“ berichtete sie und setzte mit ihrem bittersüßen Lächeln hinzu: „Sie müssen sehr wohl dran sein bei ihm.“

Der Pfarrer fand den alten Herrn sehr schwach und abgemagert; er flüsterte nur. Die Frau erklärte die Krankheit. Erst wenige Tage liege er, aber er könne keine Nahrung bei sich behalten, daher die Schwäche. Die Verdauung müsse in Unordnung sein, aber der Arzt werde nicht ganz klug daraus.

Welcher Arzt komme?

Der Oberamtsarzt.

Moser wusste von diesem, dass er außer der hervorragendsten Arztstelle im Bezirk, auch den Ruf besaß, kein großes Licht zu sein. Er fragte daher, ob es nicht besser wäre, noch einen zweiten Arzt zu rufen?

„Ja wir haben heute zu Dr. Gräter geschickt. Wir taten es nicht gern, denn er ist gar nicht kirchlich und hat sich sogar von seiner Frau scheiden lassen! Aber in der Not...“

Der Dekan hob die Hand, die Frau hielt inne.

„Willst du uns ein wenig allein lassen, bitte?“ flüsterte er.

Sie glättete ein wenig am Bett, um ihre zarte Fürsorge ins Licht zu setzen und ging. Der Kranke deutete auf die offene Tür, Moser verschloss sie.

„Nun sprich nur so wenig als möglich und heiß mich schweigen, wenn es zuviel wird. Ich bin eigentlich gekommen, um dir eine Freude zu machen —, sie ist nur klein, du wirst sie tragen können.“

Dann erzählte er die Geschichte seiner Liebe und inneren Wandlung.

„O,“ flüsterte der Dekan, „die Freude ist nicht klein; sehr groß. Es ist ja sehr wenig im Vergleich zu dem, was dir fehlt. Aber ein Anfang, und ich bin in guter Zuversicht, dass, der in dir angefangen hat das gute Werk . . .“ eine müde Handbewegung deutete den Schluss des Bibelspruchs an.

Es klopfte leise.

„Dr. Gräter ist da,“ meldete die Frau.

Gräter war ein stark schwarz behaarter Mann von dreißig Jahren. Er stellte kühl sachlich seine Fragen, meist an die Frau, und tastete vorsichtig da und dort an dem Kranken.

„Es ist Darmverschlingung. Meist sind damit große Schmerzen verbunden, die hier fehlen. Das ist wohl auch der Grund, warum mein Herr Kollege nicht diese Diagnose gestellt hat. Zuweilen kommen aber auch schmerzlose Fälle vor. Ich würde Operation raten ...“ der Kranke blickte erschreckt auf Moser, — „aber die Kräfte reichen nicht. Schon jetzt nicht. Noch weniger nach der .Reise, — denn hier geht es nicht.“

Die Frau Dekan hielt das Taschentuch an die Augen.

„Wenn Sie wünschen, würde ich morgen früh wieder kommen.“

Es wurde gewünscht. Er ging.

Seeger winkte Moser herbei: „Erfrage die ganze Wahrheit.“

Moser folgte dem Arzt.

„Es ist nichts mehr zu machen,“ antwortete letzterer bestimmt. „Die Operation zur rechten Zeit hätte sehr viel Aussicht gehabt. Aber es ist zu spät. Vielleicht werden noch Schinerzen auftreten, die ich lindern kann. Ich bitte in diesem Fall mich sogleich zu rufen.“

Dem Kranken berichtete der junge Mann zuerst nur: die späte Erkenntnis des Falls habe die Lebensgefahr bedeutend verschlimmert. Erst auf weiteres Drängen gestand er: „der Arzt hat keine Hoffnung.“

Da riss der Kranke die Augen auf, die Pupillen zitterten im Entsetzen hin und her und die Hände fassten konvulsivisch Mosers Arm.

„Ich bin nicht reif zum Sterben!“ stöhnte er und seine Stimme wurde kräftiger. „Ich habe die Welt noch zu lieb.“

„Wer täte das nicht?“ tröstete Moser. „Nach so kurzer Krankheit! Das schwindet bald.“

„Schwindet nicht! Die Seele ist nicht frei. Ach, womit ich sündigte, werd ich gestraft. Der Bauch war mein Gott.“

Schier hätte der junge Pfarrer gelächelt, bei allem Mitgefühl. „Das kann ja gar nicht sein. Nach deinen Andeutungen über die Frau Dekan und meinen Wahrnehmungen kann sie dich nicht zu sehr verwöhnt haben.“

„Nicht...“ bestätigte er wieder flüsternd, „dennoch zu viel Freude am Essen . . .“

„Ist das ein Unrecht?!“

„Ach und sonst! . . . was ich deiner reinen Jugend gar nicht sagen kann!“ Er deutete auf ihn: „ . . . noch rein?“

„Wenn du es so nennen willst, — ja. Meine Benennung lautet bescheidener.“

Der Alte stöhnte weiter. „Jahrzehnte schon . . . Herzen kalt gegen einander . . . Dennoch . . .! O mein Heiland hilf mir!“ Er faltete die Hände. „Christi Blut — und Gerechtigkeit . . . Ach!“ Er ließ verzweifelt die Hände auseinander gehen und faltete sie wieder mit neuem Hoffnungsmut „... das sei mein Schmuck . . . und Ehrenkleid . . . Er war erschöpft und bedeutete Moser, er solle fortfahren.

Dieser gehorchte; ungerne, leise, schnell: „damit werd ich vor Gott besteh'n, wenn ich zum Himmel werd eingeh'n.“

„Abendmahl nehmen!“ hauchte Seeger.

„Soll ich Stadtpfarrer Boner holen?“

„Nicht! Du! Dir . . . hab ich auch ... gebeichtet. Frau . . . geben.“

Bald kam der junge Geistliche im Talar wieder. Er sah so würdig und fromm darin aus, und als er vor dem Fenster vorüber schritt, wob ihm gar der letzte Abendstrahl einen Heiligenschein in die feinen, vom Luftzug bewegten Locken, dass mitten in seiner Seelennot der Alte denken musste: „Und diesen Menschen hat die heutige Kirchenmisere auf dem Gewissen!“ Dann empfing der fromme Dekan das Abendmahl aus den Händen des Ungläubigen. Das schadete auch nichts, denn längst hat die Kirche konstatiert, — und das war sehr nötig! — dass die Kraft des Sakraments von der Beschaffenheit des Spenders unabhängig sei.

„Ah Friede!“ murmelte der Kranke. Er war beruhigt, aber auch am Ende seiner Kraft nach den Aufregungen dieser Todesangst und Beichte.

„Du willst schlafen?“ Seeger nickte. „Ich werde morgen wieder kommen.“

In der Nacht traten heftige Schmerzen auf. Ehe Moser wiederkam, war Seeger tot. Er starb, wie er gelebt hatte; schwer.

Zur Beerdigung erschien die ganze Geistlichkeit des Bezirks, dazu der zuständige Prälat. Alle gingen in Talaren vorn in dem langen Leichenzug, Stadtpfarrer Boner hielt die Grabrede. Er war zum Amtsverweser bestellt, hoffte auch endgültig Dekan zu werden und trug daher den Bonapartekopf noch höher und steifer als sonst. Welche Befriedigung war es für das versammelte Christenvolk, zu hören, wie herrlich alles im Bezirk stand, wie der Entschlafene in allen Tugenden seinen Geistlichen voranleuchtete — und sie natürlich ihm nach — und wie er getragen war von der Liebe und Verehrung aller seiner Untergebenen. Nach Boner sprach noch eine ganze Anzahl von Männern, jeder wieder für einen andern Verein Eine lange Qual.

In Moser war die Trauer für den Augenblick fast totgeschlagen durch den Ekel über das Alles von der Dummheit an, mit der diese Christen nützliche schöne Sachen zum Mitverfaulen einscharten, statt wenigstens armen Leuten damit aufzuhelfen, bis zur moralischen Hochflut des Schwindels, der nirgends zu ausgiebigerer Verwendung kommt als bei Gräbern, — was Riesiges heißen will. Als müsste es auf dieser letzten Station noch besonders grell markiert werden: Abschied vom Stern des Schwindels.

Nach Beendigung der Reden ging man in Prozession, peinlich nach Rang geordnet, zum Grab, um Schollen hinabzuwerfen. Da hob sich unerwartet ein Gesang der Stundenleute des Bezirks, die in großer Zahl gekommen waren, bei den Mittelberger Brüdern sich gesammelt hatten und nun nah dem Grabe zusammenstanden. Kunstlos und doch wundersam, so ruhevoll, stiegen die Töne vom Felde der Toten zum blauenden Himmel empor, und unwillkürlich hielt die Schollenwerfer inne. Ein weißbärtiger Greis fiel Moser auf, der gelassen vor sich hinblickend die Begleitung zur Melodie sang; in großen Intervalle schwang

der immer noch mühelos mächtige Bass sie: auf der Leiter der Töne hinauf und hinab.

Aller Gläub'gen Sammelplatz
Ist da, wo ihr Herz und Schatz,
Wo ihr Heiland Jesus Christ,
Und ihr Leben hier schon ist.

Der Gesang wurde allmählich dünner, man sah weiße Tüchlein an vielen Augen. Ach, der einsame Mann, dachte Moser, der so schmerzlich sich ungeliebt wähnte, warum hatte er das nicht geahnt! Aber dies ist der Fluch jeder Machtstellung, auch der kleinsten; die mit den Gebärden der Liebe und Verehrung sich herzu machen, sind meist Lügner, und ein gescheite] Mann merkt's; die aber wirklich verehren und lieben bleiben schamhaft ferner.

Die nächsten Strophen sang Alles mit. Da war denn auch der Zauber gebrochen. Ein richtiges Sinnbild! So überdeckt auch die große sichtbare Kirche; ekelvoll von Mainmonismus, die stille Schönheit der geistigen unsichtbaren.

Nach der Beerdigung trafen sich die Geistlichen unter den gewohnten hohen Bäumen der Gartenwirtschaft zum Bären, um besonders die Frage des Nachfolgers im Dekanat, vor allem die Aussichten des jetzigen Verwesers zu erörtern. Nicht Einer wünschte dem Letzteren Erfolg, da er schon jederzeit und noch mehr heute in seiner stolzen Dekanatshoffnung durch Hochmut und Schrofheit verletzend gewirkt hatte. Wie sollte das erst werden, wenn er wirklich erhöht war!

Boner selbst fehlte noch in der Gesellschaft, da er zunächst mit dem Prälaten, einem alten Herrn von feiner gelassener Würde, im Dekanatszimmer zusammen war. Hier fand der Prälat auch die Sätze Mosers zur Disputation. Er las sie missvergnügt und blickte auf.

„Die Disputation, Herr Stadtpfarrer, könnten Sie diesmal, denke ich, unterbleiben lassen. Dieser Todesfall des Leiters so nahe am Termin ist Grund genug.“

Dem Dekanatsverweser passte das nicht, er hatte vielmehr gehofft, bei dieser Gelegenheit zu glänzen und gerade noch vor Besetzung der Stelle seine hervorragende Befähigung für dieselbe zu erweisen. Es lag in seiner Stimme eine sanfte Klage über die allzu geringe Einschätzung, als er sagte: „Aber meinethalb nicht, Herr Prälat! Für mich ist die Zeit zur Vorbereitung keineswegs zu kurz.“

Aha! schwerhörig! dachte der Prälat und wurde deutlicher. „Die Sache würde auch nur unerquicklich werden. Dieser Moser . . . !“

„Ja, Herr Prälat,“ fiel Boner eifrig ein, „ich war auch empört. Aber wir werden ihm zu begegnen wissen, Herr Prälat.“

Ganz wenig missmutig — Boner bemerkte es nicht — brach der hohe Herr ab. „Ich überlasse es ganz Ihrem Taktgefühl.“

Leider besaß der Unglückliche kein für das Dekanatamt genügendes. Alle tiefen Bücklinge und Beflissenheiten erwarben dem ahnungslosen Herr-Herr-Sager keine Gnade.

Liebesbriefe

Helene an Oskar

Mein armer Geliebter, ich bin betrübt, dass du nicht willst. Ich kann nur noch einmal bitten: überwinde die Welt! Ich bleibe dir unverloren. Betrüge dich nicht, als wolltest du durch halbe Lüge gegen die Lüge kämpfen und der Kirche helfen. Lass du die Toten ihre Toten begraben. Mögen Andre, die der Welt noch näher stehen, ihr zu helfen versuchen, der doch nicht zu helfen ist. Du aber hilf dir selbst und mir. Wie kann man noch immer die Welt verbessern wollen? hat man nicht längst schon aus der Geschichte gelernt, dass alles nichts hilft? Die Welt ist nur ein Euerofen, indem die Himmlischen sich ihren Nachwuchs läutern; dieser Ofen muss immer heiß bleiben durch Selbstsucht, Niedertracht, Lüge und Heuchelei; und er bleibt's auch, denn alles geläuterte Menschenwesen steigt auf zu den Göttern, und die hochgekommenen Tiere schieben nach zu den Menschen. Töten sollst du dich nicht für die Wahrheit, nein: aber töten lassen. Ausstoßen muss uns die Welt, wie eine Mutter das Kind aus ihrem Leib. So hat sie Jesus ausgestoßen und Sokrates und unzählige Andere.

Aber wenn du nicht willst, wenn wir noch nicht reif sind, — erzwingen lässt es sich nicht. Denk nicht, dass ich dich zwingen möchte, mich dir versagen um dich zu drängen. Wo du bleibst, bleibe ich auch; genieße gern mit dir zusammen noch einmal das bittet süße Glück der Erde. Auch das ist schön! Dann geht's zu Ende, wir sterben, wir kommen wieder, — und dann vielleicht. . . ? wenn dieses Mal nicht?! ‘

Mein armer Geliebter, ich bin betrübt, wenn du nicht willst. Und doch in mir lacht auch etwas, das Alte, das nicht sterben will, sondern irdisch glücklich sein. Es lacht in seliger Hoffnungslust. O du mein Glück überall, hier oder dort. Es lebt nur in dir
die Deine.

Oskar an Helene

Nein, betrübe dich nicht, liebe Seele! vielleicht wird's doch noch kommen. Schwach ist dein Jünger noch, aber er macht Fortschritte. Wenn du hören konntest, wie ich predige; wie ich keck bin! Flott und selbstverständlich, wie die Tauben aus ihrem Schlag, entflattern von heiliger Kanzelstätte die Ketzereien, für deren jede ich in früheren Zeiten verbrannt worden wäre, — oder gar schon verbrannt worden bin? Du Wiedergeburtsgläubige, forsche und siehe, ob ich nicht etwa Giordano Bruno war, oder auch ein Kleinerer, denn jener ist wohl schon über die Brücke hinüber? Meine Ketzereien werden übrigens willig verspeist, denn so etwas merken die ländlichen Predigtgäste nicht, so lang sie nicht aufgehetzt werden. Sie wollen nur eben regelmäßig angepredigt sein, '1911s aus Gewohnheit und sonntäglicher Langeweile. teils auch aus Gerechtigkeitssinn; denn der Pfarrer muss für seine „grausse B'solding“ doch auch etwas leisten. Von der Predigt selbst verlangt man nur eins: sie muss anheimeln und darf nicht fremdartig klingen; denn alles Neue und Ungewohnte beunruhigt den Bauern; er liebt das Bestehende, nicht aus demselben Grund wie Fürsten und Millionäre, weil er ebenso auf Rosen läge; sondern weil er in bescheidener Würdigung seiner Intelligenz überzeugt ist, bei jeder Neuerung noch mehr übers Ohr gehauen zu werden.

Ach du Heilige! da schreib ich dir so profan, so frivol. Verzeih und bitt für mich bei dir. Aber nein, ich will nicht schüchtern sein; ich weiß doch, was ich bei dir gelte. Ganz wie er ist, so ist der Kerl dir lieb und angenehm, all meine Schlechtigkeit versinkt im Meere deiner

Gnaden.

Nun aber, meine Gnädige, sag, soll ich noch mehr tun? nicht nur meine wahren Gedanken ihnen geben? auch frei heraus erklären, dass nach hoher Obrigkeit Schätzung diese Gedanken Gift sind? Unter Umständen würde auch das keine weiteren Folgen haben, wie das Beispiel meines Freundes Haller zeigt. Einst litt er auch, wie man nur leiden kann, unter der Kirchensklaverei. Da wurde er durch eine Erbschaft reich und konnte nun gehen. Nur zufällig, weil er über den neuen Wohnsitz noch nicht schlüssig war, blieb er noch eine Zeit im Amt und machte, ganz absichtslos als gutherziger Mann, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Und was für Freunde! Wie ein Schmiedfeuer unter mächtigem Blasebalg, so lohte plötzlich die allgemeine Liebe und Verehrung für ihn empor; er wurde ein Vater seiner Gemeinde, ein wahrer König von Thaiers Gnaden. Und siehe es gefiel ihm! alt war er schon, — er blieb freiwillig

Er ist aber auch frei! Ich glaube, er könnte den Islam predigen, — kein Mensch würde ihn verklagen. Ach diese Leute haben eben gar so einen kleinen Geist; nur Fleisch, viel Fleisch! wer das weiden kann, der ist ihr Mann; in dem Maß achten sie einen, als man ihren Prass zu fördern oder zu hemmen im Stand ist. Dagegen ich? Klage, Prozess, Entlassung wäre sichere Folge der kleinsten offenkundigen Ketzerei, Und du weißt, das will ich nicht; wenigstens nicht tur nichts. Aber in die Schanze schlagen, wo ein Sieg möglich ist, will ich alles. Wirst du dann nicht mehr betrübt sein? So will ich alles versuchen, den faulen Kirchenfrieden zu stören, mit einem Stab Sanft und einem Stab Wehe. Stab Sanft ist ein Aufsatz „Mene Tekel«, den ich gestern geschrieben habe; wir besitzen ein mutiges Blatt, das solche Sachen bringt, Stab Wehe muss ich in sozialdemokratische Hände geben; sobald mir mal wieder die Galle überläuft, werd ich ihn schneiden und in Salz legen.

Jetzt meine Göttin, gib deinen Segen zu meinem Plan. Gewinn ich, so ists gut; verlier ich, nun so ists auch gut, so hast du deinen Willen und uns dein schönes Himmelreich. Aber mein schönes Himmelreich, das bist du; kein schöneres mag je werden
deinem Oskar.

Helene an Oskar

Recht so mein Liebster! Da hast du ihn, meinen Segen! Du machst dich und hast mich schon ein wenig getröstet. Deinen Brief las ich wie gewöhnlich an meinem einsamen Lieblingsplatz, „am Ende der Zeitlichkeit“. Ich übe immer die Entsagung, dein Briefe aufzusparen, bis ich allein bin, so wie ein Frommer seine Gebetsstimmung aus dem Alltagstrubel ins heilige Gotteshaus rettet.

Wie tief hat mich's bewegt, dass du Ernst machen willst. Jetzt kommt's! dachte ich schauernd; vor meinem Geist schienen die Wolken und Nebel sich zu heben, die sonst so seltsam dieses Lebens Rätsel verhüllen; Schleier um Schleier stieg empor, — noch einer! — und das Rätsel liegt enthüllt. Schon leuchtet's durch die letzte Hülle, auf die Lippen drängt sich ein Jubelschrei . . . , da war es plötzlich wieder Nacht, und nur die Erinnerung, dass es eine herrliche Lösung gibt blieb in der Seele mir zurück. Ja, es hat eine Lösung? hörst du's, du armer Nebelwanderer? so wahr ich dich liebe, dich liebte von jeher und dich lieben werde in Ewigkeit. Du siehst es nicht und glaubst es nicht einmal, aber wandre nur weiter an meiner Hand, wie ein blinder starker Riese an der Hand seines Mägdleins. So stark sein am Geist wie du, und doch liebevoll vertrauen, das mag wohl etwas sein, das die Himmlischen loben und

aus dem mühsamen Dunkel dieser Erde erziehen wollen.'

Es stört mich nicht zu sehr, was an deinem Plan noch fehlt. Etwas frivol findest du dich selbst. O mein Lieber, das wird wohl kein Fehler sein. „Frivol“ sind dünkt mich, die Himmlischen auch; wie mögen sie lachen über so Vieles, das den armen Erdenkrabblern heilig dünkt. Aber Anderes -! nun dein inwendiges Gewissen wird's dir selber sagen, aber ich, dein auswendiges, will dir's bestätigen: „Stab Sanft“, nichtwahr, wird wohl auch, wie du. es nennst, „vom Blute der Lüge beschmutzt,“ der Aufsatz in Theolügensprache geschrieben sein? Und den ehrlicheren „Stab Wehe“ wagst du nicht offen in die eigene Hand zu nehmen? — Nur zufrieden, Helene! sag ich mir; wenigstens Kampf gibt's! der Kampf wird ihn entwickeln.

Ich selbst habe auch etwas zum Entsagen gefunden. Dein Wort damals — du erinnerst dich ? — dass die -Reichen, die es leicht haben, scheinbar ehrlicher und reinlicher durchs Leben zu gehen, eben damit den Schmutz des Irdischen tragen, dass sie andre Leute ausbeuten, ist mir nicht aus dem Gewissen gekommen. Ich habe meinen ahnungslosen Papa darüber ausgeforscht, wie viel er wohl durch seine Arbeit, Malen und Oberleitung seiner Land- und Forstwirtschaft, verdient. Viel ist das freilich nicht. Ich habe mich dann geweigert, mehr als ein Drittel dieser Summe von ihm anzunehmen. Ich rechne genau ab und verzichte auf Vieles, was nur mit Hilfe des unehrlichen Geldes bezahlt werden könnte. Oefter bin ich schon vom Mittagstisch weggeblieben, um das Gleichgewicht meiner Privatrechnung wieder herzustellen. Der arme Papa ist sehr böse geworden über meine „Verrücktheit“, so böse wie noch nie, aber ich konnte ihm nicht helfen. Dafür bin ich sonst um so liebevoller und nachgiebiger gegen ihn, und ich merke wohl, im Herzen ist er mir doch nicht böse. Er ist auch plötzlich viel fleißiger geworden im Malen, damit er sein Kind ehrlich ernähren kann. Das ist der Segen guter Tat, dass sie fortzeugend Gutes muss gebären. Und was wird erst aus deiner Tugend und deinem Leiden Gutes entstehen? Für deine Kirche vielleicht, gewiss aber für uns zwei Pilger zur Ewigkeit.

Welche Wonne, mein Liebster, und welche Pein für deine Getreue, dich bald in den Flammen zu sehen, die dich brennen, aber auch läutern werden, bis du im reinen Glanz jenes Lichtreichs strahlst! Ach, mit dir fühlt die Flammen und mit dir wird geläutert auch
deine Helene.

Großstadtmenschen

Moser war in seinem Garten beschäftigt, da hörte er vom Weg her eine energisch klangvolle Stimme: „Mosärr!”

Er sah auf. „Ah, Hundrich? Ausgezeichnet! Das freut mich!”

Hundrich, ein nicht große r junger Mann in Mosers Alter, mit kalten durchdringenden Augen, blieb stehen, während Moser auf ihn zuing, und schaute sich im prangenden Garten um. Ohne eine Miene zu verziehen, indem er nebenbei seine Hand leicht in die dargebotene Mosers legte, stiess er hervor: „Fein! Hm! Reicher Judaslohn hier! Da kann man wohl mitschlampen ein paar Wochen?” Dabei stach er den Pfarrer mit dem strengen Blick aus dem unbewegten Gesicht.

Moser zog vor, diese liebenswürdige Begrüßung zu überhören und sagte, den Blick auf eine

etwas auffallend, aber geschmackvoll gekleidete hübsche Dame gerichtet, die weiter zurück auf der Strasse stand und von einem Bauernweib mit offenem Mund angestarrt wurde: „Willst du mich nicht bekannt machen?“

„Bekannt? ... Ach so! ... das ist die Elli. Meine Braut.“

„Deine Braut?“ rief Moser überrascht. „Du weiland wilder Ehefeind!“

Hundrich stieß ein kurzes scharfes Gelächter aus. „Aber nicht wilder Ehe Feind.“ Und zu Elli gewandt: „Famos! er versteht's auf Philisterhaft! — Nein, Moser, die Klerisei wird nichts davon haben. Ewige Braut! Das heisst, . . . ewig natürlich auch nicht, . . . das glaubt sie ja selber nicht.“

„Eingebildeter Mensch!“ lächelte Elli. „Als ob man ihn für ewig möchte.“

„Nee, für so dämlich halt ich dich nicht.“

Elli, immerhin feinfühlicher als Hundrich, sah wohl, dass das Entzücken ihres überfallenen Gastgebers sehr massig war, und suchte sich einzuschmeicheln.

„Verzeihen Sie mein Eindringen in Ihr ländliches Idyll, aber Hundrich hat die Verantwortung über-noiftnen ...“

„Voll und janz!“ schmetterte Hundrich, „Vom, Besuch einer hübschen jungen Dame nicht entzückt zu sein —, nee, Mensch, dass ich das von dir dächte . . ., die Beleidigung will ich dir selbst heute, nach deinem Sündenfall ins Pfaffentum, nicht antun.“

„Ich habe ja leider,“ fuhr Elli fort, „nicht mehr das Glück gehabt, Sie in Leipzig zu sehen, aber viel von Ihnen gehört. Sie stehen in sehr gutem Andenken dort.“

„O, es war eine'schöne Zeit,“ sagte Moser freundlich, „voll göttlicher Freiheit.“

„Eja!“ höhnte Hundrich, „freilich nach dem Sündenfall, wenn man vom schnöden Speck der Philister mal gefressen hat...“

Moser wollte die Unterhaltung, die so wenig für die Öffentlichkeit taugte, abbrechen.

„Aber bitte jetzt unter mein ländliches Dach zu kommen.“

Im Gehen fragte er Elli: „Sie sind schon lange in Leipzig beschäftigt?“

„Einen Winter lang hab ich im Thaliatheater geglänzt, so gut es gehen wollte ...“

„O, recht gut gewiss; das bin ich überzeugt. Schade, dass ich's nicht mehr erlebt habe.“ Er blieb stehen und kratzte sich hinterm Ohr —: „Ja, wie machen wir's nun ? Für Sie, Fräulein Elli, werd ich vielleicht beim Schullehrer Quartier finden können?“

Hundrich stieß wieder sein scharfes Gelächter aus und wandte sich zu seiner Geliebten: „Is jut?“ Diese war auch nicht erfreut.

Der Pfarrer aber erklärte: „Ich muss natürlich Rücksicht nehmen. Aufs Landesübliche.“

Elli zu Hundrich: „Du könntest mich ja als deine Frau gelten lassen.“

Hundrich tat einen komisch entsetzten Schrei, als wäre er gestochen.

„Na wenn die Leute dich bloß als Ehemann imaginieren, das kann dir doch eins sein.“

„Ach, ist mir auch eins,“ sagte er phlegmatisch.

Elli sah den Hausherrn fragend an: „Also?“

Dieser drückte durch eine Handbewegung seine Zustimmung aus und wies dann gegen die Haustür: „Bitte.“

In diesem Augenblick kam ein Dorfbub die Mauertreppe heraufgekeucht mit einem Reisekoffer. Er platschte ihn auf die Erde nieder. „Dem Frailein sein Koffer.“

Elli lachte und sah Moser wieder an, indes Hundrich in die Tasche griff, die Hand aber leer wieder hervorzog. „Elli,“ sagte er halblaut, „hast du vielleicht ...“

Diese war verlegen. „Aber Hundrich ...“ „Aber Hundrich ...“

Da zog Moser den Geldbeutel und gab ein Trinkgeld, worauf der Junge gleich davonlief.

„Janz abgebrannt!“ sagte Hundrich barsch. „Entschuldje!“

„Aha!“ lachte Moser, „das war wohl der innere Drang, der dich in dieses kulturferne Nest getrieben hat.“ „Nu ja, auch mit ‘n bisschen. Aber vor allem, Mensch, — ich hoffe, du wirst nicht an Lumpenbescheidenheit leiden. Was in Leipzig ein moderner Geist ist, dem ist der Moser unvergesslich. Die wollen auch wieder mal von dir hören, ob dein Geist im priesterlichen Öl nicht ersoffen ist.“

„Hoffentlich wohl nicht,“ lachte Moser. „Ja, aber die Wohnungsfrage ist nun wieder unerledigt.“ Zu Elli: „Wenn Sie als Fräulein unten bekannt sind, — das weiß ja morgen das ganze Dorf.“

„Aeh,“ schnarrte Hundrich, „da ist sie halt meine Schwester.“

Elli lachte ausgelassen. „Eingeschlagen, Brüderchen. Der Herr Pfarrer gefällt mir auch schon viel besser als du.“

„Na, da wirst dich brennen,“ brummte Hundrich, „den keuschen Josef kenn ich länger als du.“

Während die Gäste in zwei Mansardenräumen oben sich einrichteten, kam Ännchen von einem Dorfgang zurück. Der Bruder kündigte ihr den Besuch an, einen alten Leipziger Freund, einen Schriftsteller

Ännchen freute sich sehr. „Ein Schriftsteller! wie heißt er denn?“

„Hundrich.“

„Hundrich?“ rief sie erschrocken, „das ist doch nicht der, ...“ sie brach errötend ab.

Oskar erhob den Finger in die Höh: „Ännchen —! du bist mir doch nicht hinter die verbotenen Bücher gegangen?“

Sie schwieg und errötete noch mehr,

„Aber Ännchen,“ sagte er betrübt, wandte sich schweigend zum Büchergestell und wählte, indem er die Rückentitel überflog, da und dort einige aus, die er in eine Schublade verschloss. Ännchen ging beschämt langsam hinaus.

Später, als die Gäste wieder herunterkamen, wurde Ännchen vorgestellt.

Hundrich setzte den Zwicker auf und näselte: „Aeh! Famos!“

Ännchen sah ihm empört ins Gesicht: „Aeh! Nicht famos!“

Moser lachte und wunderte sich über diese neue Art der sonst so schüchternen Kleinen. Aber als Bruder verstand er sie sogleich. Sie war sonst nur schüchtern aus Güte, da sie, wie jeder aparte Mensch den vielfach lächerlichen Comment der Menschen schwer begriff und daher schon oft in aller Unschuld Empfindlichkeiten verletzt hatte. Hier aber sah sie, dass Güte und Schonung überflüssig waren.

Dem Hundrich schmeckte es nicht, auf seine Manier behandelt zu werden.

„Was?“ schrie er, „nicht famos? Mosärr! gib ihr mal meine Bücher!“

Ännchen wurde in Erinnerung an ihre Schlechtigkeit wieder rot, obwohl sie sich darüber ärgerte.

Hundrich bemerkte es. „Oder hat sie schon . . .? Ah, dann bin ich zufrieden, sähr woll zufrieden.“ Er guckte sie mit Paschagnaden an; bildete sich natürlich ein, sie müsse ihm schon verfallen sein und ihre Grobheit sei nur die Ungebärdigkeit des Fischleins am Angelhaken.

Ännchen hielt sich während des ganzen Tags den Grasten möglichst fern. Auch Elli, obwohl sie hübsch war, gefiel ihr nicht; denn sie war sehr kokett gekleidet und Ännchen hatte in diesem Punkt den sehr eigensinnigen Geschmack ihrer heimischen Pietistenkreise.

Abends beim Gutenachtsagen, als die Fremden sich Zurückgezogen hatten, kam sie von hinten zu ihrem Bruder her und hielt ihm den Kopf, dass er sie nicht sehen konnte.

„Verzeih mir, Oskar, das heimliche Lesen; es war unrecht von mir. Aber du hättest mir’s auch nicht verbieten sollen« Ich bin doch nicht schlechter als du, und was du lesen kannst, kann ich auch.“

Oskar war nicht so ganz überzeugt. „Schau, Schau! . . . Aber jünger bist du, mein Kind. Na,

vielleicht kannst du ja Recht haben. Jedenfalls freut mich deine Antwort. Bist ein ausgezeichneter kleiner Kerl. Und wie du dem Hundrich aufgetrumpft hast! das hat ihm imponiert."

„Mir eins. Ein Scheusal ist er. Schaff ihn nur bald wieder fort.“

„Ein Scheusal ? Na freilich für so kleine Mädchen Aber ein Genie auch!“

Es war einige Tage nach Ankunft der Großstadtmenschen. In der unteren Laube des Pfarrgartens saßen die Beiden, still mit erhobenen Köpfen und unterdrückter Heiterkeit. Von der nahen Schullehrerswohnung herab schallte laut tönender Zank zwischen dem Unterlehrer und der Schullehrersfrau.

„Sie hent überhaupt in meim Zimmer garnex verlora,“ schrie Drollinger, „und i verbitt mers!“

„I han no jedem Provisor sei Zimmer bsorgt,“ antwortete eine scharfe Diskantstimme, „Sie könntet froh sei, wenn mer Ihne Ihm Stall putzt.“

„Wenn mei Zimmer a Stall ischt, was sind no Sie? a Stallluader?“

„Sie wisset wohl, wer von uns Zwoi ‘s gröscht Luader ischt.“

„Ja woll woiss i dees.“

„Und i woiss au, worum mer net in Ihr Stub soll. Angst hent Se, dass mr hinter Ihre Schlich kommt. Aber die kennt mr scho!“

Eine betreteno Pause zeigte, dass dieser Hieb saß. Dann aber kam mit verzweifelter Energie die Antwort: „Was für Schlich? He? Sie verlogas Tier!“

„Ihre Schlich, jawoll, Ihre Katerschlich, wo blonde lange Hoor an En hanga bleibet, Rosshoor sinds amol net.“

„An Ihne hanget freile koine lange Hoor, Sie alts Kipp mit Ihrm abg’nagte Zopf.“ Drollingers Stimme klang wie von Angst gewürgt.

„Halt Ihra Sei Maul, Sie frecher Lausbua!“

„Halta Sie Ihrs z’erscha. Aber dees ischt mr scho z’dumm, mi mit so ‘ma alta Eipp rumz’streita. I sag no: i verbitt mers, dass Se -wieder in meim Zimmer rumspioniera. Verstanda?!“

Damit machte er Kehrt und warf die Tür hinter sich, zu, mochte aber wohl noch mit innerer Unruhe und Verwirrung ihre zischende Drohung hören: „Wart du no, Bürschle!“

Hundrich hatte gleich sein Notizbuch gezogen, um mit vornehmem Phlegma die fetten naturalistischen Brocken zu sammeln.

„Ganz brauchbar,“ lobte er; „den Seinen gibt’s der Herr im Schlaf.“

Dann steckte er das Büchlein ein, um wieder zu dauern und zu duseln. Und wiederum schweigend in tragem Frieden lag die Mittagsschwüle über dem Bergeshang.

Elli widmete sich wieder der Fortsetzung ihrer wachen Träume. Die Hände überm Kopf verschlungen, blickte sie durch die offene Seite der Laube in den blauen Himmel hinein. Eine lange Zeit.

„Du, Hundrich!“ sagte sie endlich.

„Aeh?“ murrte dieser verschlafen.

„Ich werde den Moser heiraten.“

Hundrich fuhr auf: „Hä??!“

„Den Moser werd ich heiraten.“

„Du bist wohl verrückt?“

Elli lachte bloß zur Antwort. Hundrich wurde unruhig, spottete aber: „Meinst, er hab ein Äug auf dich? Hab nichts bemerkt.“

„Auch nichts bemerkt,“ erwiderte Elli. Aber ich hab ein Äug auf ihn. Und was ich mal will, — na du weißt ja.“

„Übrigens eine jottvolle Idee,“ höhnte Hundrich; „alle Achtung! Geh, Elli, schenk sie mir. Ich mach einen Koman daraus: die Prostituierte als Landpastorin.“

„Willst du wohl dein Lästermaul halten, dein unmodernes! Als obs auf den Geldbeutel ankam und nicht auf die Liebe. Ich lass mir nichts nachsagen! Ich hab noch alle meine Männer gern gehabt, ob Grafen oder Habenichtse wie du. Am Anfang wenigstens,“ setzte sie anzüglich hinzu.

„Eja!“ gähnte Hundrich mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Wir sind freilich nicht mehr am Anfang.“

„Nee, garnich mehr,“ bestätigte sie kalt. Dann nach einer Weile: „Übrigens zu Moser würd ich dann nur um so besser passen. Der ist ein Prostituirter! Wenn ich je mal einen meiner Männer so viel geliebt hätte, wie Der seine Kirche, die ihn aushält — brr!“

Hundrich musste lachen. Dann fing er wieder an: „Nu sag mal! Als Witz ist’s ja ganz gut. Aber dein Ernst ist’s doch nicht mit dem Heiraten?“

„Natürlich! Und wenn ich in Leipzig kontraktbrüchig werden musste! wird aber gar nicht nötig sein. Will doch auch mal erproben, von welchen höheren Gefühlen eine patentierte Ehefrau beseligt ist.“

„E! E! Das hältst du doch gar nicht aus. Die paar Tage hier, das ist ja recht nett. Mal zum

Ausschnaufen. Das ist dir jetzt in die Krone gefahren, als ob's immer so war. Ich sag dir: in drei Wochen jappst du nach der Großstadt, wie ein Fisch in der Luft."

„Wer sagt denn, dass ich länger bleib, als mir's Spass macht? Nachher lauf ich weg. Dann mag er sich scheiden lassen."

„Hör mal, Elli! eine schöne Zumutung an meine Freundschaft, dass ich meinen Freund soll so reinfallen lassen."

„Reinfallen?!" schrie Elli wütend, »wenn er mich, die Elli Marr, bekommt? — Himmeldonnerwetter! — bloß für 'n paar Wochen ländliche Verköstigung! na und noch die Scheidungskosten meinetwegen, — denn ich zahle nischt! Bei mir ist nischt zu holen."

Hundrich war doch wirklich getroffen, da er nun an den Ernst glauben musste. Er vergaß ganz seine scharfe Großmüligkeit; sein Ton wurde klein, fast sanft.

„Weißt du, Elli, er fasst das anders auf. Er war ja blamiert, so weit in der Philisterwelt der Name Moser bekannt ist."

„Ach so sei er's! Das alles ist die Elli hundertmal wert. Ich lass mich doch nicht lumpen! Mensch, das solltest aber du wahrhaftig am besten wissen."

Sie stand hochaufgerichtet vor ihm, berauschend in ihrem bebenden Zorn.

„Das weisa ich so gut," raunte er heiß, „das ich überhaupt ... dich gar nicht hergeben will. Elli!" Er streckte bittend die Arme nach ihr.

„Hergeben!" lachte sie kurz. „Einer nur gibt mich her oder nicht her. Und das bin ich selbst. Merk dir das."

Sie schwiegen beide. Er nahm sich vor, ihren Plan zu durchkreuzen. Sie vermutete dasselbe von ihm und hütete sich, ihre Absichten weiter im Einzelnen zu enthüllen."

„Und wenn du gegen mich arbeitest!" drohte sie. „Dann wären wir geschieden für immer. Wenn. du aber brav bist, kannst mich nach dem Intermezzo wieder haben."

Damit glaubte sie ihm gegenüber ziemlich gesichert zu sein und überließ sich ganz ihrer frohen Laune. „Och! eine Hetz gibt das! Über acht Tage verloben wir uns ..."

Hundrich meckerte spöttisch.

„... Was? das glaubst du nicht?" eiferte Elli. „Schau mich mal an! Als ob ich nicht wüsste, dass so ein Weib die Männer zu allem bringt! Also ! ... verloben uns, dann muss ich natürlich weg und in Leipzig den Kontrakt erfüllen. Dann die nächsten Ferien bring ich in der Ehe zu, und in der neuen Spielzeit mim ich wieder und küsst dich wieder, als ob nichts gewesen wäre."

Nach einer Weile fragte sie neugierig: „Du, sag mal! du hast ihn neulich „keuschen Josef" genannt ... ?"

„Kein wie eine Hostie!“ versicherte Hundrich.

„Glaubst? Kommt mir nämlich auch so vor.“

„Kannst dich verlassen! so wahr ich der große Dichter Hundrich bin. Weißt du, behaupten kann ja einer viel von sich, — Moser hat übrigens nie etwas gesagt, — aber ein feiner Psycholog, wie ich, kennt sich aus. Es ist nicht prude, packt wissenschaftlich auch diese Dinge; aber seine Persönlichkeit bleibt immer aus der Diskussion, — weil er sich schämt seiner Unerfahrenheit!

Elli war wieder sehr aufgeräumt und klatschte in die Hände: „Wird ein Hauptspass werden!“

„Soll dir vergunnt sein! Da ich ja muss. Ich mach mich dann an die Kleine. Oder — sollte sie noch zu grün sein?“

„Man ümmer to! Siebzehn und ein viertel Jahr! — hat sie mir selbst mit Stolz verraten.“

„Na gut. Da brauch ich doch nicht erst im Kirchenbuch nachzuschlagen.“

Hundrich ging sogleich auf sein Ziel los. Und wie ging er los! Raffiniert fein in seinen Büchern, war er im Leben ein ganz rüder Tatmensch. Ein Weib erst lange zu belagern, gefiel ihm nicht; das widerstrebte seiner Bequemlichkeit wie seinem Hochmut. Bei Ännchen glaubte er überdies, dass die Genialität seiner Schriften schon längst die Präliminarien für ihn besorgt habe.

Sobald er die Kleine allein traf, — sie saß bei einer Näharbeit, — setzte er sich zu ihr und brachte die Rede auf seine Romane.

Sie gestand, dass sie alles gelesen habe. „Heimlich. Mein Bruder hatte mir’s verboten. Aber jetzt weiß er’s.“

„Heimlich!“ sagte Hundrich. „Welches Glück für mich als Dichter. Das muss wundervoll gewirkt haben, — wie? Denn Heimlichkeit ist der beste moralische Pfeffer. Na, und was sagen Sie zu meinen Werken?“

„O, an meinem Urteil, Herr Hundrich, kann Ihnen nicht viel liegen.“

„O, im Gegenteil! es liegt mir sogar sehr daran.“

„Nun, wenn Sie es wissen wollen —; ich habe natürlich wohl gefühlt, dass Sie sehr viel können. ... dass Sie ein Genie sind, wie mein Bruder sagt. Ich habe die Sachen sehr bewundert, aber — nicht geliebt.“

„Nicht geliebt?! —Hm— eigentlich, Kind, begreif ich das. Sie sind noch — zu unerfahren...“

„Mag sein,“ sagte Ännchen, „aber ich bin auch gewiss, dass ich sie nie lieben werde. Es fehlt eben ...“

„Was denn fehlt?!“

Ännchen suchte das Wort. „Ich kann mich nicht so gut ausdrücken wie Sie. Es fehlt eben . . . das Höhere . . . „

Hundrich fuhr aus seiner begehrlieh hingeneigten Raubtierhaltung auf und setzte sich heftig steif.

„Was? mir? das Höhere? fehlt?!“ Er deutete auf seine hoch gelichtete Stirn, das Schönste, was an ihm war. „Mir? der ich in höchsten Zeugungswonnen dichterischen Schaffens gebebt habe nächtelang! Ah, Fräulein! das hat mir noch niemand gesagt. Große Geister haben Höchstes bei mir gefunden. Und Ihr Bruder doch auch!“

Ännchen bereute, ihr Urteil ausgesprochen zu haben. Sie kam sich so klein vor, neben diesem Grandseigneur des Geistes, den sie zu tadeln gewagt hatte.

Hundrich merkte den Umschlag wohl und beschloss das Eisen gleich zu schmieden. „Nein Kind,“ verkündete er groß, „ich habe alles! nichts Menschliches ist mir fremd! das Höhere so wenig als das Tiefere. Aber das Tiefere, das Ihnen offenbar den stärkeren Eindruck gemacht hat,“ — er rückte ihr wieder raubtierartig näher und in seine harten Augen ergoss sich etwas Dämonisches, „glauben Sies dem Kündigen: das Tiefere ist auch wirklich das Stärkere, das Realere, das Bezwingendere, das Aufwühlendere, das allein wirklich Beseligende.“

Er bohrte vorgebeugt seinen Blick in ihr Gesicht, das sie ahnungslos auf ihre Arbeit gesenkt hielt. Sie begriff nicht recht, was er sagte, und meinte schamvoll, ihre arme Einfalt sei daran schuld. Sie hätte gern durch eine vertuschende Erwiderung diese Einfalt bedeckt; da ihr aber nichts einfiel, so bekannte sie einfach: „Ich verstehe nicht so ganz, wie Sie das meinen.“

Dabei blickte sie auf, geradezu in diese merkwürdigen Augen, die sie in Verwunderung setzten; ein wenig auch in Schrecken, aber mehr in Verwunderung.

„Ännchen!“ flüsterte Hundrich mit strafender Überlegenheit, „tu doch nicht so.“ Dabei legte er den Arm um ihren Leib. Aber im nächsten Augenblick musste er sehen, wie sehr der große Hundrich sich diesmal verrechnet hatte. Nicht einmal soviel hatte er erreicht, dass er das Mädchen erzürnt oder beleidigt hätte. Nur Erstaunen lag in ihrem Blick und eine sehr kühle Missachtung. Sorgfältig legte sie ihre Sachen in das Körbchen zurück und ging, ohne ein Wort zu sagen. —

Am folgenden Morgen kam Ännchen zu ihrem Bruder auf sein Zimmer, setzte sich auf seinen Schoss und streichelte ihm den Bart.

„Nun, was ist denn Kleine?“

„War dir’s sehr unangenehm, Oskar, wenn ich ein paar Tage zu Besuch zu den Eltern ginge?“

Ja, das war ihm freilich nicht angenehm, sie sah es an seinem Gesicht. Erst nach einer Weile fragte er: „Gefällt dir’s so schlecht bei mir?“

„Aber, lieber Oskar, das glaubst du doch nicht? Die paar Monate hier sind doch die

allerschönsten in meinem ganzen Leben. — Es ist ja nicht für lang, dass ich gehe. Und die Mutter wird's sehr gern haben. Und was dich betrifft —: die Mariann hat schon recht viel gelernt, wirklich! Am Kochen wirst du kaum merken, dass ich nicht da bin." Sie sprach hastig, um ihm nicht Zeit zu lassen, nach dem eigentlichen Grund zu fragen. Aber er merkte es.

„Gelt der Hundrich verleidet dir das Haus?“

Sie nickte.

„So sehr ist er dir zuwider?“

Sie nickte wieder.

„Ach wie schade. Aber dann muss er eben gehen. Ich werd's ihm zart andeuten. Vielmehr der Elli. Die begreift so was schneller.“

„Nein Oskar, bitte, nicht! Sieh, schließlich bist du doch auch ein Mensch; und es ist menschlich, wenn man ein unangenehmes Opfer bringen muss, dass dadurch die Liebe ein wenig erkaltet. Nur ein klein wenig, jawohl; aber auch nur ein klein wenig davon möchte ich nicht.“

„Aha, kleiner Diplomat, da soll sich lieber meine Freundschaft zu Hundrich erkälten?“

„Nein, das beabsichtige ich gar nicht. Behalte deinen Freund nur. Es ist ja bloss gerecht, wenn ich Platz mache. Denn mich hast du sonst immer, er aber ist dir eine Seltenheit. Kurz, Oskar, ich tu's nicht anders. Übrigens die Elli - ? Von der sagst du gar nichts?“

„Was sollt ich sagen?“

„Sie gefällt dir doch recht gut?“

„Ja, recht gut. Ein munteres und gescheites Frauenzimmer.“

„Sonst nichts?“

„Was sonst? Du meinst doch nicht, sie könnt mir meine Helene verdunkeln? Himmelfern!“

„Nein natürlich mein ich's nicht. Aber es beruhigt mich doch, dass du's sagst. Sie macht dir sehr den Hof.“

„Nnee! sie hat doch den Hundrich.“

Ännchen zuckte die Achsel. „Mag sein, dass ich mich täusche, aber es kommt mir so vor.“

Von ihrem Abenteuer mit Hundrich sagte die gute Seele kein Wort, denn sie dachte sich: das müsste dem Bruder seinen Freund für ewig verleiden.

Als später bei Tisch Ännchens bevorstehende Abreise bekannt gegeben wurde, warf Elli einen maliziösen Seitenblick auf Hundrich, der aber ganz unbefangen tat. Sie ahnte den

Zusammenhang, denn sie bannte ihren Hundrich.

„O,“ sagte sie mit leichter Ironie, „ist Ihre Frau Mutter krank geworden?“

Aber solche bequeme Lügen verschmähte man im Hause Moser.

„Nein,“ sagte Ännchen, „sie ist ganz wohl, aber wir werden uns doch freuen, uns wieder zu sehen.“

Elli war übrigens mit der Neuigkeit sehr zufrieden. Umso leichter hoffte sie nun in das verwaiste Herz des Bruders einzudringen.

Die Abreise geschah noch am gleichen Nachmittag; Ännchen bestand darauf. Oskar begleitete sie nach Hause und kehrte erst spät am folgenden Tag zurück.

Drollinger

Es war schon tief in der Nacht, als Pfarrer Moser sein Dorf wieder erreichte, das hingeschmiegt zwischen den hohen Bergen im Schläfe lag. Kein Fenster war mehr innen erleuchtet, aber der Vollmond ergoss, scharfe Schatten zeichnend, sein silbernes Licht und fröstelnde Kühle rieselte mit herab,

Dem stattlichen Wirtshaus zur Sonne gegenüber, auf einer Beuge Langscheiterholz, sah Moser mit Verwunderung zwei Bauernbursche sitzen, schweigend und unbeweglich.

„Schau, schau! die Brüder Breitmaier! Ihr müsst aber überflüssige Hitz haben, dass ihr so lang in der Kälte rumsitzt!“

„Jo, jo, Herr Pfarrer!“ sagte Hansjörg, der Ältere, mit verlegenem Lachen.

„Aber treibts nicht zu arg und geht bald heim, sonst habt ihr morgen den schönsten Schnupfen. Gut Nacht!“

„Jo, jo,“ lachte Hansjörg wieder, „gut Nacht, Herr Pfarrer.“

Moser ging seine Treppe hinauf und Hansjörg rauchte ruhig weiter aus seiner kurzen Pfeife. Michel, der Jüngere, hatte die seinige ausgehen lassen. Er konnte nicht mehr. Er froh auch.

„I moin, der Pfarrer hot Recht; mr sottet geha.“

Der Ältere wollte was antworten, spuckte aber bloß und rauchte weiter.

Nach einer Weile meinte der Jüngere neidisch: Der Drollinger hots molliger bei seiner Sonnawirtsmarie.“

„Morga hoscht du s besser,“ tröstete der Andere. Do noscht dein Thair und möchst net für hundert in seiner Haut stecka.“

Pause. Dann nörgelte Michel wieder.

„I moin, ‘s ischt au net recht, oim so uffpassa. “Was geht uns die Marie an. Sie ist doch dei Schatz net.” Er stand auf. „I gang hoim.”

„I schlag di lahm und krumm, du Esel! Worum hoscht net früher gschwätzt. Jetzt hent mrs der Schulmoistere versprocha, und zwei Zeuga müssens sein und doderbei bleibts.”

Michel setzte sich wieder. Aber nach einer kleinen Weile murrte er nocheinmal: „A gschlagene Stund sitza mer do und passen umsonst. Mi frierts wie en Hund. Er wird halt gar net do sein. Bei dem Mondschein. Des war doch dumm!”

„Narr, des verstohscht du net. In so’ma Fall kümmert ein jeder Mondschoin en Dreck! — Gsch!”

Er fasste heftig den Michel am Arm.

Aus einem Fenster, hinten an der Giebelseite, stieg/vorsichtig ein junger Mann, der Unterlehrer Drollinger. Ein weiblicher Kopf sah zu, bis er am Boden war, dann schloss sich das Fenster.

Drollinger ging eilig hinter der Scheuer herum auf die Strasse und machte vorsichtshalber noch einen kleinen Gang vors Dorf hinaus.

Er war sehr aufgeräumt. „I bin doch a Hauptkerl,” dachte er. „und ‘s kost gar nix. Pfiffig muss der Mensch halt sein.” Dann spazierten seine Gedanken bei den Mädchen herum, die ihm gefielen. Herz was willst? Die Sonnemarie, Geld hat sie. Aber heiraten? so eine? riskiert wärs doch! und ob ich sie kriegen tät.? Der Sonnenwirtsprotz fühlt sich nicht mal durch, den Schullehrer geehrt, hat sich schon den reichen Neumüllerfritz in den--Kopf gesetzt. Dann des Pfarrers Schwester. Die hat Bildung, Vornehmheit! Willst? Er zweifelte gar nicht, der schöne Drollinger, dass er nur den Finger auszustrecken brauchte. Denn er war ein sehr schöner Junger Mann. Zwirbelte sich. den famosen schwarzen Schnurrbart.

Oder Schullehrers Lydia im nächsten Dorf? Die ist so schön und lieb und schlägt die Augen so sittig nieder. Die wärs! Aber ach, gar kein Geld. Er kratzte bedauernd hinterm Ohr.

Er war umgekehrt und kam eben wieder beim Sonnenwirtshaus vorüber. Da sah er plötzlich von der Holzbeuge links ein Rächlein senkrecht in die klare Luft aufsteigen. O Schreck! — zwei Bursche sitzen drunter! Er machte: sich keck.

„He, ihr Kerle! was tut denn ihr no do?”

„Pfeifla raucha,” sagt Hansjörg trocken. Michel kichert.

Drollinger prüfte verstohlen, ob man von hier sein Marienfenster sehen könne? — Herrgott!. Es wurde ihm ganz kalt.

„Und was tut denn der Herr Unterlehrer no do?”

„I? i komm grad von Ebersbach . . .”Es klingt kleinlaut, zu seinem heimlichen Ärger.

„So ? deescht aber schnell ganga!” Wieder kicherte der Michel.

Jetzt wusste Drollinger, dass sie ihn gesehen hatten. Jetzt gilt!

„Wie wärs, ihr Herra? trinka mer no eins? I han Durscht.“

„Wo denn?!“

„Vielleicht dass im „Löwen“ no auf ist? I zahl.“

„Mer danken em Herr Lehrer. Mr hent Schlof.“

„Ja, ja. Aber morgen, ihr Herra, wie wärs?“ (Hansjörg schüttelte den Kopf.) Drollinger bekam das Fieber. „I zahl, ihr Herra; i lass was springa! mei Alter bot tief in sein Sack nei glangt, und meine euat Freund sollen au was dervo ban. Kommet no, ihr Herra, mer wollet fidel sein mitnander.“ Sein (3-esicht war gar nicht fidel dabei.

Michel stufte den Hansjörg, er solle ja sagen. flansjörg sagte: „Eindvieh!“

Drollinger halb drohend: „Was saget Sie?!“

Hansjörg entschuldigte sich: „Den do moin i!“ und gab Michel einen Kippenstoss. „Gut Nacht, Herr Unterlehrer.“

Die Zwei stolperten heim. Auch Drollinger ging seines Wegs, mit schwerem Herzen und schweren Beinen. Er hätte heulen mögen. Die hat gwiss d'Schulmoischtere ang'stellt, um mich zu verklagen. So ein schändliches Weib!

Er kam zum Schulhaus. Was? die haben noch Licht? Im Schlafzimmer. Wird wohl ein Kind krank sein. Ganz, ganz leise machte Drollinger die Haustür auf und wieder zu. Vor der Treppe zog er die Schuhe aus und trug sie in der Hand. Die Treppe knarrte. Himmeldonnerwetter! Im ersten Stock die Schlafzimmertür war angelehnt, ein Lichtstreif schimmerte. Wie er eben vorbei schlich, um eine Treppe höher zu seiner Mansarde zu kommen, öffnete sich die Tür, eine Lampe mit Scheinwerfer fuhr heraus, dahinter ein neugieriger Weiberkopf über einem langen Nachthemd. Dann plötzlich verschwand der Spuk, die Tür schloss sich ganz. „Schamloses Frauenzimmer!“ Jetzt heulte Drollinger wirklich. Was geht denn die Leut das an, wenn die Marie mich gern hat und ich sie? Eine schändliche Welt!

Noch lange haderte er auf einsamem Lager mit dem Schicksal; zuletzt aber tröstete er sich mit kühnem Entschluss.

Und i läugn halt! allen Drei zum Trotz! Jawohl, das ist Pflicht, um einem unbescholtenen Mädchen die Ehr zu retten. Und 'm Herr Pfarrer beul ich was vor. Der hilft mir, den hab ich im Sack. Wozu mach ich'm immer so devote Kompliment' und fehl in keiner Kircb, und thu, was ich ihm an den Augen ablesen kann? Und dass die Schulmoischtere ä boshafte Tier ist und mir spinnefeind, dees woiss er ja. Hurra,-dann werd i bloss versetzt! — Marie ade! Scheiden und Meiden tut weh. — Aber an andere Mutter hot au, a schöns Kind.

„Wandern müssen wir auf Erden!
Unter Freuden und Beschwerden

Geht hinab, hinan,
Unsre Lebensbahn.“ — Juehee!!

Er sang und juchete laut genug. Die solls hören da Unten, dass ich gar keine Angst hat». Und soll Sich schwarz ärgern.

Drollinger konnte bald merken, dass seine Liebschaft öffentlich wurde. Die Leute sahen ihn entschieden drum an. Er aber war, getreu seinem Entschluss zu lügen, fix an der Arbeit, wie ein Tintenfisch das klare Gewässer zu trüben.

Vor allem ging er gleich am ersten Abend nach seiner Ertappung unbemerkt nach Ebersbach, wo er ja den zwei Burschen gegenüber gewesen sein wollte. Er hoffte die Untersuchung wegen seines Vergehens so lange hintanziehen zu können, dass der Ebersbacher Wirt, der ihm freundlich gesinnt war, glaubwürdig und ohne Gefahr behaupten könnte: ja Drollinger sei in der kritischen Zeit wirklich bei ihm gewesen, ob Mittwoch oder Donnerstag, das könne er sich allerdings nicht mehr mit voller Sicherheit erinnern.

Drollinger hatte auch das Glück, in der Wirtschaft keinen ändern Gast, der vielleicht ein besseres Gedächtnis hätte haben können, anzutreffen. Dagegen hatte er das Unglück, dass das Ungewitter ziemlich Schnell über ihn losbrach. Sonst können auf dem Dorf solche Gerüchte oft Wochen, ja Monate lang im Verborgenen als öffentliche Geheimnisse umgehen, bis Sie endlich durch einen Zufall offiziell öffentlich werden; aber die Frau Schullehrer Hiller hatte keine Geduld. Am ersten Tag zwar unternahm sie nichts, denn so rasches Unterrichtesein hätte den Verdacht auf sie als Anstifterin lenken können; aber am zweiten Tag ging sie, da ihr Mann sich entschieden weigerte, den Angeber zu machen, selbst zum Pfarrer.

Sie tat sehr heilig und sittlichkeitswütig. Sie wolle ja den jungen Mann nicht gern ins Unglück bringen, aber das Ärgernis! und sie habe junge Töchterchen im Haus; für die habe sie Angst vor einem so unsittlichen Menschen.

Den Pfarrer täuschte sie natürlich nicht. Auch wenn ihm nicht seine Gäste jene Zankszene berichtet hätten, hätte er das gescheite aber streitsüchtige Weib, das selbst mit ihrem Engel von Mann manchmal etwas hatte, wohl durchschaut. Er redete ihr etwas ins Gewissen über ihre Rachsucht, was aber alles ablief und versprach übrigens, mit dem Unterlehrer reden zu wollen.

Dieser war inzwischen nicht faul gewesen. Sonst war er ja ein ziemlich feiger Kerl; Devotion benützte er als Hauptwaffe im Kampf ums Dasein. Jetzt aber, da es ihm an den Kragen ging, — denn wenn er entlarvt wurde, verlor er sein Amt, — wurde er mutig und beschloss den Stier bei den Hörnern zu fassen.

Gleich nach seinem Ebersbacher Vertuschungsgang machte er sich an seinen älteren Amtsgenossen Hiller heran, mit dem er ebenso gut stand wie mit dessen Frau schlecht. Wer stand auch nicht gut mit dem guten Hiller!

Er beklagte sich scheinheilig. „Was hent no d’Leit auf eimol ? se gucket mi so sonderbar an.“

Als er dem Hiller die Sache herausgelockt hatte, was nicht viel Mühe kostete, that er sehr entrüstet und spielte und log so geschickt, dass er wirklich den guten Mann überzeugte. Das war tröstlich, Drollingers Selbstvertrauen stieg. Er ließ sich den Namen der Frau nennen, von der sich die Frau Schullehrer wohlweislich die Geschichte hatte erzählen lassen, als wüsste sie noch nichts, ging sofort zu jener Frau und fragte sie entrüstet, woher sie diese Verleumdung habe. Die Frau gab eingeschüchtert ihre Quelle an und so machte er weiter, bis er die Brüder Breitmaier als erste Quelle nachgewiesen hatte.

Natürlich imponierte den Leuten sein forsches Vorgehen und machte sie zweifelhaft. Sie redeten ihm alle zu Gefallen, schön um sich selbst zu entschuldigen, und schimpften weidlich auf die frechen Verleumder. Beinahe glaubte jetzt Drollinger selbst schon, dass er unschuldig sei. Eben wollte er aus eigenem Antrieb zum Pfarrer gehen, um sich zu beklagen, als er von diesem ins Pfarrhaus bestellt wurde.

Sehr stolz spielte hier Drollinger den Trumpf aus, dass er schon selbst die Sache untersucht und bereits die Absicht gehabt habe, sich beim Pfarrer über die Brüder Breitmaier zu beklagen. Es tat ihm so wohl, in sein Lügengewebe diesen kleinen Faden „Wahrheit mischen“ zu können, dass er von seiner eigenen Ehrlichkeit ganz gerührt war. Als aber der Pfarrer erwähnte, dass er allerdings selbst in der bewussten Nacht die Brüder Breitmaier zufällig da unten bei der „Sonne“ habe sitzen sehen, bekam Drollinger einen so sichtlichen Schreck, dass Moser, der schon vorher an der Wahrheit der Beschuldigung wenig gezweifelt hatte, nun subjektiv vollkommen überzeugt war. Er hatte aber Mitleid mit dem jungen Blut von 25 Jahren, — natürlich, die Reinsten sind immer auch die Nachsichtigsten, — und hoffte die Sache beilegen zu können. Ob Drollinger etwa mit den beiden Burschen verfeindet sei? „Nein!“ meinte Drollinger, „i han en nie ebbes to!“ Welch ein rührender Ton ohne Ursach verfolgter Unschuld! Dann heulte er programmäßig weiter und versicherte: „I hans gewiss net to, Herr Pfarrer, Se könnna mers glauba, Herr Pfarrer.“ Das Geheul wurde Moser widerwärtig, er schickte den Mann fort mit dem Bemerkung, er wolle auch die zwei Brüder ausfragen; was noch am selben Abend geschah.

Die Beiden waren ganz ohne jeden Eifer; sie hatten ihren Auftrag erfüllt und jeder seinen Taler bekommen, das Weitere war ihnen gleichgiltig. Sie erklärten bescheiden: ja es sei wahr, eine Viertelstunde etwa, nachdem der Pfarrer bei ihnen vorbei gekommen sei, haben sie den Unterlehrer aus dem und dem Fenster steigen sehen und die Sonnenwirts Marie habe ihm nachgeguckt. Der Pfarrer tadelte sie gelinde, dass sie das Ärgernis so unnötig öffentlich gemacht hatten; sie hätten es lieber ihm allein sagen sollen, damit er den Drollinger unter vier Augen vorgenommen hätte u.s.w. Zu allem sagte der Hansjörg, der Sprecher der Gesellschaft, immer „Jo, jo, Herr Pfarrer“ und beide waren froh, als sie entlassen wurden.

Es wusste jetzt jedermann im Dorf die Geschichte, ausgenommen den Vater des Mädchens, den König von Markrode, vor dem niemand so keck war, davon zu reden.

Zur Liebe könnt ich dich nicht zwingen?!

Elli hielt jetzt auch die Zeit für gekommen, ihre Mine springen zu lassen. Sie hatte geduldig vorgearbeitet und die letzten Tage redlich benützt, sich noch mehr als vorher bei ihrem Zukünftigen einzuschmeicheln. Wie ein Chamäleon hätte sie in allem Mosers Farbe angenommen und zeigte in Literatur, Kunst, Politik und Allem dieselben Anschauungen wie dieser, mit klugen kleinen Ausnahmen, über die sie zierlich wie ein spielendes Kätzchen sich

mit ihm -balgte. Namentlich über kirchliche Zustände konnte sie fast schon ebenso gut wie Moser selbst schimpfen.

Und nun sollte es also losgehen.

„In einem gewissen Punkt,“ sagte sie zu Hundrich, auf dessen allerdings widerwillige Mithilfe sie jetzt erfahrungsgemäß vertrauen konnte, „ist ein Pfarrer wie ein Weib: im Augenblick ist sein guter Ruf so in Scherben, dass nur die Magie des Standesamts ihn notdürftig wieder zusammenleimen kann. Ich werde also den süßen Oskar kompromittieren, um ihn zu heiraten. Und zwar so. Du bestellst den Storr wieder zu. einem Botengang in die untere Gartenlaube, wohlgemerkt die untere, Punkt drei „Uhr; er muss dir einen dringenden Eilbrief auf die Post nach Mittelberg tragen. Wenn er dann kommt, um deinen Brief i zu holen, so wird er mich und Moser in der Laube l finden und was Schönes erblicken; da ich ihn kommen r sehe, kann ich’s richten. Du wartest auf ihn in der oberen Laube, — ist dann eben ein Missverständnis.“

„Well, well,“ brummte Hundrich mürrisch. Seit » ihm Ännchen entschlüpft war, hatte seine Unzufriedenheit mit Ellis Absichten wieder zugenommen. Er fühlte das Bedürfnis, seine gekränkte Eitelkeit durch H. eine seiner Großmäuligkeiten zu trösten. „Vergiss nicht, Omphale,“ sagte er düster dräuend, „es ist Herkules, mit dem du spielst!“

Sie fuhr ihm übermütig ins Haar. „Aber ich spiele mit ihm.“

Zur bestimmten Zeit hatte richtig Elli ihr Opfer in die Laube gelockt. Sie sprach über den Unterlehrer; wie die Angelegenheit wohl für ihn enden werde?

„Ich hab so Mitleid mit dem armen Kerl,“ sagte sie. „Solche Schlangen zu finden auf der Liebe Rosenpfaden! Ich gönne Allen die Liebe so sehr! Sie macht glücklich und gut. Ach, beides war ich nie so von Herzen wie jetzt.“

Dem verliebten Moser gefiel das, er sah Elli strahlend an. Sie bezog es natürlich auf sich, denn Moser hatte vor den Beiden nie eine Andeutung von seiner Liebe gemacht. Dafür war sie ihm zu heilig.

„Wie lange ist’s schon, dass Sie ihn kennen?“

Sie tat verlegen. „Wie ... wen meinen Sie?“

„Nun, Hundrich! der Sie so glücklich macht.“

„Ach . . . ? Sie wissen nicht? Wir sind geschieden. Seit vielen Tagen schon. Ich hatte mich in sein Genie verliebt, eh ich ihn persönlich kannte. Da hat er mich schnell überrumpelt . . . , er ist so rasch mit so was.“ Sie hätte hinzusetzen können: „und ich auch.“ „Aber bei näherer Bekanntschaft . . . , ach da verlieren die Dichter ja immer. Ich schätze ihn gewiss immer noch sehr und bin seine beste Freundin, aber . . . meine Liebe war ein Irrtum.“

Moser wusste nicht recht was er sagen sollte. Jetzt tauchte auch Storr im Straßenbild auf, er hatte noch etwa fünfzig Schritt im Bogen bis zur Laube zu gehen.

„Missachten Sie meinen Wankelmut?“ fragte Elli leise, verschämt.

„Nein, Elli, gewiss nicht. Ich lasse auch in der Liebe jedem seine Eigenart, so lang er nur andere nicht verletzt.“

„Sie dürften auch nicht schlimm darüber urteilen . . . , Sie sind ja der Anlass.“

„Wie?“ stammelte Moser, verwirrt von diesem berückenden Blick.

Sie kniete jäh vor ihm nieder und küsste seine Hände, immer das Ohr auf den Weg draußen gerichtet, um im richtigen Moment den Mundkuss zu applizieren. Aber Storr, der unordentliche Kerl, hielt sich noch unten an der dunkeln Gartenmauer auf, ganz ohne Scheu vor der heiligen Nähe des Gotteshauses.

„Lassen Sie, Elli, lassen Sie!“ sagte Moser, peinlich verlegen. „Ich bin Ihnen ja gut, sehr gut aber . . . Liebe ist es nicht.“

„O ich fordere ja nichts, Oskar, du sollst frei sein, nur lass dich lieben ...“ endlich hörte sie die vorsichtig schlurfenden Tritte des halbblinden Storr nahen —, „nur lass dich von mir lieben ...“ wiederholte sie und fiel ihm um den Hals.

Trefflich berechnet, im richtigen Augenblick. Storr prallte zurück. „Pardon!“ Er hatte so seine feinen Ausdrücke.

Elli tat einen kleinen Schrei, um auch Storrs Ohr zu überzeugen, (da seine schwachen Augen vielleicht unzuverlässig erscheinen konnten), und schoss wie ein Fisch in die dunkelste Ecke der Laube, wo sie ihr Gesicht versteckte.

Ehe der überraschte Moser noch etwas sagen konnte, rief Hundrich, der Storrs Rückprall vom oberen Garten her beobachtet hatte:

„Na, Storr! wo bleiben Sie so lang? Ich warte. Hohe Zeit.... Müssen schon rasch gehen, damit Sie noch recht hinkommen.“

Während Storr gehorsam weiter hinauf stolperte, lief Elli ins Haus auf ihr Zimmer, wo sie vergnügt mit einem Roman sich aufs Sofa legte, um den ganzen Tag nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Als Storr mit dem Brief wieder den Berg herabkam, nahm ihn der Pfarrer einen Augenblick beiseite und erklärte: „Ohne Ihre Schuld haben Sie sehr zur Unzeit hier herein geguckt. Ich hoffe, Sie werden der Dame zu lieb gegen jedermann schweigen. Sie sind kein klotziger Bauer und wissen, was man Damen schuldig ist. Was mich betrifft, so bin ich bei der Sache gar nicht beteiligt, nicht mehr, als ein Kleiderständer, an den ein Mantel gehängt wird. Mein Wort darauf! das wird Ihnen genügen.“ Dann setzte er in freundlicherem Ton hinzu: „Aber ich will Sie nicht weiter aufhalten. Adjö! und gute Verrichtung!“

Bei genauerem Nachdenken beschloss Elli, zu dem ersten Zeugen noch einen zweiten zu fügen. Moser konnte zwar nicht lügen, aber Storr möglicherweise doch schweigen.“

Spät abends, um die Zeit, da gewöhnlich die Magd in ihre ebenfalls im oberen Stock gelegene Kammer schlafen ging, lauerte Elli im Nachtkleid auf der dunkeln Treppe und hatte

richtig mit Mariann, als diese mit Licht die Treppentür öffnete, den schönsten Zusammenstoß, worauf sie eilig wie mit bösem Gewissen wieder in ihr Zimmer zurückflüchtete. Zehn Minuten später ging sie leise, doch so, dass die Magd es hören konnte, wieder hinab in Mosers Schlafzimmer.

Aber Elli, was machen Sie? rief Moser ärgerlich. „Denken Sie denn garnicht an Ihren guten Ruf?“

Sie kniete bei seinem Bett nieder. „Ich denke ja nur an den Ihrigen. Ich kann nicht schlafen, bis Sie mir die Geschichte verzeihen haben.“

Da ist gar nichts zu verzeihen. Sie können doch nichts dafür, dass der Kerl da hereinstolperte. Aber nun gehen Sie nur. Was Sie jetzt getan haben, ist viel schlimmer.“

Sie reagierte gar nicht. „Wenn aber der Storr es austratscht?“

„Ich hoffe, er wird schweigen. Ich habe ihm schon das Nötige gesagt.“

Aber er ist Ihnen nicht sehr grün! — Grässlich, wenn Sie mich nun heiraten müssten!“ Sie lachte leise wie ein Kobold. „Würden sie mich deshalb verschmähen, weil ich kein dummes Gäschen mehr bin? Wahre Liebe schändet nicht.“

Sie wissen doch, dass das auch meine Meinung ist.

„Aber ich würde nein sagen!...“ Dabei machte sie ihm ein reizendes Schalks Gesicht. . . „Weil du ein Scheusal bist!“

Er sah auf die Seite. „Ja, ja, es ist doch auch gar nicht die Rede davon. Aber jetzt will ich schlafen.“

„Brummbär!“ schalt sie und stand auf. „Aber.. den Kuss heute Mittag ... , haben Sie den auch ... verzeihen?“ fragte sie kokett mit ganz leichter Ironie.

„Jaja. Morgen!“

„Auch noch einen?“ Sie küsste ihn; er fuhr auf. „Bst! Sie müssen siebzig mal siebenmal verzeihen nach Ihrem Evangelium, wenn ein Bruder, oder doch wohl auch eine Schwester, an Ihnen sündig.“

„Jetzt ist's genug! ich bin ernstlich böse.“

„Böse, wenn man dich lieb hat? wie ungerecht“

„Jawohl böse, weil Sie meinen Willen nicht achten. Ich kann Sie nicht lieben. Ich liebe eine Andere.“

Daran hatte Elli noch gar nie gedacht.

„Eine Andere?! — Das ist wohl eine Finte, um mich loszuwerden?“

„Nein, es ist Wahrheit,“ sagte er barsch.

Elli stand betrübt, aber ernstlich betrübt. „Warum haben Sie das nicht früher gesagt!“ klagte sie leise.

„Das bin ich nicht schuldig. Bin ich so ein Adonis etwa, dass ich jede Frau warnen müsste: verlieb dich nicht, ich bin schon versehen? — Im Übrigen — weil ich gerade in der Stimmung bin, es auszusprechen: Sie werden selbst einsehen, dass wir jetzt nicht länger mehr hier im Hause zusammen seinkönnen. Vielleicht über Jahr und Tag einmal wieder.“

Noch eine kleine Zeit stand das Mädchen wortlos, dann sagte sie kleinlaut Gutenacht, und oben in ihrem Zimmer weinte sie wahrhaftig, ein paar echte Tränen. Man spielt eben nicht umsonst mit dem Feuer.

Bald aber wischte sie ab und wusch sogar das Gesicht, — es hätte sonst noch salzig schmecken können. Dann trug sie leise ihren Schmerz zu Hundrich hinüber; der redete nicht so hart mit ihr.

Am ändern Morgen ärgerte sie sich freilich, so schnell verzichtet zu haben. Sie hätte doch erst den Erfolg ihrer Anzettelungen abwarten sollen; doch das konnte sie immer noch. Sie beschloss sogar noch einen Drucker aufzusetzen, um den Verlauf zu beschleunigen. Sie begab sich in die Küche, wo die kleine Rothaarige sie verschmitzt anlächelte.

„Du hast mich heute Nacht auf der Treppe gesehen.“ begann sie hochmütig. „Dass du dich nicht unterstehst, dir Gedanken darüber zu machen oder gar zu irgend jemand davon zu reden. Als treuer Diensthote hast du über alles völlig das Maul zu halten.“

Mariann war verduzt. „Se könntet scho weniger grob sei, wenn Se a Gfälligkeit von mir han wellet.“

„Es ist keine Gefälligkeit, sondern deine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.“

„Von dem woiss i nex,“ sagte Mariann trotzig, „i koch und putz d’’Stiefel, aber dass i so Schleichereia anseha müsst...“

„Von solchen Sachen verstehst du überhaupt nichts, du kleine Krott“ (diese landesübliche Liebkosung hatte sie bei ihren Dorfstudien aufgeschnappt); „werd du <rst hinter den Ohren trocken. Kurz, — wenn du .dich unterstehst zu schwätzen, dann hast dus mit mir zu tun!“

„Mit Ihne hents scho allerhand Leut z’tho . . . ,“ maulte die Kleine bissig.

Wupp dich! hatte sie von Ellis zarter Hand eine .kräftige Ohrfeige. Hoheitsvoll schob die schöne .Spenderin ab auf ihr Zimmer und lachte sich dort aus, die Mariann aber rannte mit rotem Kopf aus dem Haus, direkt zur nächsten Nachbarin.

Die Abreise war für den folgenden Tag festgesetzt; da rückte Elli mit der Lüge heraus: es sei ihr leider aus Gesundheitsrücksichten nicht möglich, heute und in den zwei nächsten Tagen zu reisen.

„Können Sie noch so lange meine sündhafte Gegenwart tragen?“ fragte sie den Pfarrer mit übermütigem Schalks Gesicht.

„Selbstverständlich will ich Sie nicht drängen,“ sagte Moser, „es waren doch schöne Tage, für die ich Hundrich und besonders auch Ihnen sehr dankbar bin. Ich werde Sie sehr vermissen.“

„Ach und ich Sie!“ schmachtete Elli kokett.

Als Moser beim nächsten Gottesdienst sicher aus dem Haus war, schlich sich Elli in sein Arbeitszimmer und durchsuchte alles vorsichtig nach etwaigen Spuren von ihrer Nebenbuhlerin. Bald fand sie auch in einer Schublade die Briefe und das Bild Helenens. Die Briefe musste sie wiederholt lesen, bis sie diese ihr so ganz fremde Natur verstand, und dann versenkte sie sich in die Betrachtung des Bildes, dieses feinen, gütigen und doch willensfesten Gesichts, aus dem so gar nichts von irdischer Leidenschaft sprach. Zuletzt legte sie alles sorgfältig, genau wie es gewesen war, wieder zurück und starrte, ohne sich vom Platz zu rühren, lange durchs offene Fenster auf den gegenüberliegenden Wald bis ihre Augen in Wasser schwammen. Eine neue Möglichkeit von Mensch, ein neues Ideal war ihr aufgegangen und ein neuer Maßstab für das ganze Leben. Sie fühlte sich klein und schlecht und sehnte sich mehr zu werden. Sie weinte, ohne klar zu wissen, weshalb, — weil das naive fidele Menschentierchen in ihr gestorben und die ernste Sehnsucht nach Höherem in ihr geboren war.

Vor allem schämte sie sich ihres Ränkespiels gegen diese zwei Menschen, das zudem — jetzt zweifelte sie gar nicht — so erfolglos sein musste. Sobald sie sich wieder gesammelt hatte, ging sie in die Küche zu dem Dienstmädchen.

„Mariann, morgen reis ich; wir wollen Frieden schließ en. Sei mir nicht bö, weil ich dich gestern schlecht behandelt habe.“

Hätte Elli in ihrer gewöhnlichen Weise, von oben herab, nur ein klein wenig eingelenkt, so wäre die kleine Kote gleich befriedigt gewesen. Dagegen diesem bescheiden bittenden Ton gegenüber, den das Bauernkind nur als Schwäche auszulegen wusste, setzte sie erst recht ihren Kopf auf. Sie brummte etwas Unverständliches und klapperte mehr als sonst mit dem Geschirr.

Als ihr aber Elli ein funkelndes goldenes Zehnmarkstück gab — etwas Kiesiges in diesem armen Nest — und sagte: da kauf dir was Schönes dafür, damit ^LVL auch eine gute Erinnerung an mich hast, — da war das Kind ganz umgewandelt; der Mund ging bis an die Ohren und ließ alle Mauszähnen sehen.

„Aber Frailein, dees ischt jo viel z’viel.“

„Und gelt, von der Geschichte neulich in der Nacht sagst niemand was . . . ?“

„Nei, nei l“ beteuerte sie diensteifrig dazwischen. n ... es war auch gar nicht so, wie du dir denkst.“

Erst jetzt fiel der Mariann ein, dass sie es ja schon ausgeschwätzt hatte. Es hatte keinen

Zweck, zu lügen.

„I hätt au nie was gsagt, wenn me net die Ohrfeig so g'ärgert hätt.“

„Ach, du hast's schon gesagt?“ fragte Elli be trübt. „Wem denn?“

„Bloss der Nachbare, sonst niemand.“

„Geh schnell, mach dir irgendwas dort zu schaffen und sag nebenbei, dass alles nicht wahr sei Es ist auch nicht wahr. Nur ich hab schlechte Absichten gehabt, dein Herr ist ganz unschuldig.“

Mariann lächelte ungläubig vor sich hin, tat aber natürlich der freigebigen Dame sofort den Willen, obwohl sie einsah, dass es ganz umsonst sei. Sie wusste; welch rasche Beine solche Geschichten im Dorf haben. Ellis Versicherung zu glauben, fiel ihr gar nicht ein. Leute dieser niederen Bildungsschicht sind glücklich, derartige Abenteuerchen von Gebildeten zu wissen, sie nehmen auch dergleichen nicht wirklich übel, sondern fühlen im Gegenteil sich geschmeichelt bei dem Gedanken: die sind auch nicht besser als wir. Denn die asketische Predigt der Kirche, im Verein mit der öffentlichen Sittlichkeitsheuchelei der Gebildeten, hat diese weltabgelegenen Leute zu der Anschauung gebracht, Bildung und Vornehmheit, deren Wesen sie sonst nicht begreifen, bestehe fast in erster Linie in der Unabhängigkeit von den schlimmen tierischen Notwendigkeiten, die dem Bauer so wichtig sind, denen aber der Gebildete nur in moralisch erlaubter Weise und nur zum moralischen Zweck sich unterwerfe. So oft nun ein Gebildeter dabei ertappt wird, dass er dieses gute Zutrauen nicht rechtfertigt, so verwischen sich dem Ungebildeten die Unterschiede, — er fühlt sich gehoben.

Jetzt war der Tag der wirklichen Abreise gekommen, und Elli wehrte sich nicht mehr. Sie hatte nicht nur die Waffen gestreckt, sondern selbst ihre Erfolge aufzuheben gesucht. Es blieb ihr noch übrig, Moser zu beichten; sie hätte es gern vermieden, aber sie musste.

Es gelang ihr, ihn in seinem Zimmer allein zu haben. Im Hintergrund, wo es am dunkelsten war, sagte sie halb abgewandt: „Eh ich gehe, muss ich Sie um Verzeihung bitten ...“

Er ließ sie nicht weiter reden: „Ach bitte, ich habe ja schon gesagt, es ist nichts zu verzeihen. Lieben ist Menschenrecht; dass ich nicht frei bin, ist keine Schuld für Sie.“

„Sie wissen nicht alles . . . Meine Liebe war nicht echt . . . , ich war selbstüchtig und habe nur an mich gedacht, wollte nur nach Belieben mit Ihnen spielen und sah schon die Zeit voraus, da ich Ihnen wieder davonlaufen würde ...“

Mosers Augen hingen schmerzlich betroffen an ihr, es hatte ihm doch gefallen, sich von ihr geliebt zu glauben. Die alte Elli regte sich wieder und wollte fast lächeln über dies betrübte große Kind, dem ein Spielzeug zerbrochen war, aber — jetzt kam das Ärgste zu beichten.

„Und in der Laube ... Sie wissen ... wo Storr uns überraschte ... da hatte ich ihn listig hingelockt...“

„O!“ machte Moser.

„ ... und ich habe dafür gesorgt, dass Mariann mich sah, als ich in Ihr Schlafzimmer kam.“

„O Elli!“ wiederholte Moser.

„... Und ich hab sie geärgert, damit sie es gewiss erzählen soll. Aber jetzt hab ich's ihr gesagt, auf mein Wort, dass es nichts war. So, das ist die Last. Wenn Sie jetzt ganz mit mir fertig sind, dann hab ich's verdient. Aber wenn Sie mir vergeben können ...“

„Liebe Elli, Sie sind ein merkwürdiger Mensch. Auch, wenn ich unbarmherzig wäre, könnte und dürfte ich Sie nicht richten. Sie sind eben anders als ich. Ich hätte ja das nicht getan, aber — ich hätte wohl schon diese Energie nicht gehabt ... Und dann, dass Sie mir das alles sagen, während Sie es so gut hätten verschweigen können, — das ist groß.“

„Nein, loben Sie mich nicht, ich kann's nicht hören. Ich bin klein und hässlich. Jetzt weiß ich's erst, seit ich einen schwachen Schein von Ihrer Braut ...“ Sie stockte, das hatte sie eigentlich nicht beichten wollen; das musste er ja nicht so notwendig wie das Andere wissen.

Moser errötete. „Wie? Sie haben doch nicht meine Schubladen durchsucht?“

Sie nickte beschämt.

Sonderbarerweise ging ihm dies tiefer als das Andere, Gefährlichere. „O, das war schlecht.“

„Ja. Aber es hat mich besser gemacht. Ich suchte sie, um sie zu bekämpfen, aber das fällt mir nicht mehr ein.“

„Du liebst sie auch?“ sagte er leuchtend.

„Ja.“

„Und da sollt ich Ihnen böse sein? Ich wär's ja auch ohne das nicht gewesen.“

Elli war glücklich. „Du lieber Mensch! Und darf ich noch einmal . . . zum Abschied und zum Zeichen deiner Freundschaft dich küssen?“

„Lass! — zur Freundschaft ist das ja nicht nötig,

„Aber ich habe doch mehr als Freundschaft! Glaubst du, dass deine gütige Helene, wenn sie hier wäre, dies Wenige einem unglücklich liebenden Weib missgönnen würde?“

„N—ein,“ sagte er zögernd, „das glaub ich nicht.“

Da legte sie die Arme um seinen Hals und küsste ihn mit trauriger Zärtlichkeit wieder und wieder.

Er gab es nicht zurück, und als sie gar nicht aufhören wollte, entfernte er sie ein wenig und fragte sie lächelnd: „Nun, ist's jetzt genug, liebe Elli?“

„Nein,“ sagte sie, „aber weil du willst ... Ach, jetzt erst lieb ich dich recht; von ganzem Herzen . . . Und muss nun fort! ...“

Mene Mene Tekel...

Von Oskar Moser.

1.

Die Geister sind erwacht, rief einst der kampfesfrohe Hütten, es ist eine Lust zu leben. Leben hieß ihm Kämpfen.

Auch heute werden die Geister wieder wach, vielleicht mehr als je, und wir hoffen auf ein Heil, das aus den Kämpfen hervorgehen soll.

Kampf bedeutet Aufgebot ruhender Kräfte. Wo solche vorhanden sind, bringt der Kampf gesteigertes Kraftgefühl und Lebensfreude; wo sie fehlen, Angst und Sorge, fieberhaftes Tun oder aber, wenn es gut geht, Selbsterkenntnis als Anfang einer kommenden Wiedergeburt.

frohes Kraftgefühl spüren wir nicht an der Ecclesia militans von heute; aber viele Sorgen werden laut, und noch mehr wohl bleiben in den Herzen verschlossen; viel heißes Bemühen sehen wir ohne Frucht. Kann man wohl auf Selbsterkenntnis und Wiedergeburt bei der Kirche noch hoffen?

In den Kämpfen der Gegenwart stellt sie ihren Mann nicht. Wir reden hier ausschließlich vom Protestantismus. Die katholische Kirche scheint ja stark; besser, sie ist gewichtig, schwer durch die großen Massen von geistig Toten, über die sie sicher verfügt, wenn es gilt, einen Fortschritt zu hemmen.

Aber was ist die evangelische Kirche?. Kein Faktor auf den Höhen des geistigen Lebens, in Kunst, Literatur und Wissenschaft! Kein Faktor im realen Leben, für die öffentliche Gesittung und Moral, oder gar in den Rechnungen der Politiker. Die Kirche lebt nicht, aber dank der Gewohnheit weiter Volksschichten und der Fürsorge des Staates stirbt sie auch nicht. Sie fühlt das wohl, aber nur halb, wie der Schwindsüchtige. Mancher ihrer Freunde erhebt vielleicht gar Widerspruch. Das wäre nur ein Beweis für die ungeheure Anspruchslosigkeit, zu der die Kirche heruntergekommen ist.

Sonst war die Religion das Beherrschende im geistigen Leben, weitaus das stärkste unter den idealen Interessen. Die rohesten Völker, die von Kunst und Wissenschaft kaum Ansätze aufweisen, stehen schon völlig im Bann religiöser Gefühle, und auch bei gebildeten Völkern zeigt uns die Geschichte die Religion als das geistige Gut, das am häufigsten und vollkommensten die Menschen bis zur Selbstvergessenheit und Selbstaufopferung begeistert. Für ihren Glauben haben zahllose Scharen Hab und Gut, Freiheit und Leben geopfert. Wie selten hat man das für Wissenschaft und Kunst getan!

Kein Zweifel, die Religion ist seit jeher die stärkste der geistigen Großmächte gewesen. Warum heute nicht mehr? Warum ist gerade in den gebildetsten Schichten des Volkes, in denen Wissenschaft und Kunst herrlich aufgeblüht sind, die Kirche schier ein Null geworden? Eine vergessene Kinderstube, an die man kaum ein paar Mal im Leben, wenn man ein Weib nimmt oder ein Kind bekommt, sich stirnrunzelnd erinnert? Und wie lange noch? das weiß man nicht einmal.

Muss das so sein? Ist wirklich die Religion im Geistesleben der Menschheit nur eine primitive Erscheinung, die auf höheren Entwicklungsstufen abstirbt, um ihren Lebenssaft den

wahrheitsechtern Nachbarästen, Kunst und Wissenschaft, abzugeben? Ist's nur eine Jugendtorheit der Menschheit, den Blick über die Zeitlichkeit erhoben zu haben? Das meinte ja der hochmütige Normalbürger des neunzehnten Jahrhunderts, der es so herrlich weit gebracht hat im Wissen, und verkrüppelte kühn die Welt, weil sein eigenes Innere verkrüppelt war. Es mehren sich aber die Zeichen, dass der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts von dieser eingebildeten Höhe herabsteigen und jenseits seiner fünf Sinne eine unendliche Terra incognita wieder entdecken wird. Was so wurzeltief in der Menschennatur begründet ist wie die Religion, kann nicht sterben. Auch in den Gläubigen der fünf Sinne ist sie nicht gestorben, nur tüchtig ausgehungert und eingesperrt im hintersten Winkel des Herzens, damit man ihr Schreien nicht hört.

Wer aber ist schuld an diesem Rückgang des religiösen Lebens? Der herrschende Materialismus ! So lautet immer die schnellbereite Antwort. Gewiss, der Materialismus ist schuld, so wie das Gewicht in der Wagschale an ihrem Sinken schuld ist. Aber wenn in der ändern Schale mehr wäre, so sänke die andre. Wenn der religiöse Sinn stärker wäre, so herrschte der Materialismus nicht, sondern der Idealismus. Warum ist der religiöse Sinn so schwach?

Die Schuld trägt seine Pflegerin, die Kirche, wie sie nun einmal ist und fast von jeher war; die Kirche mit ihrem fürchterlichen Beharrungsvermögen, durch das sie fast zu allen Zeiten mit der geistigen Entwicklung sich in Widerspruch setzte, sie aufhielt, so lange sie konnte, wie im Mittelalter, und wenn sie nicht mehr konnte, eben zurückblieb, ohnmächtig verdammend, aufs tote Gleis geschoben.

Leben ist Entwicklung, wie im Leiblich-Organischen so im Geistigen, und kein Zustand, der im Laufe dieser Entwicklung sich herausgebildet hat, kann unverändert festgehalten werden. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens ist das wohl zugestanden. Sollte allein das religiöse Leben eine Ausnahme machen? Wer hat es außer halb der allgemeinen Gesetze der Entwicklung gestellt? Christus nie, der vielmehr gesagt hat: der heilige Geist, den ich sende, wird euch in alle Wahrheit leiten. Oder hat der heilige Geist etwa nur ein paar Pfingsttage lang geleitet? Oder doch nur dreihundert Jahre lang bis zum Nicänum, und sich dann zur Ruhe gesetzt, ist etwa wiedererwacht in den Zeiten der Reformation, um den Kost von dreizehn Jahrhunderten abzutun und die reine Lehre wieder blank zu stellen, was sie nun aber zu bleiben hat? Das ist ungefähr die in der Kirche herrschende Geschichtsbetrachtung. Daher gilt das Konservieren für die wichtigste, ja einzige Aufgabe. O ihr geliebten Mumien!

Welch trauriger Anblick! Kings überall reges geistiges Leben, eine unerhörte Fülle neuer Aufgaben und Ideen für den ringenden Menschengestalt. Aber mitten in dieser zukunftsschwängern Gärung — die Religion keine führende Macht. Das offizielle Kirchentum drei Säkularstationen zurück. Eine Insel der Seligen. "Wenn Schlafen Seligkeit wäre. Aber ein friedliches Schlafen ist es nicht, denn Gott will das nicht und fährt unsanft dazwischen; man spürt es. Schon lange beobachtet die Kirche den Abmarsch der regsamsten Kräfte; sie trug es träge mit schwachem Murren, behielt sie doch wenigstens der Zahl nach das Meiste. Auch das will anders werden, Gottes Hand legt sich schwerer auf sie. Von der Masse der Gleichgültigen löst die Sozialdemokratie Schar um Schar los, und auch der Frommen fühlt die Kirche, mit sorgenvollem Blick auf die Sekten, sich nicht mehr sicher. Kein Wunder! Das arme Herz will leben, in diesem hermetisch verschlossenen Haus, im Banne der erstickenden Vorsichtsmaßnahmen gegen das Wehen des freien Geistes, den man in eben dem Masse fürchtet, wie man den Buchstaben verehrt. Aus Furcht vor der Enthüllung der innern Widersprüche ist alles mechanisiert und bürokratisiert, dass auch mancher

Altgläubige lieber einen Sturm das dumpfe Haus durchfegen sähe, und wär's der frechste, den der Teufel auftreiben kann, einen Sturm, der alles Staatskirchentum zumal zusammenrisse. Oder wenn sie den Sturm nicht abwarten wollen — ist's nicht begreiflich, wenn sie selbst die Tür aufstoßen und gehen, nur um wieder frei zu sein und Gottes Himmelsluft zu atmen?

Wie viele gingen gern mit in diese goldne Freiheit, auch unter den Geistlichen selbst. Sie sind mit stärkern Fesseln gehalten. Man hat schon vieles gesagt über diese heimlichen Tragödien; wie manche mag ein Leben lang gedauert haben, ein langes Leben um Freudigkeit und Mut betrogen; wie manche mag zur Travestie geworden sein: die Idee ging unter mit dem höhern Ich, und das niedre siegte. Wenn in neuster Zeit solche innere Drängnisse nicht immer in der Stille verdrückt worden sind, sondern laut werden und gar Forderungen gebären, so hat man öfters von Unbescheidenheit, ja Frevelmut gesprochen. Aber Fragen werden gestellt durch Menschen und von Gott; Fragen sind da, nicht um verschwiegen zu werden, sondern um beantwortet zu werden.

2.

Am wichtigsten ist die Frage der Lehre, des Bekenntnisses. Hier liegt die Hauptursache kirchlicher Ohnmacht. Die dreihundertjährige Erstarrung des Lehrbegriffs stößt die mit der Zeit fortgeschrittenen Gebildeten ab, trägt die Zwietracht in die Reihen der Gebliebenen hinein, besonders der Geistlichkeit selbst, und lahmt so viele gerade der tüchtigsten Pfarrer in ihrer Wirksamkeit. Was ist das Wirken eines Mannes, der nicht unter dem eignen Gesetz seiner Gott allein unterworfenen Individualität steht, sondern unter fremder Norm aus alter Zeit? Ein Strom, der nicht frei im eignen Gott gegebenen Bette dahin zieht, sondern mit Schleusen verschändet ist hier und dort, mit Schleusen, die niemals sich öffnen. O diese Oapitis deminutio! Wie viele Kräfte gehen der Kirche dadurch verloren, die nie nach außen wirken, nur wühlen und graben in ihrem Erzeuger, ihn innerlich aufreiben! Die Überzeugung eines ganzen freien Mannes muss in seinen Worten liegen, sonst spricht er Wind. Es predigt, und man schläft. Besser ein begeisterter Fetischpriester, als ein gezwungener Augustanaprediger.

Die Einheit der Lehre kann als etwas Gewichtiges oder gar Notwendiges nicht anerkannt werden. Sie ist überhaupt keine geistige Wertsache. Man sagt zwar immer: ein Bekenntnis müssen wir hochhalten als das Sanier, um das wir uns sammeln; und man streitet nur darüber, ob das alte Bekenntnis Panier sein soll oder ein revidiertes. Hat man es denn nie sonderbar gefunden, dass Jesus selbst diese Fahne nicht gestiftet •und geweiht hat? Nie spricht er von theoretischen Lehren, immer nur vom praktischen Verhalten: Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr euch unter einander liebet. Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete. Und als hätte er diese Verherrlichung •des Mundwerks vorausgeahnt: Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! ins Himmelreich kommen, •sondern die den Willen tun meines Vaters im Bimmel.

Ach das „Bekennen“ und „Glauben“! „Die Teufel glauben's auch und zittern.“ Also ist das Glauben noch gar nichts, das Nichtzittern ist alles, das unterscheidet die Freunde Gottes von seinen Feinden.

Wann ist denn die Bekenntnisfahne gestiftet worden? Ach in fataler Zeit, als von Jesu Geist schon herzlich wenig mehr zu spüren war; als entgegen seinem Wort „Ihr aber nicht also wie die großen Herren in der Welt; Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder“ — entgegen diesem Wort eben doch große Herren da waren; als die Bischöfe mit Panzer und

Schlachtschwert gingen und sich die Köpfe gegenseitig blutig schlugen. Da mochte so ein Bischof nicht gern sagen: weil ich drauf sitzen will, werfe ich diesen vom Bischofstuhl, weil ich die Herrschaft will und die Macht und das viele Geld. Sondern er sprach: weil dieser meinem himmlischen Herrn den Titel fälscht, um ein Jota — homo-usios ist Christus, nicht homoi-usios! —, deshalb soll er nicht Bischof sein, sondern ich. Wer glaubt an Mord und Raub um dieses Jota willen? Die Selbstsucht scheute sich, nackt zu gehen und erfand sich den Mantel der Rechtgläubigkeit. Dass es aufs ungöttlichste und jesuswidrigste zugeht bei all diesen Festsetzungen der Rechtgläubigkeit, das weiß jeder Geschichtskundige. Ja sie haben's sehr böse gemacht. Gott aber, sagst du vielleicht, hat es gut gemacht? Noch nicht. Wie viel Gräueltaten und Schandtaten sind in allen Jahrhunderten seither im Namen dieser Rechtgläubigkeit begangen worden, so viele, dass Mancher meint, diese Kirche verachten zu dürfen. Das unübersehbar große Heil, das die Kirche schon gewirkt hat, ist aus der Liebe geboren, die von Gott kommt und von Jesus geübt ist; aber Zwang, Gewalttat und Scheiterhaufen waren die Früchte der -Rechtgläubigkeit, die von Räubersynoden kommt. Das ist das Unkraut, das der Teufel unter den Weizen sät.

Als die Reformation die Freiheit des Christenmenschen verkündigte, da ist die Folgerung, dass es keine Zwangsgläubigkeit geben darf, nicht scharf genug gezogen worden. Es wäre wohlfeil, darüber zu schelten. Nur in der Fabel kommt das Neue ganz fertig zur Welt, nicht im Leben. Der freigewordene Mensch ist der Knecht gewesen.

Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Ein Stück der Kette nach.

Kein weiter schreitender Genius hat Luthers Werk fortgeführt, so blieb denn die für Alle verbindliche Glaubensnorm als ein fremder Tropfen im protestantischen Blut, als ein Rest von Katholizismus, ein logisch unmöglicher Rest! Nur in der katholischen Kirche kann „die Lehre bis aufs Jota einheitlich und ein Alle zusammenhaltendes Band sein, denn da ist das Selbstdenken und Forschen verboten, da ist es leicht, auf jede Tabula rasa dasselbe Bekenntnis schreiben. Dafür ist auch diese Kirche geistig eine Ruine, prachtvoll zwar, aber unbewohnt, der freie göttliche Geist ist schon längst ausgezogen. In der evangelischen Kirche soll Freiheit sein, rühmt man. Soll das gelogen sein? Wozu wäre die zweite Kirche sonst da? Aus eigenem Triebe sollen freie Menschen zu Gott kommen, ein Jeder in seiner Art.

Freiheit führt naturnotwendig zur Mannigfaltigkeit. Das sieht man in der Natur überall. Nirgends in Gottes ganzer Welt ist Uniform, nur dort, wo Menschen dekretieren. Geht hin auf hohe Berge, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual: frei; scheinbar gesetz- und regellos streckt alles sich dem Himmelslicht entgegen. Gott kennt eines Jeden Gesetz, aber innen in jedes Wesen hat er dessen Gesetz gelegt und schneidet nicht außen dran herum. So trägt auch jeder Menscheng Geist sein ureigenstes Individualgesetz von Gott in sich selbst. Die Schere, die nach einer angeblichen Norm zur Einerleiheit zurechtstutzt, ist nicht von Gott, sondern von Menschen erfunden, die wider Gott streiten. Wie? derselbe Gott, der kein Blatt gleich dem ändern schafft, der die mächtigen Tannen aufsprießen heißt zu luftiger Höhe und das Moos zu ihren Füßen kriechen lässt, der die Bergriesen türmt hinauf bis zum ewigen Eis und Schnee und im Meere die Schlünde riss unergründlich tief, der Flieger in den Lüften schuf und die Kriecher in der Erde und die Schwimmer im Meer, und Myriaden von Formen in jeder Art, der Gott, der weiß und schwarz und rot und gelb und braun die Leiber der Menschen schuf in unendlich vielen Typen, — der hätte plötzlich geklagt beim Höchsten, das er schuf, beim Menscheng Geist? Doch nein, geklagt hat er ja nicht! O welche eine Fülle des Reichtums! Aber bange wäre ihm vielleicht geworden ob dem bunten Gedränge der Geister,

die er ins Dasein blies. Er rief den Däumling Mensch zu Hilfe: Auf! schneidet und stutzt! — Geht, der im Himmel sitzt, lacht über euch.

Darum fort mit jeder Uniform für die Geister. Dann schlägt die Sterbestunde der Kirche, meinst du? Denn so schrankenloser Individualismus zersprengt jede Gemeinschaft? Ach! das glaubst du wirklich? Steht ein Heuchler, der den Katechismus so aufsagt wie du, dir näher als ein edler Mann, der nur nicht zur vollkommenen Höhe deiner Glaubensüberzeugung emporgeklommen ist? Hast du nie in einer Gemeinschaft gelebt, die durch Gegensätzlichkeit, durch geistige Reibung, dass es Funken gab, immer inniger wurde? •und nie in einer Gemeinschaft, die durch Gleichartigkeit, durch Mangel an Reibung erstarrte? Gleichheit des Denkens und Glaubens wäre das einzige Gemeinschaftsband? Dann wäre lange schon die evangelische Kirche zerborsten. Einerleiheit des Denkens gibt es nur da, wo kein Denken ist, oder in den formalen „Wissenschaften, im Protestantismus nicht. Es ist bisher keinem gelungen, auch nur für seine Gegenwart eine Summe von Lehrpunkten zu bestimmen, die für Alle verbindlich wären. Die Kirche bestellt aber dennoch?. Es muss also ein andres Band sie zusammenhalten, als dieses angebliche, das gar nicht da ist. Darf man sagen, was das zusammenhaltende Band der Kirche in Wirklichkeit ist? Das ist ihr Kapital! ihr Geld! Man denke dieses Geld einen Augenblick, nachdem man gegen Schwindel sich gewappnet hat, sich weg: weg wäre die evangelische Kirche! aber ganz weg. „Wir brauchen es nicht auszumalen. Alle wahre Frömmigkeit in den Herzen dagegen würde bleiben, alle Konventikel und Stundengemeinschaften würden bleiben und neue sich erheben in großer Zahl. Und das Bedürfnis der Menge, Grösseren zu Füßen zu sitzen und zu lauschen, würde bleiben. Und Propheten würde dieses Bedürfnis erwecken, kleine und große, Menschen, die sonst nie daran gedacht hätten. So wie in Frankreich vor hundert Jahren aus den Schreibstuben politische Talente und Genies pilzgleich aufschossen, als der König ging. Das könnten Propheten sein! von allem Menschendruck frei! nichts über sich, als den Gott im Himmel und im eignen Herzen. Es wäre am Ende gar so übel nicht?!

Muss denn aber eine solche Katastrophe vorhergehen, wenn neues Leben werden soll? Nein, Freiheit könnte auch heute in dieser Kirche gegeben werden. Man höre auf, das Unmögliche zu fordern; die Einheit des Denkens nach alter oder neuer Formel. Man kehre zu Jesu selbst zurück und setze, wie er, die Gesinnung in ihr Recht. Sie ist's allein, die Menschen von uns scheidet und Menschen mit uns zur Gemeinschaft verbindet. Panidealismus sei das Prinzip, das die Kirche Christi vereinigt. „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm.“ So sei er auch uns angenehm! Ist das allzu frei? Fürchtest du den Grund zu verlieren, auf dem du erbaut bist? „Einen ändern Grund kann niemand legen, als der gelegt ist, Christus.“ Man kann nicht, nicht nur: man darf und soll nicht; es ist naturunmöglich. Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen. Immer bleibt er ein Eckstein; aber weiterbauen darf man und soll man, ein jeder, wie und was er kann. Bringt mancher auch nur Heu und Stroh zum Bau, lass es ihn bringen, und fürchte nichts; der Herr hat es ihn geheißt. Es muss wohl gut sein zu irgend etwas, und hat's dann ausgedient, so hat auch Gott noch Feuer, das Überflüssige zu verzehren. Meine nur nicht, du Däumlingsmensch, dass du der Baumeister seist.

Laut fordert der Gang der Entwicklung, fordert Gottes immer fortschreitende Offenbarung, nachdem die Geister zum freien Denken erwacht sind, die Freiheit des Denkens, Gebundenheit nur in der freiwilligen Hingabe des Willens an Gott. Hingabe an Ihn! das sagen allerorten alle Herzen unter dem himmlischen Tag, jedes in seiner Sprache — warum nicht ich in der meinen? Lasst uns immerhin etwas verschiedene Sprachen reden; wir verstehen sie doch alle; Parther und Meder und Elamiter und wer es sei, „wir hören sie mit unsern Zungen

die großen Taten Gottes reden.“ Es einigt und verständigt der Pfingstgeist der Freiheit und Liebe. Aber der Buchstabengeist des Zwangs und der Verfolgung, er zeitigt in dieser „evangelischen“ Kirche römischer Observanz all die Skandale, die wir haben sehen müssen. Und nie wird in solcher Kirche der Skandal sterben.

3.

Wenn ein Prediger gewaltig am Geist ist und alle Eigenschaften hat, die man von einem solchen nur wünschen kann, aber von der normalen Lehre der Kirche abweicht, so wird er als Ketzler entfernt. Wenn ein anderer alles vermissen lässt, was zu einem guten Prediger gehört, führt aber die normale Lehre im Munde, so wird er geduldet und bleibt unbehelligt.

Daraus geht hervor, dass es nach der maßgebenden Anschauung die Hauptsache am öffentlichen Gottesdienst ist, der Gemeinde immer wieder aufs neue ihre metaphysischen Überzeugungen vorzusprechen und zu bestätigen; vielleicht auch bloß die Überzeugungen die sie haben sollte.

Dass die Lehre Selbstzweck sei, wird niemand behaupten; auch ihr eifrigster Verfechter wird nur sagen, sie sei ein unentbehrliches Mittel zu einem großen Zweck, den er objektiv das Reich Gottes oder subjektiv das Seelenheil nennen wird, was tatsächlich auf eins hinauskommt. Und sicher sind theoretische Meinungen nicht gleichgültig. Der Materialist z. B. wird es selbst anerkennen, dass es bei seinen gottlosen Anschauungen sozusagen eine größere Kunst sei, moralisch hoch zu stehen, als bei dem Glauben an einen allwissenden strafenden Gott. Das Gegenstück zum Materialismus ist in dieser Hinsicht der Buddhismus, welcher vielleicht noch weit mehr als das Christentum — es handelt sich hier nicht um die Wahrheit, sondern um eine ethische Konsequenz der Ideen — geeignet erscheint, zu einem moralischen Leben anzutreiben. Denn im Buddhismus gibt es keine vergebende Gnade, welche so manchen leichtsinnigen Christen, mit Unrecht natürlich, aber doch tatsächlich sittlich träge macht, nicht nur in der katholischen, sondern auch in der evangelischen Kirche; der Buddhist weiß, dass er ohne Gnade alle seine Früchte selbst essen muss.

Ist aber deshalb jeder Materialist ein gewissenloser Selbstzüchtling und jeder Buddhist ein eifriger Jünger nach Gerechtigkeit? Gewiss nicht!

Der Gedankenkreis, in dem wir leben, d. h. unsre Weltanschauung, ist also nur gleichsam eine mehr oder weniger gesunde und heilsame Lebensluft. Das aber, was in dieser Luft lebt, ist unser Ich, unser Wille, dessen Beschaffenheit weitaus die Hauptsache ist. Und darum sagen wir: wenn die Kirche für heilsame Lehre besorgt ist, so tut sie wohl; wenn sie für Läuterung und Anfeuerung des Willens besorgt ist, so tut sie besser. Vielfach kann sie Beides zugleich tun. Es gibt aber auch Kollisionen, bei denen man das Eine oder das Andre wählen muss. Es ist einmal so in dieser Welt der unendlich sich durchkreuzenden Wirkungen, dass man nicht alles Erwünschte zusammen haben kann, sondern fortwährend mit einer Fülle von Wünschen im Herzen vor der Wahl steht: welchen willst du erfüllen, und welche willst du dafür preisgeben? Je nach Charakter und Einsicht wird die Wahl getroffen. Bestimmte Interessen sind Trumpf und drängen im Kollisionsfall alle ändern zurück. So ist in der Kirche die Orthodoxie tatsächlich Trumpf, und sobald irgendein Interesse, wäre es auch das der Belebung und Anfeuerung des Willens, mit ihr in Konflikt kommt, muss dieses weichen. *Servetur doctrina, pereat ecclesia.* Aus dieser Tyrannei der Lehre gehen auch auf dem Gebiete des Kultus viel Übelstände hervor, die die Mattigkeit und geringe Anziehungskraft der öffentlichen Gottesdienste erklären

Zuerst ist ein Schaden zu nennen, der auch bei der Überschätzung der Lehreinheit nicht einmal nötig wäre—die viel berufene Nüchternheit des Gottesdienstes. Das war in der Reformation zu begreifen als .Reaktion gegen den bloß äußerlich und leer gewordenen katholischen Prunk. Was brauchte man damals Schönheit und Reiz für die Sinne, da alle Herzen noch zitterten von der unerhörten Kühnheit, sich loszureißen von der Kirche, die zu allen Zeiten als die allein selig machende galt ? da Hab und Gut, Gewissensfreiheit und das Leben selbst auf dem Spiele standen? Aber später, als die Zeiten ruhiger wurden, da hätte man sich erinnern müssen, dass der Mensch nicht nur Zentrum, sondern auch Peripherie ist, dass auch die Religion, wenn sie den Menschen beherrschen soll, sich an den ganzen Menschen wenden muss, wie er in diesem Leibesleben nun einmal ist. Man hätte das gewiss auch eingesehen, wenn man nicht so viel über die Lehre zu zanken gehabt hätte, so dass für Andres keine Denkkraft mehr verfügbar war. Es ist erfreulich, dass die Not der Gegenwart auf diesen Fehler bereits aufmerksam gemacht hat, dass man auch angefangen hat, durch liturgische Abwechslung, durch Chorgesänge und andres den Gottesdienst zu beleben. Sehr vieles ist da noch zu tun, bis dem unkünstlerischen Protestantenvolk auch nur der ästhetische Sinn geweckt ist. Gewiss wird es auch besonders zur Wiedergewinnung der Gebildeten fürs kirchliche Leben beitragen, wenn der Gottesdienst mehr mit Künstlerischem gesättigt ist. Alles Göttliche ist verwandt und gehört zusammen. Wie sollte die Religion der Kunst sich schämen?

Nach dem Gemeindegesang ist das erste, was der Diener der Kirche im öffentlichen Gottesdienst vornimmt, das Gebet. Er liest es aus einem Buch; gedruckte Worte, von denen abzuweichen streng verboten ist. Wie ? Was sind das für Kinder, die, wenn sie zu ihrem Vater treten, immer dieselben feststehenden feierlichen Worte haben? Man wird sagen: das ist nur der gemeinsame Gottesdienst; sonst sollen sie auch einzeln für sich und frei zu Gott kommen. Gut; aber reden nicht Kinder, auch wenn sie zusammen beim Vater sind, frei über Gemeinsames? Gibt es nicht für eine Gemeinde immer neue Erlebnisse im engern Kreis wie im Leben des Volks und der ganzen Christenheit und müssen nicht diese auch neue Empfindungen und Worte geben? Sie müssten wohl! Was zwingt denn die Gemeinde, immer steif bei denselben Worten zu bleiben? Die Reinheit der Lehre! Für diese muss doppelte Sicherheit geschaffen werden. Neben der persönlichen Amtsverpflichtung des Geistlichen muss es i. behördlich sanktionierte Normalworte geben, der schicklichste Platz für sie schien das Gemeindegebet.

Aber es werden doch wenigstens reiche geistesmächtige Worte sein, die man wohl immer und immer wieder hören kann? Wenn es so wäre, da wäre es leichter zufrieden zu sein,

Man muss zugeben, es ist sehr schwer, Worte von unverwüstlicher Wirkungskraft zu finden. Eine Musik kann man oft und lange hören, ohne sie müde zu werden; ein Bild, eine plastische Gestalt kann man lange betrachten und immer aufs neue genießen ohne Überdruß; aber das Wort hält nicht soviel aus, weil es dem niemals rastenden, immer nach Neuem hungrigen Verstand zu nahe steht. Mit dem Mittel des Wortes ein Monumentum. aere perennius zu gründen, das fordert keine geringe Künstlerschaft, Von Künstlerschaft ist aber in unsern Liturgien recht wenig zu finden.

Wenn man schon einmal glaubt, eine Liturgie als starre Schutzmauer für die reine Lehre nicht entbehren zu können, so schaffe man sie wenigstens neu in der Form, gewaltig monumental, dass sie unsrer Zeit genügt. Was wir haben, das mag einst seinen Zweck vollkommen erfüllt haben; heute kann es das nicht mehr, zumal nicht in den Städten. Kann man es denen, die von unsern große n Dichtern und von dem erstaunlichen Glanz modernen Geisteslebens

herkommen, allzu sehr verargen, wenn sie, durch irgend ein Familienereignis in die Kirche geführt, über die Genügsamkeit der Christgläubigen staunen und mit dem Entschluss weggehen, so bald nicht wiederzukommen? Man wende nicht ein: das sei Oberflächlichkeit; auch durch unscheinbares Gewand schimmere das Göttliche hindurch, durch „thörichte Predigt“ gefalle es Gott uns selig zu machen. Derselbe Paulus, der dieses Wort einer aufgeblasenen Aferweisheit entgegenhielt, bat sich doch auch redlich Mühe gegeben, sein Evangelium als die höhere Weisheit kunstvoll nachzuweisen und bat Worte mächtigster Beredsamkeit gesprochen. Und welcher Glanz an vielen Stellen des Alten Testaments; jene Propheten waren auch in der Form die Ersten ihres Volks. Und wo in der heiligen Schrift solch äusserer Glanz vermisst wird, da, acht ich, kommt das nicht von Gott, sondern von der menschlichen Schwachheit seiner Werkzeuge. Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab. Auch die Form soll niemand gering achten. Es tut's auch niemand, als wer aus der Not eine Tugend machen möchte.

Wenn schon das eine Gefahr für das Gemeindegebet ist, dass es nicht frei aus originalbewegtem Herzen herausströmt, so wird durch die alte, der Zeit nicht mehr genügende Form des Vorgeschiedenen diese Gefahr — nicht für alle, aber für viele Kirchenbesucher zum tatsächlichen Schaden. Das Gebet ist ihnen ein toter Punkt des Gottesdienstes geworden, ein lahmes Lippenwerk, ohne Macht, urkräftig die Seelen der Hörer zu zwingen. Die Reinheit der Lehre, sie ist allerdings mit einer weitem Garantie umgeben, aber Kraft und Leben ist dafür geopfert.“

Erfreulicher ist das Bild, das die Predigt selbst darbietet. Hier ist nur der Text dem Pfarrer vorgeschrieben und die Dogmen, die darin gefunden werden müssen. Sonst hat er ja mächtig viel Freiheit. Er darf seine >. Sätze selbst bilden und seinen eignen Stil reden, auch die Anordnung der Gedanken und die Ausführung, sozusagen Fleisch und Blut um das dogmatische Knochengerüst, bleiben ihm frei überlassen. Gewisse eigentümliche Predigtsitten wie die, dass nach der Einleitung ein bestimmtes Thema mit „erstens“, „zweitens“ u. s. w. formuliert wird, sind zwar vorhanden, aber nicht kodifiziert; und Beispiele, dass jemand wegen ihrer Übertretung gemäßigelt worden wäre, sind nicht bekannt geworden. Das ist gewiss der Anerkennung wert. Ob man nicht riskieren dürfte, sogar noch liberaler zu sein? —

Es liegt in der Natur der geistigen Arbeit, dass jedes Gebot, das von außen kommt, d. h. nicht im Wesen des Geistes, der sich betätigt, oder des Gegenstandes, an dem er sich betätigt, enthalten ist, die Kraft und Güte der Leistung beeinträchtigen muss. Niemandem fällt es ein, den Genius des Dichters und Künstlers' durch willkürliche. Forderungen einzuschränken; nur von den törichtsten Protzen hört man zuweilen etwas Ähnliches, da diese eben Geistiges nicht verstehen, sondern auch hier nach dem sonst sehr richtigen Satz handeln: Wenn man bezahlt, so darf man Forderungen stellen. Was aber von den Firsten im Kelche des Geistes gilt, das macht sich auch bei gewöhnlichen Wesen geltend, nur dass hier wegen des geringem Wertes der Leistung' die Beeinträchtigung geringern Bedenken begegnet. Was ist aber in unserm Fall der höhere Zweck, um deswillen der freien Individualität des Predigers Schranken gezogen werden? Wieder die Aufrechterhaltung der Normallehre aus dem .sechzehnten Jahrhundert.

Nun ist gewiss die Erhaltung und Verteidigung dieser Lehre eine sittlich-religiöse Notwendigkeit für jeden, der von ihrer ewigen und unwandelbaren Wahrheit ehrlich überzeugt ist. Aber wie verteidigt man sie? Man sollte doch bedenken, dass die Wahrheit ihre eignen Mittel hat, sich durchzusetzen, dass sie stark genug ist durch die Macht des

Gedankens und keine Schutzparagrafen braucht, weder von weltlicher noch geistlicher Obrigkeit. Die Wahrheit ist stolz und verachtet jegliche fremde Hilfe; sie will nicht einsam im Tempel thronen, von dem dienstbereite Hände alle ändern Meinungen ausschließen. Sie schreit nach den Irrtümern: her mit euch, dass ich kämpfe und siege. Wenn sie das nicht tut und feige ist, dann weiß man gleich: das ist nicht die Wahrheit. Wahrheit muss kämpfen und siegen, das ist ihr Wesen, sonst wäre sie es nicht.

Darum soll man der Wahrheit ihr eignes Element lassen, das der Denkfreiheit, in dem sie früher oder später mit göttlicher Notwendigkeit sich durchsetzt. Nie aber soll man, aus törichtem Kleinglauben an ihre Siegermacht, in ihrem Namen das an Ketten legen, was größer ist als alle theoretische Richtigkeit, die Macht der begeisterten Persönlichkeit, die mächtiger und sieghafter als alles Andre für das Reich Gottes kämpft.

“Wonach bemisst sich die Wirkung, die ein Prediger ausübt? Nach dem Grad seiner Übereinstimmung mit einer Lehrnorm, oder nach dem Grade seiner persönlichen Begeisterung? Wenn hundertprozentige Orthodoxie aus einem schläfrigen Mann tröpfelt, so werden die Zuhörer schlafen; hingegen wenn ein feuriger Geist, der alles erst noch suchte mit heißem Bemühen, ja, der begeistert von Irrtümern überströmte, ganz so, wie er ist, sich gäbe, mit aufrichtigem Herzen, würde er nicht mehr wirken? Geistige Bewegung, auch die auf falschen Bahnen, ist immer besser als träge Ruhe, denn nur durch Erlebnisse kommt der Einzelne und das Reich Gottes vorwärts; ja man kann sagen: durch jedes Erlebnis. Es muss nicht immer etwas so genanntes Gutes sein, d. h. dessen Folgen der kurzsichtige Mensch gerade bis zu einem Punkt nachsehen kann, der ihn befriedigt; die Folgenreihe ist --unendlich für den Menschenblick, und vertrauen, dass alles zu einem guten Ziele führt, heißt an eine göttliche Weltordnung glauben. Also etwas „Gutes“ braucht es nicht zu sein, aber etwas Lebendiges muss es sein. Jede zunächst rein natürliche Lebensäußerung entwickelt das Wesen des Menschen. Dies natürliche -Erlebnis muss zum geistigen werden; und das kann nur geschehen, wenn das Geistige, dessen Keim im natürlichen Menschen schläft, in ihm geweckt und befähigt wird, etwas erleben zu können. Eben dies Wecken ist Sache der Predigt. Was heißt aber aufwecken? Der trägen Menge eine kraftvolle Persönlichkeit vor Augen stellen. Die Menge ist Herde und braucht Hirten, Autoritäten, aber kraft- und lebensvolle. Darum muss ein Prediger vor allem ein Mann sein, in dessen Nähe man nicht geistig schlafen kann, sondern geweckt wird und geistige Erlebnisse bekommt. Sind diese einmal da, dann mag man es Gott zutrauen, dass er den Menschen, den er einmal gefasst hat, auch dahin bringt, wohin ihn keine Logik und keine Beredsamkeit eines Menschen bringen kann: den innern Zusammenhang zwischen seiner Natur und seinem Geschick, zwischen, seinen Fehlern und seinem Leiden zu erkennen und den Weg zur Erlösung zu begreifen und einzuschlagen.

Das Positive sodann, was zu dem Negativen der Erlösung dazukommen muss und wiederum durch die Predigt angebahnt und unterstützt, nicht aber direkt bewirkt werden kann, ist die Heiligung. Jeder Mensch soll den eigenartigen Gottesgedanken, der in ihm liegt, nach allen Seiten, im Denken wie im Wollen, zur Darstellung bringen. Dazu kann die Predigt mit helfen. Man braucht nicht alles mit Haut und Haar zu „glauben“, was der Pfarrer sagt, sondern man soll etwas innerlich zu verarbeiten bekommen: das Eine assimiliert man und das Andre wirft man wieder aus, wie es in der ganzen Welt beim Wachsen des Organischen Sitte ist. Darum ist es auch ein unverständiges Gerede, dass eine Gemeinde vergewaltigt werde, wenn sie einen Pfarrer habe, der moderner oder altgläubiger ist als sie.

Freilich in diesem Sinn des Treibens und Helfens zu einer originalen Gottseligkeit wird die

Predigt nur selten auf gefasst. Nach dem Spruch: es ist kein Pfäfflein noch so klein, es möchte gern ein Pöpstlein sein. Für all die Myriaden von Myriaden hat man nur ein Prokrustesbett, will alles zu einem religiös-dogmatischen Typus überein zwingen. Was der göttliche Künstler zu reichster Mannigfaltigkeit angelegt hat, das arbeiten seine unbescheidenen Handlanger zu einerlei Fabrikware zusammen. Sie wollen es, aber sie können nicht; Gottes Material ist härter, als man meint, und widersteht solcher Bearbeitung, nur die p» Handlanger werden dabei zu Schanden. Die Folge dieser Praxis sehen wir heute als Tatsache vor Augen: es laufen alle davon, die sich von Gott nach anderem Typus als dem für normal erklärten geschaffen fühlen, es bleiben nur die verhältnismäßig Wenigen, die zufällig diesen Typus haben, und mit ihnen allerdings die Masse derer, die noch zu unentwickelt sind, als dass sie ihr eigenes Wesen erfasst hätten.

Was hat aber die Kirche von denen, die ihr eigen Selbst nicht kennen und still zufrieden im Schatten der Kirche schlafen? Man kann sich denken, wie klein die geistige Kraft bei ihnen ist. Was sonntags diese Scharen zur Kirche führt, das ist selten ein kräftiger Geisteshunger, sondern meist stumpfe Gewohnheit, die Ar Stündchen absitzen will, aber nicht mehr. Es ist •ja auch das allgemeine Bestreben, diese kirchliche Lauheit anzuwärmen, den Eifer zu heben. Aber nie sagen sich die geistlichen Väter: wir selbst werden wohl schuld sein! liegt vielleicht in der Nahrung, die wir reichen, der Grund, dass die Kindlein so wenig davon begehren? Sondern nur: wir wollen eifriger werden, wollen mehr zureden, mehr nötigen. Und so kommt die Kirche dazu, sich geradezu wegzuwerfen wie ein alterndes Weib. Vor allem heißt's: die Jugend gewinnen, auf der die Zukunft ruht. Aber wie gewinnen? natürlich durch möglichst viel Unterricht. Ein Drittel des Unterrichts in den Volksschulen betrifft die Religion. Nach der Schulentlassung nur möglichst lange die Jugend zu den Katechismusbelehrungen beiziehen. Früher konnte man sie zwingen mit sechs Batzen Strafe; da mussten sie schon sich stopfen lassen, obzwar sie gar nicht fett davon wurden. Heute gehört's zu den größten Sorgen des Geistlichen, durch welche Mittel er die jungen Schäflein um sich .versammeln möge, und zu seinen größten Schmerzen, dass es eben gar nicht gehen will. Aber über solchen Misserfolg kann niemand verwundert sein, wenn er weiß, dass in diesen Stunden eben immer wieder das Gleiche vorkommt, was schon jahrelang vorher in der Schule da gewesen war. Dazu das Lehrbuch, die so genannte Kinderlehre! Es ist am besten, nichts über dieses Buch zu sagen; mit Ausnahme der Rechtgläubigkeit, die nahezu tadellos ist, entspricht es weder grammatisch noch stilistisch noch logisch noch systematisch noch ästhetisch den billigst gestellten Anforderungen. Von manchen Ungeheuerlichkeiten, z. B. der Behauptung, dass die Säuglinge schon glauben könnten, sowie einer Stelle im sechsten Gebot mit ihrer geschmacklosen Nacktheit ist es gar nicht zu begreifen, wieso man sie Jahrzehnte-, nein jahrhundertlang dulden .konnte. Solange dies so weiter geht, wird der Prediger seine Zuhörer der Gewohnheit und dem Mitleid verdanken. Ja dem Mitleid. So weit ist es gekommen, dass die Kirche, die ihrer Idee nach aus große m gewaltigem Mitleid herabsteigt zu den Mühseligen und Beladnen, welche in Kampf und Gemeinheit des Lebens nach Erhebung seufzen, nun selbst zur Armseligen geworden ist, der man halb aus Gewohnheit, halb aus Gutherzigkeit ein Stündchenalmosen spendet. Jeder Pfarrer weiß, wie weit im Volke die Ansicht verbreitet ist, dass man dem Pfarrer durch Kirchenbesuch einen Gefallen erweise und durch Wegbleiben einen Streich spiele. Ich kannte einen Wirt und Dorfgewaltigen, der immer dann, aber auch nur dann, dem Pfarrer und seinem Herrgott im Gotteshaus die Ehre des Besuchs schenkte, wenn in der Woche vorher der Pfarrer wenigstens einmal bei ihm im Wirtshaus war. Man konnte beliebig die Probe machen. Das sind nicht etwa vereinzelt Ausnahmen. Das Volk sagt damit klar: die Kost schmeckt mir nicht. Will etwa jemand einwenden: Dem verderbten natürlichen Menschen schmeckt freilich das ernste Wort Gottes nicht! so sage ich: .Nein, wo dem Niederträchtigen das Hohe, Göttliche echt und gewaltig

und unerwünscht entgegentritt, da kann es seinen Hass erwecken, nimmermehr aber Gleichgültigkeit. Dann ist das Göttliche echt, wenn alle redlichen Gottsucher in freudige Aufregung, die ändern aber in Zorn geraten.

Wie unbegreiflich unpsychologisch denkt doch die Kirche! und wundert sich dann, dass es bergab mit ihr geht. Da läuten landauf landab zweimal in der Woche alle Glocken breit und lang zu so genannten Wochengottesdiensten, Betstunden, Bußtagen, Apostel und Marientagen. Die Leute hören sich rufen, zehn Minuten lang, aber zu kommen fällt ihnen nicht ein, in sehr vielen Gemeinden nicht einem einzigen, so dass oft genug der Pfarrer allein mit Organist und Messner die Apostel ehrt, oder diesen Amtspersonen, deren Gegenwart bezahlt ist, Busse predigt. Glückliche, wem noch ein altes Weiblein, oder zwei, bunte Reihe machen

Warum schafft man diese nicht mehr zeitgemäßen Einrichtungen, die das Ansehen der Kirche nur mindern können, nicht einfach ab und gibt dafür den Gemeinden das Recht, derartige Vorträge vom Pfarrer zu erbitten, sobald sich zu solcher Bitte - ich will nicht sagen fünfzig oder vierzig, sondern auch nur fünf Gerechte zusammenfinden. Aber wie dort in Sodom —: an vielen Orten wären's nicht einmal fünf.

Fürwahr, wer neben dem traurigen Tiefstand des öffentlich-kirchlichen Lebens die Weisheit betrachtet, mit der die Kirche ihm begegnet, dem könnte wohl der Schreck in die Glieder fahren: wie? ist es wirklich schon so weit? gießt Gott schon die Zorneschale aus? Quem deus perdere vult, prius dementat.

Und doch ist's noch immer wohl Zeit für die Kirche, und wenn sie bedenkt zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dient, dann wird man alle die zerstreuen und streiterweckenden Fähnchen verlassen, die nur von Menschen aufgerichtet sind, und wird sich versammeln zu dem, der gesagt hat: Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete.

Ist es denn gar so schön, geistige Sonderbündelei zu treiben, jede andre Auffassung von Gott und Welt sich vom Leib zu halten, nur den als Bruder zu erkennen, der Ja sagt, wo man selbst Ja sagt?

Ist das so unwiderstehlich schön, dann freilich müsste Jesu Wunsch, dass Ein Hirt und Eine Herde sein soll, noch länger zurückstehen; denn jener Einheit, die die Hauptströmung der Kirche noch immer meint, der Einerleiheit des Denkens, widerstrebt der Gott, der diese Welt regiert. Wie ist die Kirche schwach geworden bei diesem Streiten wider Gott und Christus! Muss sie noch schwächer werden, bis sie endlich einsieht, dass es so nicht sein soll; dass es genug sei für den Christen an dem, was Christus selbst von seinen Jüngern verlangt: Gehorsam gegen seine Gebote?

Es ist ein grausames Beweisverfahren, das die Logik der Tatsachen am Leib der Kirche vollzieht; hoffe, wer kann, dass noch Weisheit da ist, die den Tatsachen vorausschaut, und dass die Kirche auf den Schluss des Beweises verzichtet, um bekehrt zu neuem Leben aufzublühen.

Alarm

Es war eine besondere Gefälligkeit des Herausgebers, dass Oskar Mosers Arbeit sofort im Kirchenblatt erschien; denn kirchliche Blätter sind wohl noch mehr als andere immer mit Stoff überlastet, da die Pfarrer besonders viel Zeit, Lust und Fähigkeit zum Schreiben haben. Die Artikel fanden eine gewisse schläfrige Beachtung; im Allgemeinen dachte man: das wissen wir ja, das ist nichts Neues. Immerhin sprach man darüber. Wenige hatten ungetrübte Freude daran, Viele fanden das Gesagte übertrieben oder rümpften die Nase über die „pathetischen Deklamationen“. O. dachte der Verfasser, wenn ihr wüsstet, wie sehr ich, um desto eher zu wirken, mich gezwungen habe, zu untertreiben! und wie viel weniger euch mein kalter Sarkasmus gefiele, als mein wohlmeinendes Pathos! Stab Wehe wird's euch vielleicht lehren. Sehr pfiffig zogen sich die ganz Orthodoxen aus der Sache: also solche Erfahrungen und Beobachtungen machen die modern gesinnten Pfarrer in ihren Gemeinden?! das wundert uns auch gar nicht; aber wir genuinen Lutherleute mit unsrem reinen Gotteswort ...! bei uns steht alles herrlich. Kurz, der Erfolg war natürlich ungefähr null. Denn Körperschaften, die auf dem Holzweg sind, krepieren lieber, als dass sie umkehren.

So war es also Zeit für den Stab 'Wehe; es dauerte auch nicht lange, bis ihm, wie er sagte, die Galle überlief und ihn in die nötige Stimmung versetzte. Der erste Artikel gab wieder eine Darstellung des kirchlichen Elends, aber nicht mehr mit dem warmen Besserung heischenden Pathos des Freundes, sondern mit der kalten schonungslos ätzenden Schärfe des Feindes und Verächters; als solchen fühlte er sich Oft genug, wenn er besonders zu spüren bekam, wie die Kirche nicht allein ihn und seinesgleichen, sondern die Religion selbst misshandelte. Im zweiten Artikel wurde nach den Veröffentlichungen des Amtsblattes die konsistoriale und synodale Regierungstätigkeit des letzten Jahrzehnts auf den Begriff gebracht, indem die einzelnen Akte in bestimmte Kategorien gesammelt wurden, von den größten und zugleich in seinem Sinn verderblichsten, der Maßregelung Fortschritt fordernder Pfarrer, bis zu den zahlreichen kleinen und nichtigen, z. B. Erlaubnis zur Einschlebung belanglosester Worte ins öffentliche Kirchengebet, oder Empfehlung bestimmter Geschäftsfirmen für kirchliche Bedarfsartikel. Als Ergebnis der kunstvollen Gruppierung zeigte sich ein äußerst komisches Missverhältnis zwischen den Riesenaufgaben und den winzigen Taten des Jahrzehnts. Eine besondere, geradezu infernalische Beleuchtung erfuhr die kirchliche Finanzpolitik, die schon Schmäher seinerzeit durch einige kecke Streichhölzchen erhellt hatte. Nirgends wurden gefährliche positive Behauptungen gewagt, die so schwer zu beweisen und so leicht zu bestrafen sind und so prompt verklagt werden, in dieser Zeit der reichlichen Fäulnis. Denn je verfault eine Institution ist, desto weniger können ihre Träger und Nutznießer hören, ohne beleidigt zu sein, und desto eifriger gehen sie zum Strafrichter, der den angenehmen Grundsatz hat, einem jeden Biedermann jegliche Tugend solange unweigerlich schriftlich zuzuerkennen, als nicht das Gegenteil zwingend bewiesen ist. Aber trotz dieser erzwungenen Zurückhaltung verstand er es, durch die einfache kalt wissenschaftliche Bloßlegung des Kausalnexus, durch Aufzeigung der notwendigen oder wenigstens leicht vollends herbeizuführenden Folgen, die mutmaßlichen Absichten, die er nicht nennen durfte, hervorleuchten zu lassen, — sapienti, immo stultissimo, sät. Das Ganze strotzte derart von Witz und Sarkasmus, dass es auffallen musste, selbst wenn es nur gegen einen unbedeutenden Privatmann gerichtet gewesen wäre.

Von der sozialdemokratischen Redaktion kam umgehend folgende Antwort.

„Große n Dank, werter Herr, für die stattlichen Bomben, die nicht verfehlen werden, im Palast der Kirchenfürsten Schrecken zu verursachen. Das kommt mir sehr gelegen. Ich rechne

es zu den Pflichten meines Berufs, von Zeit zu Zeit meine Leser durch eine kleine Anrempelung der Klerisei zu erfreuen. Da ich nun in diesem auch für mich süßen Vergnügen mich etwas unvorsichtig übernommen habe und infolge davon durch Richterspruch, wie Sie wohl wissen, ein paar Wochen Ferien verordnet bekam, so halte ich es, nunmehr wieder zurückgekehrt, natürlich für anständig, mich für genossene Kost und Wohnung erkenntlich zu zeigen, wozu ich Ihre Artikel wohl brauchen kann. Sie atmen den wilden Grimm des „Sklaven, wenn er die Kette bricht“, und sind doch auch im Hinblick auf den Strafrichter so wunderbar gebändigt, das unser Rechtsanwalt nichts zu beanstanden oder zu mildern gefunden hat. Nur zu einem Punkt muss ich noch etwas verlangen, ehe die Bombe platzt.

Ich wusste ja vorher schon, dass das wahr ist, was Sie über die Abneigung vieler Pfarrer gegen die Verlesung des Apostolicums und über ihre ungesetzlichen Freiheiten im Gebrauch der kirchlichen Formulare sagen. Die Spatzen pfeifen's von den Dächern. Es könnte aber doch sein, dass das Konsistorium noch nichts davon wusste und wegen Beleidigung der Pfarrer oder auch der Aufsichtsbehörde Klage erheben würde. Dann hilft mich ein Wechsel auf besagte Spatzen nichts, sondern ich muss, wie immer bar bezahlen, entweder mit Gefängnis oder mit einem tadellosen juristischen Beweis. Sorgen Sie mir also, bitte, für letzteren, indem Sie sich ein paar beweisende, vor Gericht reproduzierbare Geständnisse von Kollegen verschaffen. Ich weiß, unter sich sind die Herren freimütig, und ein Schaden wird ihnen ja nicht erwachsen, da sie zu viele Mitschuldige haben und überdies der Prozess, wenn ich mich solvent zeige, nicht über die Voruntersuchung hinauskommen wird. Besuchen Sie mich doch hier, damit ich mündlich von Ihnen die Sachen hören und ohne Verletzung des Redaktionsgeheimnisses mich auf Sie berufen kann. Jeden Dienstagabend hin ich im literarischen Verein bei Humpelmaier, wo Ihr Freund Schall Sie einführen kann. Sie sehen, ich kenne Sie schon und freue mich, Ihnen auch mündlich meine Hochachtung ausdrücken zu können.

Ihr ergebener Hartneck.”

Der Redakteur hatte richtig vorausgesehen. Die Artikel waren gerichtlich unangreifbar, nur jener eine Punkt schien möglicherweise eine Blöße zu bieten. Mit höhnischer Ironie beklagte der Verfasser, dass die Bekenntnistreue der evangelischen Geistlichkeit bedenklich die Schwindsucht habe; besonders stark nach Schimmel duftende Dogmen werden einfach unterschlagen und die vorgeschriebenen Kirchengebete und Formulare eigenmächtig kastriert. Viele Geistliche verschmähen es grundsätzlich, das Apostolische Glaubensbekenntnis in den Mund zu nehmen u. s. w. Dann hieß es: „Weiß die Oberkirchenbehörde von diesen Dingen, die alle „Welt sonst kennt? Das weiß man nicht. Nur so viel weiß man bisher, dass sie wissen kann, dass man nicht wissen kann, ob sie es weiß. Von heute an aber, da sozialdemokratische Aufklärung ihr ein Licht aufgesteckt hat, wissen wir, dass sie es wissen muss, und sind begierig, wie sie besagtem Gräuel an heiliger Stätte steuern wird.“

Moser hatte hiebei so gerechnet; Entweder schweigt die Kirchenregierung, dann ist jenes bisschen gestohlene Freiheit legitim, und die Revolution im Finstern kann weiter gehen; oder die Behörde verbietet ausdrücklich jenen Schmuggelweg zwischen der Scylla orthodoxer Rückständigkeit und der Charybdis der Heuchelei, dann wird die Unzufriedenheit, welche das Verbot bei der Mehrzahl der Geistlichen erregen muss, die Grundlage für weitere Vorstöße abgeben.

Beide Wege schienen dem Konsistorium fast gleich verhängnisvoll. Dazwischen aber lockte ein dritter, sehr bequemer, von dem nur ungewiss war, ob nicht die Vorsicht des Feindes ihn ungangbar gemacht hatte, die gerichtliche Klage wegen Beleidigung; denn den Geistlichen war doch Pflichtwidrigkeit und ihren Vorgesetzten nachlässige Beaufsichtigung vorgeworfen.

Man versuchte diesen Weg, und Hartneck erzählte bei seiner Vernehmung, er habe die berichteten Tatsachen im literarischen Verein von Pfarrer Moser aus Markrode gehört; nannte auch die Namen mehrerer Geistlichen, von denen Moser gesprochen habe und auf deren Zeugnis er sich berufe.

Zwei Tage später wurde Moser vor das Dekanatamt vorgeladen.

Boner empfing ihn mit dem hoheitsvollen Ernst des Untersuchungsrichters.

„Sie waren am 2. und 3. August in Urlaub in der Residenz?“

„Jawohl.“

„Sie waren da im literarischen Verein bei Humpelmaier?“

„Allerdings, Herr Stadtpfarrer.“

„Da sollen Sie ganz ungeschickte Äußerungen getan haben. Wussten Sie denn nicht, dass auch ein sozialdemokratischer Redakteur anwesend war?“

„O ja, wir waren einander vorgestellt.“

„Aber wie konnten Sie dann so unvorsichtig sein! Dieser Hartneck hat Ihre Indiskretionen brühwarm in seinem Blatt verwertet!“

„Ich habe nur nachweisbar wahre Dinge gesagt, und ich denke: was wahr ist, darf man unter Ehrenmännern immer sagen. Denn entweder sind die Sachen gut, dann ist's ja gut; oder sie sind nicht gut, was ja immer und überall vorkommen kann, dann wünschen die Ehrenmänner die Übelstände abzustellen, und hiefür kann das Licht der Öffentlichkeit nur zuträglich sein.“

Hierauf hätte sich wohl etwas erwidern lassen aber Boner war nicht auf der Höhe und wusste nichts. Er schwieg einen Augenblick.

„Ich glaube doch, dass Sie nicht taktvoll gehandelt haben. Sie sollen auch einige Kollegen kompromittiert haben. Welche waren dies?“

„Wenn das wirklich kompromittiert war,“ erwiderte Moser lächelnd, „so müsste ich ja jetzt, dem Vorgesetzten gegenüber, erst recht schweigen.“

Boner ärgerte sich. „Nun so will ich Ihnen die Namen nennen: Schmär, Winner, Haller, Richter. Stimmt das?“

„Jawohl. Ich könnte auch noch mehr Namen nennen.“

„Gut. Ich habe den Auftrag, Ihnen für das Vorgefallene einen Verweis zu erteilen.“ Er nahm

ein amtliches Schreiben zu sich und suchte die Stelle. „Mmm . . . sich bestätigt . . . , so vermag das Konsistorium dieses Verhalten des Pfarrer Moser nur einem bedauerlichen Mangel an richtigem Verständnis auf Seiten desselben für die ihm als Geistlichen unserer evangelischen Landeskirche obliegenden Rücksichten zuzuschreiben, und will man demselben eine ernstliche Missbilligung seiner Äußerungen ausgedrückt und für die Zukunft eine taktvollere Zurückhaltung anempfohlen haben. Bitte wollen Sie die Eröffnung hier bescheinigen.“

„Sehr gern, Herr Stadtpfarrer. Aber der Wahrhaftigkeit soll das Taktgefühl doch wohl nicht übergeordnet sein?“

Boner war wieder überfragt, rettete sich aber nicht übel in steifamtliche Zugeknöpftheit.

„Ich hatte Ihnen diesen Verweis zu eröffnen. Wonach sich zu achten. Adjö.“

„Adjö.“

Disputation

Dicht bei dem Städtchen Mittelberg steht auf einem Hügel die kleine altertümliche Friedhofkapelle. Romantisch lag sie da, inmitten der Gräber, im hellen Strahl der Morgensonne, als Moser am Tag der Disputation heraufkam.

Noch war niemand da, obwohl es schon neun Uhr geschlagen hatte. Vermutlich saßen die Kollegen noch unten im „Bären“, um sich beim Schoppen von den Mühen des Marsches zu erholen. Aber das Gesäuf am frühen Morgen schon liebte Moser nicht. - So Spazierte er zwischen den Kreuzen und Malsteinen umher und stand auch lange an dem frischen Grabhügel des alten Dekans. Hier also faulte der Leib, der an den sparsamen Mahlzeiten der Frau Dekan sich so sehr erlustert und seinen Herrn, den Geist, so mit Gewissensqualen erfüllt hatte. Ob ihm jetzt wohler war, dem freigewordenen Geist? Wenn er wirklich noch lebte, irgendwo im Jenseits, warum stillte er nicht den eigenen Bekehrungsdrang, indem er dem ungläubigen jungen Freund ein Zeichen seines Fortlebens gab? Freilich, tausend Gründe konnten ihn abhalten. Was liegt überhaupt an unsrem Wissen und Glauben? Dass wir im Dunkel tappen, das soll wohl gerade sein.

Es schlug schon halb zehn. Moser wunderte sich über den Verzug. Der alte Dekan hatte große Pünktlichkeit gefordert und auch durchgesetzt. Vielleicht gerade deshalb machte es Boner Spaß, den neuen Kurs zu markieren. Vielleicht auch konnte er nicht genug bekommen an dem Vergnügen, mit recht vielen Kollegen leutselig zu sein (wie er nämlich glaubte, die Kollegen nannten es „Sichaufspielen“) und die allerdings vorerst nur zart angedeutete Devotion ihres Benehmens zu genießen.

Endlich kam's, schob wie eine dunkle Wolke sich durchs Friedhofstor herein, langsam, feierlich, unheilschwanger, ein geistliches Dutzend; in ihrer Mitte imperatorisch stolz der Dekanatsverweser. Feierlich und unheilschwanger war auch sein Gesicht, wie das der Mehrzahl. Man grüßte den Disputator zurückhaltend. Kur Hallers Augen glänzten in vergnügt boshafem Einverständnis, als er ihm die Hand schüttelte; auch Winner grüßte lächelnd in seiner freundlich schweigsamen Art, und der stattliche Schmärling klopfte Moser jovial auf die Schulter mit des alten Frundsberg Worten: Mönchlein, Mönchlein, du gehst

einen schweren Gang.

Man trat gemächlich in das Kirchlein ein, das die Versammlung mit dämmriger Kellerkühle umfing, Boner nahm den Taufstein als Präsidialtisch; vor ihm war für die zwei Protokollführer — die zwei Jüngsten mussten dies Amt übernehmen — ein anderes Tischchen aufgestellt; die übrigen Pfarrer machten sich's in den benachbarten Kirchenstühlen bequem.

Man plauderte noch zu Zweien und Dreien miteinander, da erhob sich Boner schweigend in Bonapartes Schlachtenlenkerhaltung, die Arme vor der Brust gekreuzt. Man merkte das Zeichen und verstummte ziemlich rasch. Noch einige Sekunden ließ der Held in unveränderter Haltung die Blicke umherschweifen, dann begann er.

„Stolzer und frecher als jemals, meine Herrn hat in unsrem nun zu Ende gehenden Jahrhundert der Unglaube sein Haupt erhoben. Mag auch gerade in unsern Tagen ein trügender Schein größerer Freundlichkeit, Wertschätzung und Ehre von Seiten der Welt auf uns fallen, weil so manches mutig fromme Wort aus hohem Munde uns höhere Achtung verschafft, wir verschließ en uns doch der ernsten Wahrheit nicht, dass der ganze Geist dieser Zeit nicht der unseres Herrn und seiner Kirche ist, dass diese Welt voll Unglauben uns feindlich ist. Wir können das tragen und kämpfen getrost den Kampf, der nach Gottes Verheißung enden wird und muss mit unsrem Sieg.

Aber schwerer, als an dem Unglauben, der draußen uns feindlich gegenübersteht, tragen wir an dem verlarvten Unglauben, der in unsrem eigenen Lager schleicht, der unter dem Vorwand der Weiterentwicklung die Grundlagen zerstört, auf denen unser heiliger Glaube ruht. Fast möchte man es freudig begrüßen, •wäre es nicht so erschreckend und traurig, wenn solcher Unglaube die Maske einmal fallen lässt und nackt, so wie der Geist unsrer heutigen Thesen, vor uns hintritt. Diese Sätze eines unsrer — „fortgeschrittensten“ jungen Amtsbrüder, von dem wir uns nur wundern müssen, dass er ein Amtsbruder, ja überhaupt ein Mitchrist sein will, erklären ja allem, was uns heilig und teuer ist, den Krieg. Den ernsten Krieg! Denn das ist nicht mehr ein friedliches Turnieren, ein freudig spielendes U eben unsrer Kraft, wie sonst,— das ist ernst! Diesen ernsten Krieg nehmen wir auf.”

Boner setzte sich nach dieser Einleitung und ergriff das Papier, auf dem er nach den vorher eingesandten Gegenthesen der Pfarrer seinen vorbereiteten Schlachtplan verzeichnet hatte. Moser bat ums Wort.

„Das ist kein anderer Krieg, meine Herrn,” begann er leicht nach Boners schwerem Pathos, „als der Krieg, der die einzige Form alles geistigen Lebens ist. Unser geistiger Besitz gleicht nicht einer Truhe voll fertig geprägter Goldstücke, die wir einmal errafft haben und nun nach Art eines Geizhalses dann und •wann uns oder Ändern vergnügt vorweisen, und die ich jetzt etwa Ihnen rauben oder als unecht hinstellen möchte. Sondern unser Geist ist — eben Leben, das .wie das körperliche durch “Wechselwirkung mit fremden Leben sich entzündet und fristet und durch die Reibung stärker, lebhafter, reiner, komplizierter und vollkommener wird. Wenn meine Ideen Sie gründlich aufwühlen, — sehr ehrenvoll für mich! — so danken Sie mir's und .freuen Sie sich über die Steigerung Ihres geistigen Lebens.

„Dann hat unser Vorsitzender sich auch gewundert, dass ich noch Amtsbruder, ja auch nur Mitchrist sein wolle. Nun, meine Herrn, wir sind auch alle Deutsche, obgleich wir mit Vielem in unsrem Deutschen Reich hoffentlich recht unzufrieden sind. Und wenn unser Volk noch

tiefer versänke in Knechtseligkeit und Niedertracht, — Deutsche blieben wir doch! wir würden noch stärker leiden unter der Verkommenheit und stärker nach Wiedergeburt ringen; aber gehen —, den Staub von unsern Füßen schütteln, wollen wir nie. Und ebenso in der Kirche.”

„Das ist doch eine andre Sache,” murrte Boner, „die Nationalität ist nicht in dem Mass Sache-freier Entschließung wie die Religion.”

Aber Moser beharrte: „Pietät und Klugheit halten. uns fest; hier wie dort.”

Boner wollte das letzte Wort haben. „So, so, Klugheit!” machte er höhnisch. „Aber Pietät kann ich nicht bei Ihnen sehen.”

„Nicht?! weil ich auf die Schäden, die toddrohende Krankheit der Kirche hinweise? Nun, das sind schlechte „pietätvolle” Freunde, die das arme blasse Krankengesicht nur schminken können. Eine reelle Pietät sucht die Wurzel des Übels zu erforschen, und das können wir heute zusammen tun.”

„Wir schminken nicht!” eiferte Boner, „sondern Sie besudeln!”

An der Unruhe und dem Murren der Kollegen, die doch auch zu Wort kommen wollten, merkte Boner, dass er in einer keineswegs musterhaften Art, die Disputation zu leiten, begriffen war. Er ging daher schnell zum Programm über, indem er echt Vorgesetztenmassig seinen Rückzug maskierte.

„Aber ich kann Ihnen nicht länger in dieser Weise das Wort lassen. “Wir müssen zur Sache kommen. Da bitte ich vor allem die Herren, sich über den Eindruck der Thesen im allgemeinen zu äußern. Entschieden erbaut von diesen Thesen war nur Pfarrer Haller ...”

„Natürlich!” grollte die Stimme Mensings dazwischen,

„ ... “Wenn Sie sich darüber äußern wollen —!”

Haller lächelte. „Nun die Thesen werden sich ja durch den Verlauf der Disputation selbst loben oder tadeln. Ich finde, dass Sie jedenfalls nicht nach der bekannten Schablone gemacht, sondern aus eigenem Denken geboren sind; dazu klar und scharf gespitzt. Man wird disputieren können.”

Boner machte ein verächtliches Gesicht und fuhr wie nach einer kleinen störenden Unterbrechung fort.

„Dagegen hat man sich sonst fast allgemein mehr oder minder missbilligend über die Thesen geäußert. Man fand sie untheologisch, naturalistisch, ja sozialdemokratisch. — Herr Pfarrer Mensing!”

Mensing erklärte sich einig mit dem Vorsitzenden in der Verwunderung darüber, dass solche Thesen von einem Diener der Kirche herrühren und klagte über maßlosen Radikalismus und ausschließliche Negation. In dem ganzen Machwerk komme, wie im Buch Esther, der Name Gott nicht vor. Mensing war nämlich auch wilder Antisemit und Verächter des Alten Testaments, wobei er nicht bedachte, dass das Neue Testament ganz ebenso semitisch ist.

Dann wurde Hummel aufgerufen, der Devotionsstreber, wie ihn Hall er nannte, der aber auch die Gegner, in seltsamem Widerspruch zu seinen rohen Gesichtszügen, mit fast devoter Höflichkeit behandelte. In der Überzeugung, dass unter allen nach oben wohlgefällig wirkenden Spezialitäten die Bekämpfung der Sozialdemokratie am wohlgefälligsten sei, hatte er sich viel mit dieser beschäftigt und konnte daher Manches über die „materialistische Geschichtsauffassung“, die er auch bei Moser nachwies, vorbringen.

Endlich kam noch der gelehrte Gschwindle zum Wort, der den Thesen den Vorwurf der Unvollständigkeit machte. Verbindlich lächelnd tummelte er das muntere Rösslein seiner Beredsamkeit, dem man es anspräche, dass es den ganzen Tag so traben konnte, ohne erschöpft zu werden. Er erwähnte einzeln sämtliche seit der Apostelzeit geprägten Begriffe und feinen Unterscheidungen, die nach seiner Ansicht wohl auch hätten beigezogen werden dürfen.

Moser erwiderte: „Ich kann mich über das bisher Gehörte kurz fassen, da ich fast durchweg einverstanden bin. Es waren ja noch keine Widerlegungsversuche, sondern Charakterisierungen, denen ich trotz meiner Bescheidenheit nicht widersprechen kann. Die Thesen sind „untheologisch“, d. h. abseits von der in der Theologie breitgetretenen Heerstrasse. Sie sind „naturalistisch“, — in Vieler Augen ein schreckliches Prädikat! ich empfinde es als Lob: der Natur der Dinge entsprechend gedacht.

„Unvollständig“ nannte dann Herr Gschwindle meine Arbeit. Nun ja: er hat die Betrachtungsweise des gelehrten Historikers, für den alles wichtig ist; für jeden Ändern aber, welcher einen eigenen Standpunkt hat, schieben sich bestimmte Begriffe und Verhältnisse in den Vordergrund, während andere zurücktreten und als ganz unwesentlich beiseite bleiben

Materialistische Geschichtsbetrachtung, Herr Hummel, ist ein Schlagwort, das ich nicht liebe. Es bezeichnet eine Einseitigkeit, die nach der entgegen gesetzten Einseitigkeit sehr heilsam war; die Wahrheit liegt in der Mitte: am Anfang der Kulturentwicklung ist überall das Materielle das fast allein Bestimmende für den Menschen; je höher die Kultur steigt desto wirksamer und bedeutungsvoller werden die idealen -Werte. Aber heute steht in dieser Hinsicht unsre Kultur leider noch sehr tief; nur die Eitelkeit der Heutigen und ihre Tugendheuchelei machen um diese Tatsache einen blauen Dunst, der aber von den Anhängern der materialistischen Geschichtsbetrachtung mit Recht aufgelöst wird.

„Herr Mensing endlich hat getadelt, dass ich den Namen Gottes nicht einmal erwähnt habe. Das finde ich fast naiv von einem philosophisch Gebildeten. Mit dem Wort Gott ist doch gerade so viel gesagt, wie in der Mathematik mit „x“, nämlich nichts, das Unbekannte. Von dem graubärtigen alten Mann an, den das Kind über den Wolken thronend vermutet, bis zu dem erhabenen, das All zusammenfassenden Gottesbegriff Spinozas, welche lange Leiter verschiedenartigster Vorstellungen, die alle denselben hohen Namen haben, lauter Dichtungen, die das bekannte Weltfragment kurzweg zu einem lückenlosen Ganzen abrunden sollen. Populär spreche ich immer von Gott, sogar vom Teufel, von dem die Meisten unter Ihnen aus schamhafter Aufgeklärtheit nichts wissen wollen. Aber philosophisch verzichte ich auf die Anlehen bei der dichterischen „Phantasie, um den festen Boden der Tatsachen nicht zu verlieren.“

Boner hatte bei diesem wichtigen Punkt in lebhaftem Eifer sich gleich anfangs erhoben. Jetzt suchte er den Disputator zu nackterer Aussprache zu provozieren.

„Ich mache darauf aufmerksam,“ rief er, „dass wir hier nicht Philosophen sind, sondern Theologen, Gottesgelehrte. „Wie sollte einem rechten Theologen Gott ein unbekanntes Ix sein. Ich fürchte, Herr Pfarrer Moser spricht nur um die Sache herum, um seinen Atheismus zu verbergen.“

„Atheismus,“ erwiderte Moser, „ist auch nur ein unklarer populärer Ausdruck. Übrigens fällt es mir nicht ein, meinen so genannten Atheismus zu verbergen.“

Jetzt stieß Boner den Zeigefinger mit Imperatorengestalt vorwärts gegen die Protokollführer. Das hieß ohne Worte: wird protokolliert! jetzt hab ich dich!

Um den Effekt zu vervollständigen, wollte er die Disputation abbrechen.

„Ich glaube, meine Herrn,“ rief er mit geblähten Backen und aufgerissenen Augen, „dass es unter diesen Umständen keinen Wert hat, fortzufahren. Mit einem Atheisten zu disputieren, kann man nicht von uns verlangen. Mit einem solchen Standpunkt verstehen wir uns nie!“

Aber Moser widersprach. „Ich bin doch der Ansicht, dass das nicht angeht. Ich habe nicht nur die Pflicht, sondern auch das Hecht, meine Thesen zu verteidigen.“

Auch Gschwindle meldete sich zum Wort. „Ich möchte ebenfalls dem Herrn Dekanatsverweser empfehlen, fortzufahren. Soll man sagen können, wir fürchten uns? Ich fürchte keinen noch so extremen Standpunkt, ja die extremen am wenigsten ...“

Mensing rief dazwischen: „Luther hat mit dem Teufel selbst gekämpft!“

„Überdies,“ fuhr Gschwindle fort, über den Teufelsgläubigen lächelnd, „ist es Vorschrift, dass die Disputation mindestens vier Stunden zu dauern hat.“

Letzteres wirkte bei Boner. Auch fiel ihm wieder ein, dass er ja als Vorsitzender glänzen wollte, was er bisher entschieden nicht getan hatte. Dass er mehr als eine Scharte auswetzen musste, fühlte er selbst.

So fuhr er denn fort. Und im weiteren Verlauf der Disputation erwarb er sich auch in hohem Grad seine Zufriedenheit. Denn es gelang ihm, eine solche Fülle von Missachtung und moralischer Entrüstung über den negativen Standpunkt Mosers zum Ausdruck zu bringen, dass er sich selbst ganz groß und glaubensheldenhaft erschien. Dass Moser ihm wiederholt mit Sarkasmen über den Mund fuhr und sein Benehmen mehr eines Großinquisitors als eines Oberdisputators würdig erklärte, konnte den Vorsitzenden Herrn nicht -massigen, sondern nur seinen Grimm erhöhen. Viel bescheidener waren die ändern Amtsbrüder, die zum Teil zwar mit großer Schärfe, aber in annehmbaren Formen die Thesen bekämpften.

Ein Resultat des Streits kam natürlich nicht heraus. Am Ende der vier Stunden hatte Jeder noch ganz dieselben Ansichten wie vorher, etwas geklärt vielleicht durch, den Zwang der Aussprache, kaum aber bereichert durch. Aufnahme neuer Gedanken. Denn die Kunst, Andre zu verstehen und wirklich von ihnen zu lernen, geht den Meisten gleich, in den ersten Jahren nach Verlassen der Universität gänzlich verloren.

Immerhin waren durch die Disputation anständige Diäten und ein solennes Mittagessen verdient, zu dem man jetzt gerne den hungrigen Leib ins Bärenwirthshaus hinab trug.

Boner verließ stolz wie ein Sieger das alte Kapellchen, den Schauplatz seiner mannhaften Glaubenskämpfe, und ließ sich die kostbaren Protokolle durch deren Verfasser bis an seine Haustüre nachtragen.

In seinem Amtszimmer erwartete ihn eine Überraschung: die Post hatte ein konsistoriales Schreiben gebracht. Gierig riss er es auf; sollte es schon seine Ernennung sein? Aber er zügelte sich sogleich. „Teurer Freund gebiete deinem Sehnen!“ so schnell kann es ja kaum gehen.

Dennoch! es war ein Dekret! aber ach! der Name Boner stand nicht darin, — Stadtpfarrer Stoll von Thaikirchen war der neue Dekan. Vernichtet lehnte der Enttäuschte sich auf seinem Sessel zurück, herabgestürzt von der Höhe seiner stolzen Träume, just im schmerzenden Augenblick. Er nahm das Schriftstück wieder zur Hand; ob er nicht falsch gelesen? Aber da stand's, klar und deutlich: Stoll! Und ein Aufzugstermin von nur vierzehn Tagen. Welche Eile! Und dem Dekanatsverweser Boner war aufgetragen, nur die allerdringendsten Geschäfte zu erledigen, alles Übrige aber dem Neuernannten zu überlassen. Boner merkte nicht, dass das auf die Disputation gemünzt war, die man so verhindern wollte; unwissentlich hatte Boner diesmal schneller geschossen als das Konsistorium. Aber er hatte nur Sinn für seinen Jammer.

Stoll! rief er zornig. Was mag das für ein elender Streber sein? Er schlug das Magisterbuch auf. Wehe! wehe! Acht Jahre war der Mann jünger und doch ihm vorgezogen! Da hieß es, jede Dekanatshoffnung für alle Zeit begraben.

Und er begrub sie. Still und in aller Eile, denn man wartete auf ihn mit dem Essen im Bären.

Natürlich dachte er nicht daran, die ändern Geistlichen sogleich zu benachrichtigen, hielt es vielmehr für ein Glück, dass er doch heute noch Zeit hatte, durch Bescheidenheit die Kollegen mild für sich zu stimmen und sie merken zu lassen, dass er sich gar nicht einbilde, Dekan werden zu wollen. Aber auch dieser arme Trost sollte ihm entrissen werden.

Gleich beim Eintritt in den Speisesaal, als er die strahlenden Gesichter der Herren sah, die er unmöglich allein durch die Aussicht auf den leckeren Schmaus erklären konnte, befahl ihn der Argwohn, sie könnten etwa schon wissen; wiewohl er sich nicht denken Könnte, woher.

„Wissen Sie schon, wer Dekan wird?“ tönte es ihm entgegen.

Mit gleichmütigem Lächeln erklärte er: „Habt ihr's so eilig, von meiner sanften Fuchtel erlöst zu werden? Mir wird's auch eine Erlösung sein. Aber vierzehn Tage wird's doch immer noch anstehen, bis die Ernennung kommt.“

„Nein! in vierzehn Tagen ist der Dekan selbst schon hier!“

Man reichte ihm triumphierend die neueste Nummer des Amtsblättchens.

Alle Blicke waren auf Boner gerichtet, um seine Niederlage zu genießen. Aber er beherrschte sich tapfer.

„Nicht übel!“ lachte er, „der Wolf ist schneller bedient als die amtliche Stelle selbst. Offenbar hat er sich einen Kanzlisten oder Diener beim Konsistorium gekauft. Ja, seit man ihm die

sozialdemokratische Konkurrenz vor die Nase gesetzt hat, ist der Wolf hungrig geworden, nach Neuigkeiten. Früher hat er sich's bequemer gemacht." Er lachte wieder und sah noch einmal in das Blatt. „Stoll? Ich glaub, ich kenne den Namen. Ist er nicht aus Ihrem Jahrgang Hummel?"

Dieser bejahte stolz.

„Ja ja, ich erinnere mich. Der hat ja seinerzeit ein ganz großartiges Examen gemacht! Wir können uns gratulieren zu einem solchen Dekan.“

Schade, dass der Prälat nicht Zeuge dieser diplomatischen Selbstbeherrschung war; vielleicht wäre dann Boner doch noch einer Erhöhung gewürdigt worden, zumal da er jene Schwerhörigkeit, wenn er nur erst auf diesen Fehler aufmerksam geworden wäre, gewiss spielend überwunden hätte.

Man war allgemein enttäuscht von Boners Betragen; diese Fassung hatte man ihm nicht zugetraut. Trotzdem gingen die Wogen der Lust noch hoch genug, denn man war wirklich durch den Gedanken an die mögliche Dekanisierung Boners ernstlich bedrückt gewesen, übrigens raunte man sich über Boners Gleichmut Vermutungen zu, die der Wahrheit sehr nahe kamen; denn man kannte ihn als einen schlaunen Fuchs.

Winner, ein gewandter Philolog und Schönggeist, fühlte sich zu einer lateinischen Elegie begeistert, die er sofort zu Ehren des freudigen Diözesanereignisses zu schmieden begann. Er setzte sich neben den großen Gelehrten Gschwindle, um diesen im Bedarfsfall als Lexikon zu benutzen, und schrieb in sein Notizbuch einige Distichen, die dann beim Nachtschisch heimlich die Runde machten; heimlich, denn man wollte sich nur freuen, nicht aber Boner ins Gesicht ärgern. Allein Stroh, der natürlich schon wieder alkoholisch Entflammte, machte die Vorsicht zu Nichte. Er war außer sich vor Vergnügen, da er ganz besondere Ursache gehabt hätte, Boners dekanatliche Strenge zu fürchten, und als er den Vers las:

Ingemit attonitus Boner indecanabilis unquam ... (Niedergeschmettert stöhnte Boner, der seine Dekanats hoffnung für alle Zeiten vernichtet fühlte), da konnte er sich nicht enthalten, das Glas zu erheben und dem nicht mehr Gefürchteten jubelnd zuzutrinken: „Boner Indecanabilis prrosit!"

Der Angerufene tat, als hätte er nichts gehört. Aber der Boden war ihm zu heiß geworden; er ging, sobald das Essen zu Ende war, nach Hause, um die zurzeit erledigten Pfarrstellen zu studieren. Die fetteste derselben wählte er für sich aus und schrieb sogleich seine Meldung, indem er hoffte, man werde ihm gern ein lindes Pflaster auf die frische Wunde legen. "Und hierin sollte er sich in der Tat nicht täuschen. Denn manchmal, wenn es sich nicht gerade um einen widerspenstigen Ketzer handelt, hat das Konsistorium auch ein Herz.

Im Konsistorium

Die Disputation war nun innerhalb kurzer Zeit der dritte Skandal, den Moser sich zu schulden kommen; ließ ; denn auch den „Stab Sanft" rechnete man ihm als solchen an, da nach Ansicht gewisser Leute die Verbesserung kirchlicher Schäden lediglich Sache der Kirchenregierung ist, die es dann bleiben lässt.

Man war im Konsistorium ernstlich mit diesem unruhigen Kopf unzufrieden, fühlte sich aber doch zu einem Einschreiten nicht veranlasst, da die deutschen Landeskirchen in letzter Zeit wahrlich Skandale genug gezeitigt hatten und allerdings klüger daran taten, nicht weiter von sich reden zu machen.

Dafür richtete sich die allgemeine Missstimmung des hohen Kollegiums gegen den Prälaten Heller einen der jüngsten und liberalsten Konsistorialen, d. h. amtlich liberalsten (privatim waren's andere ja auch nicht weniger). Heller war zugleich weitaus der Talentvollste und nahm daher trotz seiner Jugend eine Art Führerstellung ein. Als Referent über die neue anzustellenden Geistlichen war er seit Jahren bemüht gewesen, freiere Elemente in die Landeskirche hereinzubringen und hatte selbst absolut ungläubigen Kandidaten, wenn sie ihm ihre Bedenken gegen den Kirchendienst aussprachen, doch zum Eintritt zugeredet, in der Hoffnung, die Leute werden, wenn sie auch jetzt nur widerwillig den kleinen Finger reichen, doch bald mit der ganzen Person dabei sein. Dieses Talent, unvermerkt einzuziehen, gilt zwar für eine Spezialität des Teufels, aber andre Leute verstehen es auch. Tatsache ist, dass den Prälaten seine Hoffnung fast nie trog. Der Fall Moser war die erste Ausnahme.

Zum Ausbruch kam die Missstimmung gegen Heller, als man wieder einmal über die Klagesache gegen Redakteur Hartneck beriet. Es war bereits das dritte Mal. Das erste Mal hatte man die gerichtliche Klage beschlossen; das zweite Mal hatte der Präsident mitgeteilt, dass nach Hartnecks und Mosers Vernehmung die Klage leider als aussichtslos bezeichnet werden müsse; man hatte sich aber nicht einigen können, was zu tun sei, und hatte daher, um Zeit zu gewinnen die Zurückziehung der Klage noch verzögert. Heute musste man ins Reine kommen. Aber unangenehm war die Sache in jedem Fall. Denn entweder zog man schweigend die Klage gegen den Sozialdemokraten zurück und legitimierte damit jene Eigenmächtigkeit der Pfarrer, — dann waren die Pietisten gründlich vor den Kopf gestoßen, die zwar der Zahl nach unbedeutend erschienen, dennoch aber dem Geist nach, infolge der Gleichgültigkeit der übrigen Auchgetauften, den Ausschlag gaben und wirklich das Salz der Kirche waren. Oder das Konsistorium verbot den Pfarrern ihre offenkundig gewordenen ungläubigen Gepflogenheiten, — dann machte es bei der Geistlichkeit viel böses Blut, denn Viele sahen sich damit den einzigen schmalen „Weg zwischen der Scylla der kirchlichen Zurückgebliebenheit, deren man sich schämen musste, und der Charybis der Heuchelei versperrt. Kurz, es war begreiflich, dass das Konsistorium die Lage sehr ärgerlich fand.

„Das haben wir jetzt von Ihrer verfehlten, um nicht zu sagen unmoralischen Anstellungspolitik,“ rief der Hofkaplan Finzer dem Prälaten Heller zu. Finzer, der Heißsporn der Orthodoxen, war Hellers Antipode und Rivale. Die genau hundertprozentige Orthodoxie, deren dieser Mann sich erfreute, war bei ihm keineswegs durch Heuchelei erschlichen. Denn da er als reiner Willensmensch nur ehrgeizig und herrschsüchtig, aber gar nicht religiös oder wissensdurstig war, so machte es ihm nicht die geringste Schwierigkeit, alles Nützliche zu „glauben“. Am ganzen Dogmensystem interessierte ihn nur das Eine, dass es Geltung hatte, d. h. dass möglichst viele Köpfe damit behaftet und dadurch beherrschbar waren. Natürlich musste er deshalb gegen den dogmenauflösenden Liberalismus wütend sein, und ebenso natürlich liebte er seine Dogmen so gut wie der Bauer seine milchende Kuh. Diesen Hass und diese Liebe zusammen nannte er mit ungeheucheltem Pathos seinen „teuren evangelischen Glauben“.

„Solche Leute müssen wir jetzt haben,“ fuhr er scheltend fort, „wie diesen Moser, der Skandal um Skandal erregt. Aber der Urskandal war: dass man ihn überhaupt genommen hat.“

„Ich kann diesen Vorwurf nicht annehmen,“ entgegnete Heller. „Ich habe doch niemand angestellt; sondern das Konsistorium, und aus der Gesinnung der Leute habe ich Ihnen nie ein Hehl gemacht. Wenn ich auch sehr extrem gerichtete Kandidaten zur Anstellung empfohlen habe, so geschah das nach genauer Prüfung der Persönlichkeit, aus guten Gründen, welche von der Mehrheit des Kollegiums gebilligt wurden. Dass ich in Moser mich getäuscht habe, mag sein; das kann ja einmal vorkommen; ich bin auch nicht unfehlbar. Im Allgemeinen werden Sie mir zugeben, dass mein Blick der richtige war, und dass weitaus die Mehrzahl, ja fast alle jene allzoliberalen Männer sich im Amt zu recht tüchtigen, ich darf sagen: mit zu den besten Kirchenbeamten entwickelt haben. Wäre es nicht ein großer Verlust für die Kirche gewesen, wenn -wir alle diese Elemente abgewiesen hätten?“

„Ich gäbe sie alle zusammen mit Freuden her!“ rief der Hofkaplan.

„Es ist aber nicht von Ihrem Privatgeschmack die Rede,“ erwiderte Heller, „sondern von den Anforderungen der Zeit. Kann die Kirche gerade die besten und begabtesten jungen Leute von sich abstoßen wollen? So lange noch diese Kluft besteht zwischen dem Glauben des Volks und der modernen Bildung der Gebildeten, so lange müssen wir suchen, beiden Rechnung zu tragen, ...“

„Zu hinken auf beiden Seiten!“ trumpfte Finzer stark dazwischen.

„... nein! das was auseinander fallen will, mit Klugheit zusammenzuhalten, bis einmal die Kluft sich wieder schließt, durch ein neues religiöses Genie wie Luther, oder Gott -weiß wie.“

„Ja, Gott weiß wie!“ äffte Finzer nach. „Immer und ewig warten! vertagen, vertagen, vertagen! bis alles zu Grunde gegangen ist. Heute sehen Sie wieder einmal, meine Herrn, wohin wir mit solcher Politik geraten. Ich hoffe, dieser neue Skandal hat Ihnen Eindruck gemacht. Es fehlt nur noch, dass Hartneck in seiner „Fackel“ auch noch einen Bericht über die Disputation dieses Atheisten Moser bringt. Wir müssen endlich einmal entschlossen eingreifen und diesen heimlichen Untergrabungen und Aushöhlungen unsres heiligen Glaubens ein Ende machen. Ich verlange, und wiederhole hiemit formell meinen Antrag von der vorigen Sitzung, dass unsre Geistlichkeit klar und unzweideutig auf ihre von jeher bestehende Pflicht hingewiesen und ihr jede Abweichung von dem Wortlaut der kirchlichen Gebete und Liturgien, besonders auch in Hinsicht des Apostolikums bei Strafe der Entlassung verboten wird.“

„Das können sie sich nicht gefallen lassen!“ rief Heller.

„Das können sie sehr gut,“ erwiderte Finzer verächtlich, „leider! Ich wollte viel lieber, die, die es allerdings nicht können sollten, könnten es wirklich nicht und gingen.“

Jetzt erhob sich der Senior der Versammlung, Konsistorialrat Ruhland. Er kam selten mehr zu den Sitzungen, denn er war sehr alt, anscheinend müde und gleichgültig, die Augen immer halb von den Lidern verschleiert. Jetzt aber waren sie offen und blitzten.

„Meine Herrn, das werden Sie nicht tun. Das wäre Sünde wider den heiligen Geist. Wozu haben wir dann eine besondere Kirche der evangelischen Freiheit, wenn wir doch genau wie Rom die Gewissen knechten wollen ...“

„Niemand wird geknechtet!“ rief Finzer dazwischen, „es hat Jeder Freiheit zu gehen, wenn erwill.“

Jetzt grollte die Stimme des alten Mannes wie dumpfer Donner. „Lassen Sie diese Hohnrede mich nicht wieder hören, Herr Hofkaplan Finzer! Als ob Sie nicht wüssten, dass unsre Pfarrer alles eher, als Helden und Märtyrer sind. Als ob Sie nicht wüssten, dass die Freiheit, zu verhungern, keine Freiheit ist. Ja, Sie knechten durch den Brotkorb. Einen andern Zwang haben Sie nur nicht. Dass es keine Daumenschrauben mehr gibt, können Sie wahrlich sich nicht als Tugend anrechnen. Glauben Sie mir, meine Herrn, niemals werden Sie diese schwindstüchtige Kirche dadurch stärken, dass Sie ihre Diener degradieren und vor ihnen selbst und ändern Leuten verächtlich machen. Ohne Freiheit des Denkens und Gewissens hat der Mensch in sich keinen Wert und keine Kraft und bei den Ändern kein Ansehen. Das ist der verfluchte Wahnsinn, der heute überall, in der Kirche wie im Staat, grassiert, dass man meint, alle Weisheit müsse von oben kommen und alle Übrigen müssen nur Handlanger und willenlose Ausführungsmaschinen sein. Oben der Größenwahn in ein paar aufgeblasenen Köpfen, die durch ihre allzu große Macht verrückt, aber nicht leistungsfähiger geworden sind, unten die ideallose Feigheit und Streberei, — das wirkt wahrhaft satanisch zusammen; eins steigert fortwährend das andere höher bis der Krach kommt. Hüten Sie sich sehr, meine Herrn, Ihre eigene Weisheit so turmhoch über die der Geistlichkeit, der Sie Gewalt antun wollen, erhaben zu glauben. Ich kenne Leute unter Jenen, die ich jedem Einzelnen von Ihnen vorziehen muss. Durchsetzen werden Sie ja Ihren Willen, wenn Sie wollen; denn die Pfarrer sind genau eben solche Sch — ich will's nicht aussprechen —, wie die Menschen überhaupt. Aber die Folge wird sein, dass sie immer mehr an Achtung und Vertrauen verlieren, — sie haben schon jetzt nicht mehr viel zu verlieren, — und dass die Kirche immer tiefer verelendet, bis bald kein Hund sie mehr anpissen mag. Freiheit und Ehrlichkeit ist der Lebensnerv der Kirche.“

Er sah sich die unbewegten Gesichter ringsum an. Sein zorniges Pathos schnappte zurück in seine gewöhnliche Müdigkeit.

„Es wird nichts helfen, was ich Ihnen sage,“ schloss er tonlos, „das wissen wir ja alle aus langjähriger Erfahrung. Aber sagen musst ich's. Erleben werd ich den Zusammenbruch nicht mehr.“

„Wir auch nicht,“ erwiderte Finzer kalt. „Aber den Aufschwung hoffen wir zu erleben, wenn das Gift des modernen Unglaubens ausgeschieden ist.“

Die Debatte wurde jetzt allgemeiner. Viele kühle und vorsichtige Herren erörterten kühl und vorsichtig die Frage, ob es nötig sei, die Gewissen zu vergewaltigen.

Und sie fanden schließlich, dass es allerdings unangenehm, aber eben nötig sei. Seinen edlen Gefühlen kann man ja leider in der Politik nicht folgen, und Politik muss die Kirche des Herrn Jesu doch natürlich treiben.

Mit diesem Tage ging die freiere Ära Heller zu Ende und die schwärzere Ära Finzer begann.

ZWEITER TEIL

Pastorale Opposition

Wenige Tage nach Erscheinen des Finzererlasses im Konsistorialamtsblatt war in Mittelberg die monatliche Pfarrerversammlung mit Frauen.

Dieses Zusammentreffen machte dem Dekan Stoll, der seit mehreren Wochen seine neue Stellung in Mittelberg innehatte, einige Sorge. Denn wenn die Herren so in der Maienblüte ihrer frischen Erregtheit über den Erlass zusammenkamen, so konnte es leicht Unbotmäßigkeiten gegen die Kirchenregierung absetzen; nur in Worten natürlich —, die aber doch für einen Dekan peinlich zu hören waren.

Stoll überlegte sogar einen Augenblick, ob er die Amtsblätter, die ihm zur Verteilung an die Pfarrämter zugegangen waren, die paar Tage noch zurückhalten solle. Wenn aber zufällig Einer, etwa durch Nachbarn aus der nächsten Diözese, schon davon wusste? wie dann sich rechtfertigen? Überhaupt war er doch bei weitem nicht so keck, gleich zu Beginn seines hohen Amtes eine so lottrige Geschäftsführung zu riskieren. Pünktlichkeit war die erste und größte, zugleich auch für ihn fördersamste seiner zahlreichen Tugenden. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Musterhaftes, zeitlebens war er ein Musterknabe gewesen. Als Kind schon war er am liebsten bei Müttern und Schulbüchern gewesen, statt mit den wilden Buben umherzustürmen. Als Gymnasiast und Student hatte er sich stets würdig und gesetzt betragen, ohne je den geringsten Exzess zu begehen. Und immer fleißig, fleißig, hatte er unablässig den klugen Kopf mit nützlichen, für Amt und Fortkommen dienlichen Kenntnissen, unter strengem Ausschluss alles dessen, was für diesen einzigen Zweck wertlos schien, bis zum Bersten angefüllt. Darum war auch bei dem Vierzigjährigen das volle blonde Haar schon angegraut und Stirn und Augen mit sorgenvollen Falten, umzogen, die einen wunderlichen Gegensatz zu dem übrigen bartlosen, kindlich rosigen und wohlgenährten Angesicht bildeten. Andererseits aber hatte ihm dieser Fleiß auch zu einem unbedingt prälatenmäßigen Examen verholfen.

Im Übrigen hatte er das feste Vertrauen zu sich, dass er trotz dem ungünstigen Zusammentreffen seine Sache recht machen werde, denn er wusste aus reichlicher Erfahrung wohl, wie geschickt er war.

Zunächst besprach er sich vertraulich mit seinem Vikar Schwarz. Das war ein hübscher strammer junger Mann, glatt rasiert mit sehr kurzem schwarzem Haar; Typus eines römischen Abbate, Sein fortwährendes Lächeln machte einen überlegenen, ja leicht malitiösen Eindruck; man spürte ihm an: der kennt den Kümmel schon, mit seinen zweiundzwanzig Jahren. Er kam erst frisch von der Universität, hatte aber ebenfalls, wie Stoll, ein ungewöhnlich gutes Examen gemacht, was eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den beiden „Röhrchen“ begünstigte, die überzeugt sein konnten, sich einstmals auf der Prälatenbank wieder zu finden.

Stoll diktierte dem Vikar, obwohl dieser es reichlich eben so gut selbst hätte machen können, eine diplomatisch ausgeklügelte Resolution, welche Schwarz am Ende der Diskussion den Pfarrern zur Annahme vorschlagen solle.

„Es macht sich natürlich besser,“ sagte der Dekan, „wenn ich nicht selbst den Antrag stelle. Das Beste wäre freilich, Gschwindle bliebe einfach bei der Tagesordnung und ließe eine

Verhandlung über den neuen Erlass für diesmal gar nicht zu. Aber ich zweifle, ob er das will. Bitten Sie ihn doch, sobald er hier ist, auf ein paar Minuten zu mir.”

Gschwindle hatte in der Tat keine Lust. Er erinnerte sich noch an Schmärs Hohnwort: „wenn ein Dekan will, so hat unser Vorstand natürlich zu gehorchen.”

„Ich will ja gern tun, was ich kann, Herr Dekan; aber ich glaube nicht, dass die Kollegen sich halten lassen.”

„Nun ja! ich kann’s Ihnen nicht übel nehmen. Aber warten Sie wenigstens mit der Eröffnung, bis ich komme ...”

„Selbstverständlich, Herr Dekan!”

„ . . . ich werde mich nämlich eine halbe Stunde verspäten, damit die Herren sich vorher genügend austoben können. Sie begreifen ...”

„Vollkommen, Herr Dekan.”

Stoll hatte Recht gehabt, nicht gleich zu kommen; man tobte ziemlich. Es fielen scharfe derbe Worte, die wohl zeigten, dass die Pfarrer noch nicht wie preußische Soldaten auf Subordination gedrillt und entmannt waren.

„Sehr gut!” sagte Moser hoffnungsvoll zu Schmär. „Wenn die Stimmung so bleibt —!”

Um halb vier Uhr endlich kam der Dekan. Gleich beim Eintritt in den Saal fand er Gelegenheit, dem Vikar zuzuraunen: „Nun? hat man sich die Lungen geschleimt?!”

„Jawohl, Herr Dekan! Und wie! Ist noch viel drin!”

Der Dekan erblasste. Er war zwar sehr gescheit, aber kein Held. Schwarz hatte das längst herausbekommen, hatte eben deshalb zu dem „und wie!” ein paar entsprechende eindrucksvolle Augen gemacht und freute sich über die Wirkung. Doch bezwang der Dekan sich schnell und entfaltete eine noch größere Liebenswürdigkeit als gewöhnlich, hielt sich da und dort, eh er an seinen Platz ging, bei den Frauen auf und machte besonders denen der gefährlichen Pfarrer ein wenig den Hof. Nur an Frau Winner machte er sich bloß oberflächlich heran; die fürchtete er ein wenig. Dann fand er auch für die gefährlichen Pfarrer, scheinbar unbekümmert, ein paar heitere Scherzworte, besonders für Schmär, der seine Frau wie gewöhnlich nicht mitgebracht hatte.

Endlich war man so weit, dass Gschwindle beginnen konnte. Er schellte. Das Summen des Schwarms erstarb.

„Meine Herrn,” sagte er nach den üblichen Begrüßungsworten, „es ist mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, statt des angekündigten Vortrags über das Kirchenlied, über den neuesten Konsistorialerlass zu beraten, der einige Kollegen beunruhigt hat.”

„Alle!” riefen Mehrere.

„Nein, durchaus nicht!” widersprach Mensing

Der Vorstand schellte und fuhr fort: „Es wäre immerhin zu überlegen, ob wir unsre Tagesordnung deshalb ändern sollen, oder ob wir vielleicht besser täten, diesen wichtigen Gegenstand auf unsre nächste Zusammenkunft zu verlegen?“

„Nein, nein! heute!“ riefen viele Stimmen.

Der Dekan, der schon Miene gemacht hatte, etwas zu sagen, zog angesichts dieses lebhaften Widerspruchs vor, zu schweigen.

„Für die Verschiebung spräche auch das, dass wir heute das Vergnügen haben, unsre Damen unsrer Mitte zu sehen, die sich doch wohl weniger für diesen Gegenstand interessieren werden.“

„O doch, bitte!“ rief Frau Winner dazwischen. Die andern Frauen duckten sich zaghaft tiefer auf ihre Handarbeit; es war nicht Sitte, dass man sich von ihrer Seite mit Zwischenrufen in die Verhandlung der Männer mischte; das „mulier taceat“ des Apostels galt herkömmlicherweise auch „in caupona“

Schmär erhob sich jetzt und stellte formell den Antrag auf Beratung. „Wir haben gar keine „Veranlassung, eine Sache, die uns so unerträglich auf die Nägel brennt, noch lange hinzuziehen. Diese Verschleppungstaktik macht mir den Eindruck einer gewissen Absichtlichkeit. . .“

„Selbstverständlich, meine Herrn,“ erwiderte Gschwindle eifrig, „liegt es mir gänzlich fern, die Kollegen irgendwie an der gewünschten Beratung verhindern zu wollen. Ich habe ja nicht einmal meine Meinung geäußert, sondern nur das Pro und Contra angeführt. Die Mehrheit mag entscheiden.“

Bei der Abstimmung erhob sich sofort eine knappe Mehrheit für Schmärs Antrag. Andre blieben noch zögernd sitzen, den Blick auf den Dekan gerichtet, erhoben sich aber auch, als sie sahen, dass die Mehrheit stand. Selbst der Dekan fand jetzt für gut, sich zu erheben, und begleitete diese Handlung mit einer Geste, die bedeuten konnte: das ist doch gleich! heute oder das nächste mal.

Während der Abstimmung, als das Ergebnis schon feststand, winkte Gschwindle die Kellnerin herbei.

„Ich werde Ihnen dann läuten, wenn wir Sie wieder brauchen.“

Sie ging.

„Es wird also einstimmig gewünscht,“ konstatierte der Vorstand. „Da möchte ich mir zunächst gestatten, Ihnen einen geschichtlichen Überblick ...“

„Braucht’s gar nicht!“ rief Schmär grob mit seinem Bierbass.

Gschwindle fühlte sich durch diese „Unhöflichkeit sehr gekränkt. Er machte eine kleine Pause und sagte dann beleidigt: „Aufdrängen will ich’s nicht. Ich bitte die Herren sich zu äußern.“

Da niemand Lust hatte, in diesem peinlichen Augenblick sich vorzudrängen, so musste wohl oder übel Schmärr dran. In dem lastenden Bewusstsein, sich nicht ganz schön betragen zu haben, sprach er verhältnismäßig schwach und erreichte nicht ganz die sonst bei ihm natürliche Höhe der Frechheit. Trotzdem schalt er noch bitter genug auf die hohen Herren, die in ihrer kanzelfernen Stellung es leicht hatten, den Volk der Pfarrer unerträgliche Lasten aufzulegen, die sie selbst, ganz wie die alten Pharisäer, mit keinem Finger anzurühren brauchten. Aber die Pfarrer, die sollen nur ihre Gewissen beschweren? die sollen erröten müssen vor jedem Gebildeten, der ihnen vorhält, was für Dinge sie in Talar und Bäffchen zu sagen genotzückt sind? Schmärr erinnerte auch an gewisse starke Äußerungen persönlicher Freisinnigkeit, die von einzelnen der hohen Herren bekannt geworden waren und nur gar nicht zu dem jetzt plötzlich versuchten Gewissenszwang stimmten.

Mehr als einmal hatte der Dekan die Augen niedergeschlagen, damit man nicht den Unwillen und die Angst — er wusste selber nicht, welches von beiden vorwog — in seiner Miene lesen könne.

Nach Schmärr sprach Mensing mit dem ganzen Eifer seiner fanatischen Rechtgläubigkeit für den neuen Erlass, der seiner Meinung nach schon längst hätte ausgehen sollen, zu dem aber leider erst jenes sozialdemokratische Ärgernis der Behörde Mut gemacht habe.

Diese Zwei, sowie Moser, der auch in Schmärrs Sinn sprach, waren noch das schwerste Geschütz Haller war wie gewöhnlich gar nicht da. Die andern Geister, die dann noch aufeinander platzten, platzten recht christlich sänftlich. Auf der ganzen vorher so schallenden Oppositionsmusik lag wie eine dämpfende Sordine die Anwesenheit des Dekans.

Moser, der mit bittrem Ingrimme das Strohfeuer der anfänglichen Erregung bei den Meisten schon niedergebrannt sah, stellte jetzt den Antrag, man solle beim Landesausschuss des Pfarrvereins eine außerordentliche Landesversammlung verlangen und diesen Beschluss den ändern Bezirksvereinen zur geneigten Unterstützung mitteilen.

Der Dekan erkannte genügend die Gefährlichkeit dieses Vorschlags, um sofort sein Ansehen dagegen einzusetzen. Denn was ein einzelner Bezirk, aus Furcht vereinzelt zu bleiben, nicht wagen mochte, dazu konnte eine Versammlung Aller, wenn sie sich von ihrer Einigkeit überzeugt hatte, sehr leicht und ohne Gefahr den Mut finden. Aber klüglich behandelte Stoll den Antrag mit lächelnder Geringschätzung. Das Hesse doch, sagte er, die Bedeutung des Konsistorialerlasses, der ja gar nichts Neues sage, sondern nur längst geltende Vorschriften wieder in Erinnerung bringe, allzu sehr aufbauschen. Zudem gehöre diese Sache gar nicht zu den Aufgaben des Pfarrvereins, sondern höchstens vor die Landessynode.

„Die Landessynode taugt überhaupt gar nichts,“ rief Schmärr.

Stoll antwortete nicht auf diesen Zwischenruf. Der Pfarrverein, fuhr er fort, müsse sich hüten, das schätzbare Wohlwollen (die Stimme klang so väterlich warnend) zu verscherzen, dessen er sich bisher höheren Orts, erfreut habe. Der Verein habe durchaus nicht die Aufgabe, eine Art zweite Kammer neben der, Synode zu sein; er solle, lieber in seinem eigenen Gebiet bleiben und da Segen stiften, dem Konsistorium aber und der Synode das Ihrige lassen.

Moser widersprach dem und bekannte sich zu Schmärrs Ansicht, dass allerdings die Synode gar nichts taue, bei diesem Wahlmodus, der noch elender sei, als der des sonst in der Welt

wegen Elendigkeit berühmtesten preußischen Abgeordnetenhauses. Der Pfarrverein sei für alle Interessen der Geistlichkeit da, und zu diesen gehören hoffentlich nicht nur die Besoldungs- und anderen materiellen Fragen, sondern auch die Ehre und geistige Freiheit des Pfarrstandes.

Es half aber alles nichts. Stoll ergriff noch einmal das Wort und goss das lindernde Öl seiner klugen Beredsamkeit auf die schon sehr sanft gehenden Wogen. Er riskierte sogar, dunkle Andeutungen über die Entstehung des Erlasses zumachen: „Wenn ich nicht durch die Pflicht der Verschwiegenheit gebunden wäre, so könnte ich Ihnen Dinge sagen, die gewiss geeignet wären, alle Ihre Besorgnisse dem Erlass gegenüber gänzlich zu zerstreuen.“

Schließlich hatte er wirklich den Triumph, dass Mosers Antrag abgelehnt, die nichts sagende Resolution Schwarz dagegen mit großer Mehrheit angenommen wurde, obwohl Schwarz in richtiger Würdigung der allgemeinen Stimmung den Text des Dekans sogar noch mehr abgeschwächt hatte. Ein ganz ausgezeichneter junger Mann! sagte ihm Stolls Blick. Noch größer freilich war das Lob, das er vergnügt sich selbst spendete, als nun die gefährliche Beratung, die durch seine Geschicklichkeit so gut endete, geschlossen wurde.

Die ganze Zeit über saßen die Pfarrfrauen, die allerdings, wie Gschwindle richtig vermutet hatte, sich wenig amüsierten, an ihrem abgesonderten Tisch bei ihren Handarbeiten und trugen in stiller Ergebung das Martyrium des Schweigens. Nur Frau Winner war den Reden mit gespannter Aufmerksamkeit, aber auch mit wachsendem, ziemlich sichtbarem Unwillen gefolgt.

Als nach Annahme der Resolution Schwarz der offizielle Teil der Versammlung zu Ende war, zog sie gleich die Uhr und verhängte sie von der rechten auf die linke Seite, was für ihren Mann immer ein Zeichen war, dass er zu ihr kommen solle.

Schmär hatte schon längst auf dem Weg der Beobachtung die Bedeutung dieses Zeichens gelernt.

„Du, Winner,“ sagte er grinsend, „die Herrin ruft dir.“

Winner schaute hin, — wirklich! es wird doch nicht schon lang sein?! — und schoss sofort zu ihr.

„Ich möchte gehen, Heinrich,“ sagte die „Herrin“.

„Aber schon? Eben hat doch erst der gemüthliche Teil angefangen!“

„Ich merke nichts davon. Mir ist’s immer noch ungemüthlich.“

Er forschte in ihrem Gesicht, ob er wohl Aussicht habe, sie umzustimmen, allein es zeigte deutlich auf Unveränderlich. Da ging er seufzend weg, um zu bezahlen.

Inzwischen setzte sich Moser zu Meta Winner. Trotz des augenblicklichen Fiaskos verzweifelte er noch nicht daran, diese Angelegenheit, die er durch seine Zeitungsartikel ins Leben gerufen hatte, auch weiterzuführen. Tut die Gesamtheit nichts, dachte er, so können wenigstens Einzelne etwas tun, und dazu schien ihm die Mithilfe der energischen Frau von Wert zu sein.

Beide vertieften sich gleich so angenehm ins Gespräch, dass Meta ihre Absicht, sofort heimzugehen, wieder aufgab.

Auch beim Heimweg ging Moser noch mit Frau Winner und machte ihr zu lieb den Umweg über Mosbach, die Pfarrer Winners. Schmär und Mensing führte ihr Weg ebenfalls über Mosbach. Allen Dreien machten Winners den Vorschlag, ehe man auseinander ging, noch zu einem Glas Bier ins Pfarrhaus einzukehren, was gerne angenommen wurde.

Als man behaglich bei Bier und Lampenlicht saß, kam natürlich das Gespräch bald wieder auf die Angelegenheit des Tages. Meta fing damit an. Aber Heinrich Winner wollte es nicht haben.

„Nein, nein, liebe Meta, du kommst da auf verbotenes Gebiet!“

„Verboten?“ rief sie. „Wer hat's verboten? Du etwa?!“

„Gewiss nicht. Ich meine ja nur.“

Der stattliche Schmär hatte mit behaglichem Gurren den eheherrlichen Rückzug beobachtet. „Aber diesmal, Verehrteste, hat der Herr Gemahl nicht so ganz unrecht. Wir haben ja schon mehr als genug in Mittelberg darüber gesprochen. Jetzt aber, zum Beschluss des Tags, in Ihrem gastlichen Haus, wollen wir Kühe haben. Also der Friede und die Gemütlichkeit haben das Thema verboten. Prost!“

Er war in jovialen Tischrednerton geraten und hob das Glas, um anzustoßen. Aber Meta war nicht einverstanden.

„Nein, nein, lieber Schmär. Diese ‚Gemütlichkeit‘ ist mir gar nicht gemütlich. Wozu habe ich das Glück, ein paar gescheite Männer in meinem Haus zu sehen? Wenn ich mit Quatsch vorlieb nehmen soll, dann kann ich mir meine Waschweiber einladen.“

Der lange Mensing mit seiner überstürzten und abgehackten Redeweise kam ihr zu Hilfe. „Jawohl, jawohl, Frau Pfarrer hat ganz Recht. Ich verstehe nicht ..., wie kann ein Diener des göttlichen Wortes ruhen, ehe er völlige Klarheit hat über diese wichtigsten Dinge.“

„Aber mein Lieber,“ rief Schmär, „wir haben eben schon Klarheit, wenn auch anders als Sie. Meinetwegen, wenn Sie selber es wünschen ...! Wir wollten ja nur auf Sie Rücksicht nehmen, denn wir drei andern sind in der Hauptsache einig.“

„Bitte, Sie brauchen gar keine Rücksicht auf mich zu nehmen. Ich fürchte mich nicht vor Ihnen. Ich bin jederzeit bereit, von meinem rechten und ganzen Glauben — vor jedem, wer es auch sei ...“

„... Zeugnis abzulegen! nichtwahr?“

„Jawohl.“

„Ein prachtvoller Ausdruck nämlich,“ lachte Schmär, „dieses ‚Zeugnisablegen‘. Immer fühlen Sie sich als Märtyrer, wie jeder Orthodoxe, wenn Sie nur ganz einfach Ihre

Überzeugung vor uns zum Ausdruck bringen. Denken Sie mal drüber nach, lieber Herr Kollege, welches heimliche Eingeständnis darin liegen mag!”

Jetzt war es Meta, die dem Langen zu Hilfe kam. „Plagen Sie ihn nicht, lieber Schmär. Ganze Leute sind sie wenigstens, diese Orthodoxen, und haben Mut, der allerdings einer besseren Sache würdig wäre. So mit Todesverachtung einfach alles zu schlucken: die stillstehende Sonne Josuas, Bileams redenden Esel, den “Walfisch-Jonas u. s. w. — das ist doch eine gewisse Ganzheit, die imponiert. Ich wünschte euch Liberalen auch etwas von diesem Mut und dieser Unerschrockenheit. Wie hab ich mich heut über euch ärgern müssen! Weitauß wart ihr doch die Mehrzahl die mit dem neuen Konsistorialerlass unzufrieden waren, aber — erlauben Sie! — eine feige Mehrzahl. Was habt ihr für große Taten getan? Die Kellnerin rausgeschickt, weil euer Freisinn sich vor ihr gefürchtet hat, wie Petrus vor der Magd des Hohenpriesters Durst gelitten um der großen Sache willen, fast eine Viertelstunde lang, bis die Kellnerin wieder zum Humpenfüllen ‘reindurfte. Sogar Sie, Schmär, haben’s ausgehalten, vor dem leeren Bierglas zu sitzen. Welche Leistung!”

„Na, man muss auch mal ein Opfer bringen können,” lachte Schmär jovial.

„Dann,” fuhr sie fort, „habt ihr mit herab geschraubten Stimmen, als ob die Wände Ohren hätten, eure winzigen Keckheiten gegen das Konsistorium losgelassen. Und zum Schluss diesen lahmen Protest den das Konsistorium nur befriedigt unter den Tisch werfen wird, mit einem „Gott sei Dank! sie ducken!” Das wollen Männer sein? Schwindler der Mannheit seid ihr bloß, keine wirklichen Männer.”

„Bravo!” stimmte Moser bei. „Recht haben Sie! Leider. Auch ich hätte mehr tun sollen. Ich kam ja mit den besten Vorsätzen ..., und ich habe sie auch noch ...”

Schmär winkte ihm großartig Schweigen zu und sagte lächelnd zu Meta: „Ich darf wohl annehmen, Verehrteste, dass Sie Unterschiede machen ... Ja, Moser z. B.! Aber namentlich ich! Ich glaube Ihren Zorn denn doch nicht zu verdienen. Waren meine Keckheiten etwa so winzig? Hab ich meine Stimme herabgeschraubt? Hat nicht bei meiner Rede der Dekan betreten die Augen niedergeschlagen?”

„Ja, Sie haben allerdings, Sie und Moser, noch am besten gebrüllt. Aber mehr nicht. Auch Sie waren nicht Manns genug.”

Jetzt lächelte Schmär nicht mehr. „Oho, kleine Frau!” rief er stark.

Aber die kleine Frau ließ sich nicht einschüchtern.

„Nix! Bleibt dabei!” wiederholte sie mit Nachdruck. „Nicht Manns genug. Sonst wären Sie aufgestanden und hätten gesagt: „Meine Herrn, das geht nicht! so lassen Männer sich nicht bevormunden. Kaum hat man uns untersagt, uns mit der sozialen Frage zu befassen, die doch aller Welt auf die Finger brennt und uns Pfarrern doppelt, — da will man uns gar noch an den Buchstaben dessen festbinden, was weit unwissendere Leute als wir vor ein paar Jahrhunderten für wahr hielten, an alte Agenden und Liturgien, die zum Teil weder sachlich noch logisch, noch stilistisch, noch ästhetisch die nachsichtigste Kritik aushalten. Auf der Universität, da sagt man uns mit dürren Worten: es ist nichts mit dem und mit jenem Dogma, — Und überzeugt uns. Aber nachher, auf der Kanzel, sollen wir sagen (sie blies karikierend die Backen auf): Ou ja! das ist die ewige “Wahrheit! — So lassen Männer nicht mit sich

spielen! Ich beantrage, einem Hochpreislichen auf den neuen Erlass hin, dies einfach kund zu geben.”

„Aber ich bitte Sie ... !” rief Mensing entsetzt, während Moser ernsthaft meinte: „Das wäre das Richtige gewesen.”

Schmär aber klatschte belustigt und lachte: „Bravo! das hätten Sie dort sagen sollen! Denk dir nur, Winner,” dabei lachte er stärker und schlug sich auf die fetten Schenkel, „das Gesicht unsres Dekans dabei!”

Winner strahlte nur stillvergnügt und streichelte seiner Frau achtungsvoll die Hand.

„Aber ich bitte Sie ...,” fuhr Mensing fort; „Sie gehen ja viel zu weit! Bedenken Sie doch, dass nicht Sie die Herren der Kirche sind, mit Ihrem so genannten Liberalismus, auf Deutsch Unglauben, sondern nur in der Kirche geduldet sind, und zwar zu Unrecht geduldet, wie ich immer mehr erkenne.”

„Und die duldsamen Herren der Kirche wollen wohl Sie sein?” spottete Schmär.

„Ja, wir Bekenner der reinen Lutherlehre. Wir haben das unverlierbare Recht auf die Kirche ...”

Schmär war entrüstet. „Anmaßung!” rief er. „Keine Partei ist Herr in der Kirche. Jede soll dienen, so gut sie kann. Die Kirche selbst ist nichts als eine gemeinnützige Anstalt ...” Mensing hob die Arme zum Himmel. „Jawohl ... für das religiöse Bedürfnis.”

„Und eine Bank,” setzte Moser hinzu, „zur Bezahlung bestimmter sozialer Dienstleistungen. Ich wollte ja, die Bank wäre lieber nicht da und wir wären frei wie z. B die Ärzte.”

„Ohnehin,” sagte Meta, „sind die Geldmittel der Bank nicht immer auf die schönste Weise zusammengekommen.”

Schmär stimmte bei. „Aber die Jahrhunderte haben sie geheiligt und die Patina der Ehrwürdigkeit drüber gehaucht. Und da die Gelder nun mal da sind Nur soll der Aufsichtsrat sich damit begnügen, sie ordnungs- und zeitgemäß zu verwenden und nicht unsre Freiheit antasten oder unsre Gewissen verletzen wollen.”

„Nehmen wir an,” sagte Moser, „dass z. B. der ärztliche Stand auch so — sagen wir, innungsmäßig — organisiert und mit einer honorierenden Zentralbank verbunden wäre, wie der geistliche, — wenn da die oberste Medizinalbehörde fordern wollte: nur nach einem einzigen System darf kuriert werden, nach dem altbewährten, das der selige Theophrastus Bombastus Paracelsus im sechzehnten Jahrhundert aufgebracht hat, — was würde man dazu sagen? Aber die Geister — die sind wohl weniger wert als die Körper?”

„So gefallen Sie mir!” lobte Frau Winner.

Aber Mensing erhob sich in seiner ganzen Länge, zitternd vor Aufregung. „Ich kann das nicht länger anhören...”

„Hab’ ich’s nicht gleich gesagt?” lächelte Schmär

„Ich möchte mich zu sündigem Zorn hinreißen lassen,“ fuhr jener fort. „Wir werden uns nie verstehen! Sie haben einen ändern Geist ...“

„Den Geist des Abgrunds! ...“ parodierte Schmär in Mensings Ton, worauf dieser nickte, tief aufatmend mit furchtbarem Fanatikerblick.

„Sie könnten Recht haben. Aber ich will nicht richten.“ Er verabschiedete sich schnell und linkisch und ging.

Es gab eine kleine Pause. Etwas gedrückt sagte schließlich Schmär: „Na, ich will auch vollends die heimischen Penaten aufsuchen. Wozu das Reden über dies Elend. Man glaubt sich zu erleichtern und beschwert sich nur. Das Reden nützt ja alles nichts.“

„Es nützt!“ lachte Meta. „Sie wachen schon auf, lieber Schmär! Guten Morgen!“

Schmär lachte ebenfalls. „Sie gefährlicher Agitator! Das Konsistorium müsste Sie absetzen!“ Er hielt beim Abschied ihre Hand länger als nötig und zeigte überhaupt sein Wohlgefallen, durchaus in richtigen Grenzen, aber unzweideutig.

„Nein, nicht absetzen!“ rief Moser. „Mehr einsetzen müsste man das Weib in alle öffentlichen Angelegenheiten. Das Weib, meine Herrn, rettet die Moral, in der wir Männer nur zu sehr auf den Hund gekommen sind.“

Schmär pfiß darauf. „Junger Mann, Sie kennen das Weib noch nicht. Haben Sie erst mal selbst eins, gefälligst!“

„Das wünsch ich ihm auch,“ sagte Meta wohlwollend. „Er wird’s nicht unterdrücken, wie der da.“ Sie meinte Schmär.

Der gab den Stich zurück. „Sondern lieber sich unterdrücken lassen, wie — der und jener.“ Dabei klopfte er Winner, der die Herren hinausgeleitete, auf die Schulter.

Auch ein Märtyrer

Als Winner allein wieder ins Zimmer kam, nahm ihn seine Frau noch scharf unter vier Augen vor.

„Unter uns jetzt, Heinrich, — dir nehme ich’s übel, dass du in Mittelberg dich nicht besser gehalten hast, als die Andern. Pfui!“

„Das ist leicht sagen, liebe Meta. Es ging doch. nicht anders.“

„Natürlich ging’s nicht anders. Was kein Mann ist, ist halt keiner.“

„Auch der Mannhafteste kann da nichts zustande bringen, als höchstens sein eigenes Martyrium. Und wozu das? Das gefiele dir doch seilbt nicht.“

„O ja! grade das gefiele mir. Und wozu? sagst du. Ei, um die Ehre’ zu retten, hör’ mal. Ich

wünschte endlich wieder Respekt vor dir haben zu können.”

Winner errötete. „Na, sei so gut ...“

„Nein, ich bin nicht gut! aber satt bin ich euch endlich. Ach, was hab ich immer eine stille Liebe zu dem Pfarrstand gehabt! seit ich denken kann. Eine unglückliche Liebe, die jetzt nahe am Hass ist. Wie war ich selig, einen Pfarrer zu heiraten! Aber seit ich bei euch hinter die Kulissen sehe ... ! Wahrhaftig wie dem Luther in Rom ist mir's gegangen.“

„Man muss nicht hassen, meine Liebe, sondern verstehen. Der Karren ist eben leider ganz verfahren, und wir alle, die heute leben, sind ganz unschuldig daran ...“

Meta lachte ihn aus: „O, ihr unschuldigen Kindlein!“

„ ... wenigstens nur zum kleinsten Teil selbst schuldig. Wir büßen die Versäumnisse früherer Generationen.“

„Natürlich! ‚Weh' dir, dass du ein Enkel bist!‘ ‘Vernunft wird Unsinn!’ ja, aber nur, wenn die Enkel keine Vernunft haben, das Vernünftige vernünftig zu behandeln, es zeitgemäß fortzubilden, — wenn sie dem anwachsenden Unsinn sich feig unterwerfen, wie ihr Leute, statt ihn weg zuschneiden.“

„Schon wahr,“ gab er zu. „Nur hättest du das unsern Großvätern und Urgroßvätern sagen sollen. Die haben gesündigt. Heute ist das Defizit so groß, dass kein Mensch — erinnere dich, was Prälat Heller neulich in der Landessynode gesagt hat, — sich dran hinwagt ...“

„... sondern lieber seinen dummen Strausskopf in den Sand steckt; wohin er auch wirklich gehört! Ihr habt eben als Studenten schon und später zuviel von eurem Verstand versoffen, verehrte Herrn der Schöpfung, — still! ich rede ja nicht von dir speziell, — da ist's natürlich, dass ihr immer insolvent seid, sobald es etwas anderes gilt, als Schablonen ausfüllen und alte Vorgänge zum tausend und ersten Mal nachtreten. Gott, welche Dummköpfe hab ich schon gefunden als ziemlich große Tiere in der Kirchen- wie Staats-Menagerie. Das wird auch so bleiben, bis für uns Frauen einmal der Weg frei ist. ...“

„Bitte lassen wir die Frauenfrage,“ bat er ängstlich.

Sie willfahrte ihm stolz lächelnd. „Also lassen wir's.“

„Kurz, kritisieren ist leicht,“ meinte er; „aber sag, was ich tun soll!“

„Einfach die Wahrheit reden,“ rief sie. „Im vorliegenden Fall also dem Konsistorium es schriftlich geben, dass es gegen dein Gewissen geht ...“

„Dann geben Sie mir auch etwas schriftlich; meine Entlassung!“

„Lass sie geben! gut! Unmoralische Gewalten müssen Gelegenheit haben, ihr Wesen zu offenbaren, dann werden sie verhasst und stürzen.“

„Wäre schon recht! Ich weiß unmoralische Gewalten genug, die sich herrlich offenbaren und keine Miene machen zu stürzen. Denk an dein russisches Vaterland!“

Das traf sie. Etwas unsicher meinte sie: „Man muss allerdings warten können.“

„Gut,“ stimmte er bei. „Das nehme ich an, aber in andrem Sinn: man muss in stiller, kleiner Arbeit warten können, bis die Zeit heller wird und eine größere Tat Erfolg haben kann. Der Soldat soll nicht als törichter Draufgänger nutzlos fallen. Wenn ich jetzt in unverständigem Martyrium falle, dann kommt nur ein noch Schlechterer an meine Stelle ...“

„Ausrede! Übrigens ‚noch schlechterer‘ ist gut — Du hast eben auch keinen Mut und keine Kraft, wie ihr alle! das ist’s.“

Winner zuckte die Achseln. „Hast du denn Mut und Kraft bei uns erwartet? Das gibt’s auf dem Gebiet der Religion schon lange nicht mehr. Der Mammonismus hat alles ausgesaugt. Wo irgend ein ideales Bedürfnis des Menschen nahrhaft gemacht werden kann, da hat er als Parasit sich eingenistet, hat überall, in Kunst, Literatur, Wissenschaft, Religion, die geistige Arbeit in solche Bahnen und Schablonen gezwängt, welche bestimmten ‚beati possidentes‘ Einkünfte sichern.“ Er geriet mehr und mehr in einen kühlen, feinen, etwas selbstgefälligen Dozierton. „Weitاً am besten aber ist das in der Religion gelungen, weil in dem geheimnisvollen, der Kritik am schwersten zugänglichen Halbdunkel des religiösen Bedürfnisses die mammonistischen Machenschaften am leichtesten verschleiert werden können. Dafür ist auch das religiöse Leben bis zur Schwindsucht ausgemergelt; man weiß gar nicht, wie arg! denn man hat gar keine Ahnung mehr, was ein freies unverschnürtes, ungeschröpftes, religiöses Leben wäre. Kein Mut, keine Kraft! wie du sagst. Denk dir nur einmal irgendein anderes geistiges Gebiet so penetrant mammonistisch organisiert, wie die Religion. Zum Beispiel die Poesie; das Publikum wäre abgerichtet, nur in bestimmten Buchhandlungen seinen Bedarf zu holen: in jedem dieser Buchläden säßen einer oder ein paar Dichter die nur ihre eigenen Werke verkaufen; die Dichter wären für ihre Pfründe normal vorgedrillt und hätten sich je vor ihrer Ernennung verpflichten müssen, nur über bestimmte, vorgeschriebene Motive zu dichten und zwar in bestimmtem vorgeschriebenem Geist und in bestimmten vorgeschriebenen Metren und Schablonen

Meta hielt sich die Ohren zu. „Hör auf!“

Er fuhr fort: „Ja, würdest du von diesen Dichtern Mut und Kraft, überhaupt Leben erwarten; würdest du dich wundern, wenn sie auf kleine Änderungen oder Verschärfungen ihrer metrischen Vorschriften nicht anders antworteten, als mit ein wenig Murren über die Störung?“ Jetzt wurde er warm. „Von Gottes und Vernunft wegen hätte, wie auf all Gebieten des geistigen Lebens, so auch in der Religion kein Mensch etwas zu sagen, als der, den der Gott treibt; und dieser Mensch hätte nichts zu sagen, als was der Gott ihn heißt, und alles zu sagen, was der Gott ihn heißt. Das ist’s, was ‚diese gottverlassenen Larven nie begreifen mit ihrem Patent- und Sportelwesen, ihrem gewerbsmäßigen Verbrechen gegen den Geist.“

„Mensch!“ rief sie hingerissen, „das alles weißt du, und weißt nicht, was du tun sollst?!“

Sein Eifer war plötzlich dahin.

„Ach, ich bin so kleingläubig, so mutlos. Und weißt du, Meta, wer dran schuld ist? — Du! Wie soll ein Mann an sich und seine Kraft glauben, der nicht einmal seine eigene Frau erobern kann ...“

Errötend wehrte Meta ab. „St!”

Er fuhr unbeirrt fort: „... der jahrelang bei einem so schönen Weib in Scheinehe leben muss, weil sie ihn nicht mehr mag!”

„Sag das nicht so schroff,” bat sie bedrückt. „So etwas lässt sich einmal nicht erzwingen. Darin hab ich die größte Achtung vor dir, dass du auf dem unverschämten Patent nicht bestehst. Das ist dein größter Ruhmestitel in meinen Augen, und ich weiß, dass nicht der Hundertste dir darin gleich ist. Aber beklage dich nicht! Das schmälert die Ehre.”

„Nein, ich beklage mich nicht. Aber ich will Sturm laufen. Du liebst mich nicht, nein, nicht genug! weil du mich nicht genug achtetest. Nun aber — wenn ich das Martyrium nicht scheue —?”

„Wie?” sagte sie verwirrt, „du warst doch eben noch dagegen?”

„Ja. Und immer noch. Ich halte es für eine Dummheit. Aber für dich will ich Dummheiten machen.

„Heinrich!” rief sie entzückt, umarmte ihn heftig und küsste ihn, ließ aber gleich wieder errötend ab. „Aber bilde dir nichts ein!”

„Nicht, dass du mich lieb hast?” fragte er zärtlich.

Ernst erwiderte sie: „Du weißt, dass ich dich lieb habe, wie immer.”

„Wie immer! Das ist zu wenig.”

„Quäle mich nicht. Es ist nicht zu wenig; du wertest es nur zu wenig. Sei edel! — Willst du nicht heute noch ans Konsistorium schreiben, so lang wir noch warm sind?”

Er mochte nicht recht. „Ach, dafür bin ich gar nicht warm.” Missmutig legte er ein Papier zurecht.

Fast demütig sagte sie: „Wenn meine Gegenwart dich zerstreut, so will ich gern das Feld räumen. Es ist ja auch spät. Gute Nacht, mein Lieber. Beweise deinen Mannesmut vor Oberbonzenthronen! Mach’s fein und lass mich’s morgen sehen.”

Sie wollte gehen. Da warf er die Schreibsachen zusammen: „Morgen ist auch ein Tag! Morgen, wenn du willst, bin ich Feuer und Flamme.” Er legte zärtlich den Arm um sie. „Heize mich!”

„Ach geh!” machte sie unwillig und kehrte sich ab.

Der Mut entsank ihm; betrübt, mit vorwurfsvollem Blick stand er da. Sie betrachtete ihn. „Rührender Mensch!”

„Den Stein erbarmt’s?” flüsterte er mit Galgenhumor.

Trocken — aber kaum merkbar guckte der Schalk ihr aus den Augen — erwiderte sie: „Noch

lange nicht.“

Sie wandte sich zum Gehen. Dann warf sie über die Schulter zurück einen so koketten Blick auf den Mann, dass dieser entzückt die Arme nach ihr ausbreitete. Eilend lief sie zur Tür hinaus.

Der neue Luther

In der Veranda des Schwandorfer Pfarrhauses war Frau Pfarrer Schmär, eine dürftige verblühte Person, mit dem Jüngsten im Kinderwagen beschäftigt; das Nächstgrößere, etwa Zweijährige, hing an ihren Röcken.

Vom nahen Turm herab verkündete die Glocke den Schluss des Nachmittagsgottesdienstes. Nach dem Läuten drang gedämpft der Gemeindegesang herüber, der von den Läutebuben in dem näher gelegenen Kirchturmstübchen in lauten, grässlich roh abgehackten Tönen mitgeschrien wurde.

Jakoble, Schmärs Ältester, ein Knabe von zwölf Jahren, stürmte herein und klapperte, die Hände in den Hosentaschen, triumphierend mit einer Menge Steinkugeln. „Da guck mal her!“

„Aber Jakoble,“ rief die Mutter erschrocken, bist du denn nicht in die Kirche?“

„Noi!“ machte er geringschätzig und klapperte wieder. „Alles gewonnen! Von wem glaubst?“

- . „Leichtsinniger Bub!“ schalt die Mutter fast weinend. „Jetzt wirst du wieder deine Schlag bekommen!“

„A ba! er wird’s nicht merken.“

„Aber du weißt doch, dass er alles merkt. Geh wenigstens jetzt fort, dass er dich nicht da sieht. Er muss gleich kommen.“

Jakoble kapierte. und leerte hastig seine Tasche in die der Mutter aus. „Da, heb mir’s auf.- Dann lief er schnell weg. Aber zu spät! Vom Kirchweg her ertönte zornig die Stimme eines stattlichen Mannes: „Jakoble!“ Sogleich kam Pfarrer Schmär daher, mit wehendem Talar, und trat in die Veranda.

„Was ist’s mit dem Buben?“ rief er. „Der. hat wieder die Kirche geschwänzt?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Frau Schmär furchtsam. „Eben im Augenblick kam er und ist gleich wieder- fort; ich hab von nichts gewusst.“

„Du weißt doch auch nie, was du wissen sollst. Ich verlange besser von dir unterstützt zu werden in meinen Bemühungen. Wie soll ich den Kirchenbesuch auf einer anständigen Höhe halten, wenn nicht das Pfarrhaus mit tadellosem Beispiel vorangeht.“ Er warf die Kirchenbücher auf den Tisch, während die Frau ihm die Bäckchen abband und den Talar. auszog. Die ändern Kinder kamen in Pausen nacheinander herein, legten ihre Gesangbücher auf den Tisch und verschwanden schleunig wieder. „Ein Jammer und ein Elend! Gar kein Zug in dem ganzen lahmen Betrieb! Woher auch ? bei dieser verfluchten Altertümelei und

Neophobie der Kirche. Nichts als die alten dreihundert Jahr lang schon abgenagten Knochen. Immer und immer wieder. Das mögen die Leute endlich nicht mehr. Die kleinen Buben schon ekelt's, eine Tracht Prügel ist ihnen lieber. Und statt besser wird's nur schlimmer. Nicht mal totschweigen dürfen wir mehr die allerverschimmeltesten Dogmen, nach diesem neuesten Konsistorialerlass. Da vorhin hab ich zum ersten Mal wieder in der Kinderlehre die Geburt aus der Jungfrau behandeln müssen. Was meinst? Ungläubig gegrinst hat der freche Dengler und ein paar andre Bursche! Ich hab getan, als sähe ich's nicht. Was hätt ich auch machen können?"

Frau Schmär hatte ihn indes schweigend bedient; Rock und Stiefel ausgezogen und mit Schlafrock und Pantoffeln vertauscht. Schmär ließ sich auf den Amerikanerstuhl niederfallen.

„Ah! — Gott im Himmel! wann kommt endlich der neue Luther, der all den alten Sauerteig ausfegt! Gott, wir schreien nach ihm! Aber immer,“ murzte er, „schreien wir vergebens.“

Er schenkte sich Bier ein, das schon bereit stand, trank mit einem Zug leer, lehnte sich dann zurück und grunzte zwischen Ärger und beginnendem Behagen, fuhr aber plötzlich wieder zornig auf. „Dieser Kinderlärm! Sie sollen weiter! In unteren Garten!“

Frau Schmär ging gehorsam zur Tür, um den Befehl auszurichten, als draußen ein Freudengeschrei sich erhob und Jakoble zur Tür hereinrief: „Winners!“

„Einen Spiegel!“ befahl Schmär aufgeregt. Die Frau eilte ins Haus. Schmär besserte hastig an Bart, Halsbinde u. s. w., wozu er in Ermangelung des Spiegels das offene Fenster des Hauses benützte. In dem Handspiegel, den ihm jetzt die Frau eilfertig aus dem Fenster reichte, betrachtete er sich befriedigt, legte den Spiegel auf das Gesims zurück und sich selbst malerisch auf den Amerikaner.

Vor der Tür draußen ertönte ein mehrstimmiges fröhliches „Danke“ der Kinder, und eine tiefe Frauenstimme sagte: Aber teilt es ehrlich! du, Jakoble, bist verantwortlich! Dann fegte Meta Winner herein, ihrem Mann und Moser voraus.

„Wie geht's, meine Liebe?“ rief sie, umarmte und küsste Frau Schmär und beugte sich zum kleinen Zweijährigen hinab. „Auch was mitgebracht! Gut! gelt?“

Moser erklärte Schmär, er habe eben Winners besuchen wollen, als sie schon auf dem Weg nach Schwandorf waren.

Meta platzte gleich mit ihrer Neuigkeit heraus „Kinder, Kinder, freut euch! Was Feines, was Seltenes bekommt ihr zu sehen! Hier —“ Sie fasste Winner bei der Hand und zeigte ihn vor. „Ein Mann!“ Dabei schlug sie ihm mit kräftiger Anerkennung auf die Schulter.

„Jawohl,“ bestätigte Moser. „Alle Achtung!“

Schmär setzte den Zwicker auf und sagte ernst langsam: „Ein Mann? Sagen Sie mal, Frau Meta, am wievielten Tag des dritten Jahrs Ihrer Ehe haben Sie diese Entdeckung gemacht?“

„Ach Sie! da wird nicht gewitzelt, sondern anerkannt, bewundert!“

„Aber liebe Meta,“ wagte Winner einzuwenden „er weiß ja gar nicht ... Die Sache ist

nämlich die Schmä: wir haben beschlossen ...”

„’Wir’ —das kann ich mir denken,” unterbrach Schmä.

„Nein,” rief Meta, „Sie können sich gar nichts denken. Mich persönlich geht die ganze Sache nichts an. Eine amtliche Sache. An so was lässt man ja uns Frauen nicht, weil man uns fürchtet „(Schmä ließ einen Lachdonner los)” ... und mit Recht fürchtet denn das wird doch immer offener heutzutage, dass die Männer ein verkommenes Volk sind; wie ihr auch im letzten Pfarrkranz sattsam bewiesen habt.”

„Ausgenommen natürlich ‚den Mann’”.

„Ja, ausgenommen.” Und wieder schlug sie den Mann kräftig wohlwollend auf die Schulter.

„Aber gewiss,” bestätigte Schmä malitiös, „das muss wahr sein. Ein ganz ausgezeichneter Mann, Sie könnten lang nach einem Gleichen suchen. So gut so gehorsam, wie er auch im Pfarrkranz ‚sattsam bewiesen’ hat: schier mitten im Satz ist er immer aus der Unterhaltung weggerannt, um die Wünsche der Herrin entgegenzunehmen, so oft Sie das Zeichen gemacht haben ...” Er hängte seine Uhrkette auf andre Weise.

„Woher kennen Sie’unsre Zeichen?” fragte sie verwundert und sah ihren Mann inquisitorisch an. „Heinrich?!”

Der verteidigte sich. „Ich habe ihm nichts gesagt.”

Schmä erklärte, er verdanke das nur seiner eigenen Beobachtungsgabe.

Meta errötete. „Müssen Sie sich aber langweilen, um auf so Sachen zu achten!”

„Ach, gar nicht, das geht doch nebenher, neben der besten Unterhaltung. Übrigens denken Sie wirklich, dass es langweilig wäre, Sie anzusehen?”

Jetzt war sie ungehalten. „Larifari! Nehmen Sie lieber Ihre Frau öfter mit. Der täte so eine kleine Ausspannung ganz gut. Und nehmen Sie sich nur an meinem Mann ein Beispiel/wie man artig und aufmerksam gegen seine Frau ist.”

Frau Schmä, welche eben für die Gäste den Tisch deckte, kam wie von ungefähr in Metas Nähe und. tippte sie heimlich an mit bedeutsamen Blick, sie soll davon still sein. Sie kannte ihren Mann.

Dieser warnte gelassen, unbetont, aber mit merklichem Ernst dahinter: „Hetzen Sie mir meine Frau nicht auf, sonst hetz ich Ihren Mann.

Da lachte Meta, legte den Arm um ihren Mann und küsste ihn. „O, den können Sie nicht aufhetzen. Der hat’s gut, viel besser als Ihre Frau.”

„Na ja, ich merke mit Staunen. Seine Aktien sind ja plötzlich wunderbar gestiegen. Sollte das seiner mir immer noch unbekanntes Mannestat zusammenhängen?”

„Jawohl, eben damit. Sie haben mich vorhin nicht aussprechen lassen. Er allein hat gehandelt

während die Kollegen alle nur geschwätzt haben, oder nicht einmal das.”

„Ja gewiss, ‚nicht einmal das‘, wie, z. B. unser lieber Winner, der ‚einzige Mann‘. Hat er etwa nachher erst sein Herz entdeckt?”

„O, gekocht hat es gleich in ihm. Er ist nur etwas langsam.”

„Gekocht!”“ rief Schmär belustigt. „Ein paar Schweißperlen hab’ ich allerdings an seiner Stirn bemerkt, hab’s aber irrtümlich auf die Hitze im Saal geschoben. Na und schließlich: was für ein edles Gemüse hat dann die Kocherei ergeben? Ein gut Ding jedenfalls, nach so langer Weile!”

„Den Gehorsam hat er verweigert. Rundweg. Schriftlich.”

Schmär war verblüfft. „Wirklich?” wandte er sich an Winner.

Dieser machte eine tiefsinnige Pause, als ob er sich erst besinnen müsste. „Ja. Vorgestern. Der Dekan hat mich schon vorgeladen, auf morgen.”

„So, so! — Ist aber nicht klug, hör mal.”

„Allerdings nicht!” fiel Moser ein. „Gott sei Dank! Wir müssen einmal verlernen, ewig nur kleinlich klug zu sein. Nächstens krepieren wir an unsrer Klugheit.

Von Meta erntete Moser ein „Bravo!” aber Schmär schalt: „Was! Sie auch, Moser? Das fuehrt doch zu gar nichts. Einfach Ungehorsam? Da wirst Du eben weggeschmissen! Was hast Du davon? Und die Welt, mag sie der Kirche noch so wenig grün sein, zuckt nur die Achseln: ‚ein Dummkopf! Disziplin muss halt sein!’“ Nein, nein, so etwas – schön wär’s ja! – aber es müsste in ganz anderem Stil angefangen werden. Ich rate dir, Winner: sag morgen „Pater peccavi”. Du hast überhaupt nicht das Zeug zu einem Luther.”

„Aber Sie haben’s, nichtwahr?” rief Meta eifersüchtig.

Schmär, betroffen, starrte sie einen Moment an, so dass Meta lachen musste; dann sagte er ruhig in stolzer Pose: „Jawohl, wenn Sie erlauben. Und ich bin auch entschlossen. Die ganze Zeit lag’s schwer auf mir: es muss etwas geschehen! Lass den vergeckten Anfang, Winner, und schließ dich mir an. Ein guter Melanchthon wärst du!”

„Nein, schließen Sie sich ihm an. Er hat die Priorität, das werden Sie nicht leugnen ...”

„Die Priorität eines dummen Streichs!”

„... Oho! ... und könnten’s auch nicht leugnen, denn heute schon haben alle Diözesen unsre Aufforderung zu gemeinsamen Vorgehen ...” Sie zog ein hektographiertes Schriftstück aus der Tasche, das Moser interessiert sich geben ließ, während Schmär weiter murrte.

„Was? Diese ‚Schwindler der Mannheit‘, über die Sie neulich mit Recht gescholten haben? Sie meinen doch nicht, anderswo werde mehr Mut sein als in unsrer Diözese? Alles eine Nummer. Nein, an die Öffentlichkeit müsste man sich wenden, ans Volk, das lange nicht genug von diesen Dingen weiß. Ein Skandalfeuer unter den Schwanz, allen faulen Pfründen

verdauern! Und das wird' ich machen!" Das kann allein helfen. Und das werd' ich machen!"

Frau Schmär erschrak. „Aber Mann, das kannst du doch nicht! Du hast Familie!"

Schmär fiel ihr gleich ins Wort. „Schweigen! Davon verstehst du nichts."

Aber die Frau war auf einmal keck und ließ sich nicht verblüffen. „Doch! Für meine Kinder muss ich mich wehren. Wie willst du sie ernähren, wenn du vom Amt kommst? Winners haben leicht so etwas wagen; sie haben keine Kinder."

„Was! Ich fahre auch nicht ins Blaue hinein, wie ein junger Hansdampf. Ich überlege wohl, was ich wagen kann Du musst Vertrauen zu mir haben."

„Nein, nein, du darfst nicht!" rief die Frau weinend und hängte sich an ihn, als müsste sie ihn halten. Er sprach weiter, indem sich von ihr loszumachen suchte. „Und du, Winner, wirst also mein Melanchthon ..."

„Was Melanchthon!" rief Meta. „Er ist er ... Wir kopieren durchaus niemand."

Und Winner stimmte bescheiden ein: „Gewiss! Warum soll nicht jeder von uns selbstständig vorgehen?"

Dieser Widerspruch und das gleichzeitige beständige Jammern der Frau machte dem dicken Schmär den Kopf warm. „Ruhe doch!" donnerte er, „ihr dreieinhalb Weiber!"

Das war Winners doch zu stark. „Oho!" rief Meta, und selbst Heinrich protestierte: „Aber sei so gut! ich bin nicht anderthalb Weiber."

„Du? nein, deine Frau."

„Na hören Sie!" sagte jetzt Meta streng. „Sie werden grob. Nehmen Sie das zurück!"

„Dass Sie gut anderthalb Weiber wert sind? Ist doch wahr!"

„Nein, das von meinem Mann. Das braucht er sich nicht gefallen zu lassen."

„A bah," lachte Schmär, „das nimmt er nicht übel."

Winner war schon besänftigt: „Natürlich nicht!" und streckte ihm die Hand hin.

Aber Meta schlug seine Hand weg: „Doch, das nimmt er übel! Nehmen Sie Ihre Beleidigung zurück Herr Pfarrer!"

„Hab gar keine Veranlassung," meinte dieser, „Sie hören ja."

Und Winner bestätigte: „Wirklich, Meta. Lass, doch! ..."

Moser beschwichtigte ebenfalls. „Ich meine auch, Frau Winner. Wir kennen ja seine Art. Der Scherz ist etwas missglückt, das sieht er im Stillen selbst ein."

„Natürlich, ein ungeschickter Scherz,“ wiederholte Winner. „Es wäre lächerlich, da böse zu sein.“

Aber es half alles nichts. „Du bist böse,“ rief Meta gebieterisch. „So was kannst du nicht einstecken. Und wenn Sie, Herr Pfarrer, diese Beleidigung Ihrer Gäste nicht zurücknehmen, dann müssen wir eben gehen. Komm Heinrich!“ Sie fasste den Zögernden am Arm, gab ihm den Hut in die Hand und setzte am Spiegel den ihren auf

Schmär suchte jetzt zu begütigen: „Aber ich bitte Sie ... das ist ja Unsinn! Winner, brauche doch deine Autorität als Mann!“

Frau Schmär redete ebenfalls zu, unter Verweisung auf den gedeckten Kaffeetisch. Aber Meta wollte nichts hören; sie küsste Frau Schmär zum Abschied: „Adjö, adjö! Komm bald rüber zu uns und bring auch ja die ganze kleine Bande mit, ja? recht bald! weil uns hier“ (dabei blickte sie zornig auf Schmär) „das Vergnügen verdorben ist.“ Sie nahm Winner, der sich ebenfalls bedauernd von Frau Schmär verabschiedete, am Arm und segelte zum Ausgang rechts. Hier hatte Schmär seine stattliche Person vor der Tür aufgepflanzt und versperrte lächelnd den Weg. Meta im Kommen, nickte ihm etwas spöttisch zu und sagte leichthin: „Adjö Herr Pfarrer!“ Dann drängte sie ihn mit einem energischen „Weg da!“ einfach beiseite und rauschte hinaus.

Moser folgte, um sie zu besänftigen.

Schmär aber blickte ihr bewundernd nach: „Ein Teufelsweib!“ und stieß begeistert die Fäuste gen Himmel: „Herrgott! was könnten wir für Männer sein, wenn du uns nur immer die richtigen Frauen vergönnen wolltest!“ Es klang in einen wehmütigen Vorwurf gegen den Himmel aus!

Frau Schmär sagte ganz gleichmütig: „O sei zufrieden. Mit der hättest du den ganzen Tag nichts als Streit.“

„Haha! glaub's nicht,“ lachte der Mann. „Die wollt ich schon bändigen. Der Winner versteht's nur nicht, der Pappsack. Jedes Weib — und so eins erst recht! — verlangt gar nichts anderes, als gebändigt zu werden.“

„Nein, geliebt zu werden.“ Das klang so rührend, dass selbst dieser Schmär etwas verlegen wurde.

„Nun, das mein ich ja. Das kommt auf eins heraus. — Möcht nur wissen, was unser Herrgott für Finessen dabei haben mag, dass er so sonderbar die Paare vertauscht. Der Kinder wegen? Winners haben ja keine.“ Er wollte etwas sagen, verschwiegs aber und warf sich in die Brust, indem er die muskulösen Arme reckte. „Dir wäre doch auch der sanfte Fisch Winner lieber.“

„Aber Mann! wie kannst du so was sagen. Das ist schlecht. — Und gelt, das vom Skandalmachen war doch auch bloß so gesagt? nicht dein Ernst! Ich hätt's ja gar nicht glauben sollen.“

Er wurde gleich wieder grob. „Glaub du, dass die Kartoffeln weich werden vom Sieden. Aber die großen Angelegenheiten der Menschheit überlass ruhig mir, dieweil du davon gar nichts

verstehst. Meinst du, ein Weib könne von dem gottgewollten Pfad mich abbringen? — Und heul nur nicht! still! — Lass mich allein! Das heilige Feuer hier” (er schlug auf die Brust) „werden deine Tränen auch nicht löschen.”

Die Frau gehorchte und verließ, indem sie ins Taschentuch schnipste, das Zimmer, worauf der Sieger im ehelichen Kampf gedankenvoll auf- und abging, das Teufelsweib Meta im Kopf. „Der will ich’s zeigen, was ein Luther ist. Die soll noch anders von mir denken lernen, als von ihrem mannhaften Winner.” Jetzt legte er sich hin und paffte heftig; sprang dann auf, wie in plötzlicher Erleuchtung, und legte sich wieder hin.

Indes kam Moser zurück und meldete: „Nichts bei ihr zu machen!”

„Natürlich,” höhnte Schmär, „wenn ein Weib mal seinen Kopf aufsetzt, dann bleibt’s auch dabei — bis morgen früh.”

„Übrigens, so sehr können Sie ihr’s nicht verdenken”, sagte Moser. „Es war schon ein bisschen stark.”

„Herrgott! aber wahr ist’s doch. Das sieht ja jeder in der ersten Viertelstunde schon, dass dieser gepriesene Winner mehr Weib ist, als sein Weib. — Man braucht’s nicht zu sagen, meinen Sie? Ach, ich muss so viel immer schmusen und feilschen mit der Wahrheit, dass mir immerfort übel ist. Da muss ich zuweilen was ‘rauskotzen, entweder so Grobheiten oder aber den letzten Rest meiner Manneswürde. Lieber noch ein Raubein sein, als dass alle Selbstachtung zum Teufel geht.”

„Ja ja,” seufzte der Andere, „Kirchendienst verderbt den Charakter, oder aber den Kopf. Letzteres ist weniger schmerzlich und wird instinktiv meist vorgezogen.”

„Pah! die Meisten machen Halbpart: hier ein wenig und da ein wenig.” Sie standen einen Augenblick wortlos, beide zu Boden blickend; Schmär zornig, die Stirn in Falten, Moser die Mundwinkel hängend. Die Bitterkeit war ihnen empor gequollen, die bei misshandelten Sklaven immer auf dem Grund der Seele ruht.

„Sagen Sie,” begann Moser, „bleiben Sie fest dabei, sich gegen den Erlass auf die Hinterbeine zu stellen?”

„unerschütterlich! Ich will sonst ein Waschlappen heißen!”

„Und ich tue mit! Ich habe schon etwas getan, aber es ist zu wenig. Ich habe den Erlass von der Kanzel verlesen und hinzugesetzt: Dies habe ich euch kundgetan, damit ihr wisst, dass für alles, was ich hier vorlese, nicht ich verantwortlich bin, sondern das Konsistorium.”

Schmär lacht: „Und —?”

„Nichts weiter. Es scheint, man hat nicht genügend begriffen.”

Schmär lachte wieder. „Echt!”

„Der Gemeinderat Kroll, mein Feind, witterte etwas und sah seinen Herrn, den Sonnenwirt, fragend an. Der aber verzog diplomatisch keine Miene, während das Hirn jedenfalls hart

arbeitete, um die Sache zu begreifen.“

„Na vielleicht geht ihm noch ein Licht auf,“ meinte Schmär, „dann haben Sie Ihren Krakehl.“ Und stolz setzte er hinzu: „Meiner soll saftiger werden.“

Was er beabsichtige?

Schmär warf sich in die Brust.

„Ich! Was Feines! das können Sie sich denken. Was Großartiges! Ganz im Ernst. Man soll noch reden von mir.“ Er legte sich wieder auf das Sofa. „Wenn Sie bescheidener sein wollen als Winners, so dürfen Sie sich mir anschließen.“

„Mir kommt’s nur auf die Sache an.“

„Setzen Sie sich mal da her!“ sagte Schmär gönnerhaft und wollte eben loslegen, da erschien am Eingang der Buchhändler Fritsch, ein zartes zierliches Herrchen, von großer Schüchternheit, gegen die er beständig durch Witzeleien und forcierte Keckheiten ankämpfte.

„Abendruhe nach des Tages Lasten ...“ sang er an der Tür, den Hut schwenkend.

Schmär fuhr sehr erfreut empor. „Fritsch! Dich sendet mir Gott ...“

„Stimmt!“ rief dieser ulkig und legte besinnend die Hand an die Stirn. „Was sollt ich nur?“

„Du wirst mir meine Thesen verlegen!“

„Thesen? Hast du die Disputation das nächste Mal?“

„Was Disputation! Höher, Fritsch! Welthistorische Thesen! reformatorische! die Kirche ist wieder mal reif dazu. Dieser neueste Konsistorial-Erlass mit seiner schamlosen Mumienverherrlichung ist mir in die Krone gefahren.“

Dem Buchhändler wurde es unbehaglich. „Hm! das dürfte aber gefährlich werden,“ meinte er kleinlaut.

„Natürlich!“ prahlte Schmär. „Krieg und Schlacht ist immer gefährlich. Ohne Gefahr kein Sieg, kein Ruhm. Übrigens tollkühn bin ich nicht. Du weißt doch, dass mindestens achtzig Prozent der Pfarrer unzufrieden sind. Sie wagen ja natürlich nichts; aber wenn ich’s tue und die erste Schlacht siegreich geschlagen ist, dann werden sie in hellen Haufen kommen und mittun. Und wenn ich selbst fallen sollte als ein Arnold Winkelried des neuen Geistes, hie steh ich, ich kann mal nicht anders.“

Fritsch dagegen konnte sehr gut anders. „Groß lieber Freund!“ lobte er. „Sehr edel! Von Herzen wünsch ich Dir allen Erfolg. Aber ich selbst, — verzeih, ich glaube, ich bin nicht der richtige Mann dazu, mitzuhelfen.“

„Aber Mensch!“ drohte Schmär.

„Nein nein,“ wehrte sich Fritsch entschiedener, „ich steche nicht gern in Wespenester. Ich

habe nur ein Verlagsgeschäft zu ruinieren.“

„Und ein zehnmal, hundertmal größeres zu errichten. Ich mach Dich berühmt. Du kennst mich doch! Denk nur, Luther hätte seine 95 Thesen, seine weltgeschichtlichen, einem Verleger gegeben, statt sie an der Schlosskirche anzuschlagen. Der Mann wäre ja berühmt geworden, wie Cotta. So aber hat jenes Thor der Kirche den Ruhm allein geschluckt.“

„Und jetzt soll ich der Thor sein, der das Fiasko des neuen Luther schluckt?“

Schmär war indigniert. „Wenn Du nicht ernst sein kannst bei so ernstesten Dingen, dann lassen wirs eben. Es gibt noch mehr Verleger.“

„Geh, sei nicht böse,“ lenkte Fritsch ein. „Ich möcht ja ganz gern ..., aber ..., und ich kenn Dich ja ..., ich hab schon Vertrauen zu Dir ...“

„Das denk ich doch auch.“

Fritsch wandte sich an Moser: „Würden Sie sich darauf einlassen?“

Als dieser lachte: „O ja. Ich bin mit dabei! stieg die Geneigtheit Fritsch's und er meinte: „Hm! Näher überlegen können wirs immerhin.“

„Also vorwärts!“ rief nun Schmär und schellte gewaltig mit der Tischglocke. „Wir haben Eile. Am 31. Oktober ist der Jahrestag der Lutherthesen, da sollen auch die meinigen steigen.“

Dann befahl er seiner Frau, die erstaunlich schnell auf das Glockenzeichen herbeigeeilt war, vier Flaschen ins Gartenhäuschen — jedem Herrn eine, dem braven Hausherrn zwei, — fasste Moser und den Verleger am Arm und zog sie mit sich.

„Rasch, rasch [“rief er im Gehen. „Es rumort schon in meinem Schädel, die Küchlein wollen ausschlüpfen ich spüre sie zappeln. Fünf und neunzig müssens sein.“ ... Einige Stunden schon arbeiteten die Drei im einzimmerigen Gartenhäuschen, das an die Kirchhofsmauer angebaut war und das der Pfarrer in der guten Jahreszeit gern als Arbeitsraum benutzte. Der Abend dämmerte nieder, ein Gewitter war aufgezogen und machte noch dunkler; im Häuschen brannte die Lampe. Vor der Tür aber, auf den Treppenstufen, stand ein Weib und horchte. Sie achtete des Sturmes nicht, der ihr Haar und Hocke verwehte, nicht des Blitzes, der hin und wieder das angstvolle, welke Gesicht beleuchtete, nicht der schweren Regentropfen, die schon dicht und dichter herab schlugen. Nicht Blitz und Sturm und Regen, wohl aber, was sie da hören musste, erregte ihr Grausen. Bei jedem neuen, frechen Kraftwort, das die Männer fanden und mit Gelächter und Gläserklingen begrüßten, erbebt die Arme. Si war ja niemals die geistige Genossin ihres Mannes gewesen, aber sie kannte doch genug von seinem Wesen, um zu verstehen, dass er jetzt Empörung plante, Empörung wider die geistliche Obrigkeit, wider die Brotherren, in deren Macht es stand, die ganze Familie in Not und Elend zu jagen. O, sie werdens tun! Es wäre nicht das erste Mal.

Sie hatte genug gehört. Sie war trostlos, als sie endlich sich vor dem zunehmenden Regen ins Pfarrhaus zurückziehen musste. Fröhlicher Kinderlärm tönnte aus dem Wohnzimmer. O diese Unverwüstlichen! Am lautesten war Jakoble, der in kindlichem Optimismus schon überzeugt war, dass der Vater sein Schwänzen nicht bemerkt oder mindestens wieder vergessen habe.

Der Kinderlärm tat der geängsteten Frau weh; um allem zu sein, ging sie ins Schlafzimmer. Die kleine dreijährige Frieda war noch wach und fragte, „Mama, warum weinst? Hat er Dir etwas getan?“ Die Mutter zwang ihre Stimme zur Ruhe und sagte, „Nein, schlaf nur, Liebling!“ und sang ihr etwas vor. Aber es ging schwer, mit solchem Kummer zu singen. Bald schlief die Kleine. Nun warf sich die Frau auf die Knie. „Er darf nicht! Lieber Gott er darf nicht! O zeige mir, was ich tun soll!“ Und mitten im Weinen fiels ihr plötzlich ein, was sie tun sollte. Ja, das musste helfen. Ihr Herz strömte über von Dankbarkeit gegen Gott, der sie so schnell erhört hatte. Froh ging sie ins Wohnzimmer und umarmte stürmisch den fünfjährigen Hans; die anderen Kinder wurden eifersüchtig und wollten auch geliebt sein.

Alle zusammen schloss die Mutter sich niederkauernd in die Arme: „Nein! Euch lass ich nichts geschehen!“ —

Am anderen Tag, als das Haus noch schlief, ging sie heimlich weg, nach der Stadt. Der Magd hatte sie schon gestern irgendeinen Vorwand hinterlassen. Unterwegs, in der frischen, nüchternen Morgenluft, wurde allerdings bei näherem Nachdenken ihre anfängliche Zuversicht erschüttert. Sie wollte den vorgesetzten Dekan ins Vertrauen ziehen, damit er den Skandal rechtzeitig unterdrücke. Aber wie sollte Das geschehen, ohne dass ihr Mann erführe, dass sein Weib die Verräterin sei? Nie durfte er Das erfahren, lieber sollte das andere Unheil seinen Lauf nehmen. Und ferner: was konnte der Dekan machen? Gütliches Zureden half nichts bei ihrem Mann, machte ihn nur eigensinniger: Das wusste sie. Bald hatten Kummer und Sorge ihre Seele so ganz wieder eingehüllt wie der wehende Morgennebel ihre kümmerliche Gestalt.

Ein milder Inquisitor

Durch die Fenster des Dekanathauses in Mittelberg lachte die schönste Morgensonne, als Stoll, soeben aufgestanden, in sein Studierzimmer trat, in frühester Morgenstunde schon so sauber und tadellos gekleidet, dass er sofort den König selbst hätte empfangen können.

Zufriedenen Sinns ließ der rundliche kleine Herr seine junge Dekanswürde auf den Sessel vor dem Schreibtisch nieder. Vor ihm, auf hohem Bücherbrett, nahm eine dicke Bibel den Ehrenplatz ein, rechts und links, wie eine Henne von ihren Küchlein, umdrängt von den schwächeren Bänden des Konsistorialamtsblattes, das er fast auswendig wusste. „Gottes Wort,“ pflegte er zu sagen, „ist jedes Christen Lebensbrot; das des Pfarrers aber ist das Wort Gottes und des Konsistoriums.“ Er weidete sein Auge an den gänzlich schmucklosen Pappbänden, das Herz schwoll ihm vom friedsamem Glück eines reinen Gewissens in guter Pfründe, und obwohl er natürlich schon vorher dem himmlischen, noch über dem Konsistorium stehenden Vorgesetzten die tägliche Aufwartung gemacht hatte, drängte es ihn nochmals zu Worten des Danks.

„Du bist's, o Herr, der mich geleitet hat von Kindesbeinen an; du hast in so ungewöhnlich jungen Jahren mich zu dieser Würde erhoben. Gib mir auch heute die Kraft für meinen schweren verantwortungsvollen Beruf als Oberhirte so vieler Seelen. Steh mir bei, dass ich untadelig wandle, dass ich treu sei im Großen, um auch des Größeren, das dein heiliger Wille vielleicht mit mir vorhat, würdig zu sein. Herr, wie du willst! in Demut halte ich still, in deiner Kraft will ich alles wagen.“

Dann widmete er sich mit Eifer den Pflichten seines hohen Berufs, bis die Ankunft Winners, der auf heute vorgeladen war, ihn unterbrach.

Stoll reichte ihm nachlässig freundlich die Hand, ohne sich zu erheben, wies schweigend auf einen Stuhl und kramte mit gespielter Zerstreutheit in den Akten. „Aber lieber Herr Pfarrer,“ begann er mit freundlich überlegenem Tadel, indem er Winner einen Augenblick verwundert ansah und dann weiter in den Papieren kramte, „Sie ... haben mir da ... eine etwas eigentümliche Eingabe geschickt.“

Er hatte das Papier jetzt gefunden und hob es unter die Augen. „Sie weigern sich, den neuen Erlass über die wortgetreue Benützung aller kirchlichen Formulare zu befolgen, weil das gegen Ihre Überzeugung wäre, und Sie erlauben sich dabei, diesen . . . hohen Erlass . . .“, er richtete schweigend einen mild strafenden Blick auf den Sünder, „ein wenig unbescheiden zu kritisieren. Ja, — das Konsistorium ist von seinen Geistlichen Gehorsam gewöhnt, nicht Kritik. Ich kann dies Schriftstück an die hohe Behörde nicht befördern. Ich muss schon sagen, Ihre Eingabe hätte eine korrektere Form, wenn Sie einfach um Ihre Entlassung bäten. Denn darauf kommt die Sache hinaus. Wollen Sie wirklich Ihr Amt verlieren?“

„Das nicht,“ begann Winner bescheiden, „sondern ...“

„Nun also!“ fiel ihm Stoll ins Wort, „das hab’ ich mir auch gleich gedacht. Dann aber nehmen Sie das,“ er reichte ihm das zusammengefaltete Papier „nur ruhig wieder mit und danken Sie Gott, dass Sie einen so väterlich milden Vorgesetzten haben, der diese Ungebühr, — denn das ist es, Herr Pfarrer! — mit Schweigen und Vergessen zudeckt. Es wäre doch auch recht unklug von Ihnen gewesen, Ihre schöne Stellung so mutwillig zu verscherzen. Sie haben ja das allerbeste Leben in Ihrem Idyll da draußen, — schönes Frauchen, keine Kinder, fromme Gemeinde. Wahrhaftig, ich mit meinen aufreibenden oberhirtlichen Pflichten und Verantwortungen, habe Sie schon oft beneidet. Bedenken Sie: ich, ein Dekan! — Dabei Ihr mildes sanftes Wesen, Sie sind ja ein wahrer Musterpfarrer, den ich höchst ungern verloren hätte. Also, es bleibt dabei, mein Lieber, nicht wahr?“ dabei reichte er ihm die Hand.

Winner musste sich Zwang antun, zu widersprechen. „Entschuldigen Sie, Herr Dekan, so sehr ich für Ihr Wohlwollen und Ihre gute Meinung von mir dankbar bin, — mein Gewissen erlaubt mir doch nicht ...“

Wieder fiel ihm der Dekan mit wichtiger Miene ins Wort. „Natürlich, Ihr Gewissen! Sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist sehr schön von Ihnen, dass Sie Ihr Gewissen nicht leicht nehmen. Alle Achtung vor Ihnen, dass Ihnen das zu schaffen macht. Aber wenn Sie selbst in diesem inneren Konflikt nicht zurechtkommen, so bin ich ja da, Ihr Vorgesetzter, Beichtvater und Gewissensrat, und als solcher sage ich Ihnen hiemit: Ihren Bedenken liegt denn doch — Sie nehmen mir das nicht übel! ich meine es nur gut! — auch ein klein wenig Hochmut mit zugrunde, wie überhaupt dieser leidigen Wahrhaftigkeitsseuche, die neuerdings so in unserer Geistlichkeit grassiert. Als ob Sie, oder sonst einer der Herren, noch etwas zu entscheiden hätten, was doch die hohe Oberkirchenbehörde schon entschieden hat. Wo bleibt da die christliche Demut? der Gehorsam?“

Gewissen hat auch der Mameluk,

Gehorsam ist des Christen Schmuck! frei nach ... na, irgend so einem Klassiker, — Sie sind ja ein halber Schöngest, Sie werden schon wissen ...“

Winner blieb unverändert ernsthaft und sagte „Schiller.“

„Nun ja, ich dachte mir auch, Schiller oder Goethe. Es ist schon lang her, dass ich mich mit dergleichen befasst habe. Als junger Mensch hab' ich ja leider auch mal von diesem Zuckerwerk genascht; aber da ich ein Mann ward, Tat ich ab, was kindisch ist. Ja, selbst nicht ungefährlich sind diese Sachen —, es waren doch all keine recht christlichen Charaktere. Gar dieser Goethe, der ist doch eigentlich mehr als nur beinahe — ein unmoralischer Lump? Römische Elegien —, o ich erinnere mich wieder!“

Winner war sichtlich verdrossen über diese Blasphemien; Stoll merkte es und suchte nach abschwächenden Redensarten, da er doch das verirrte Schäflein durch Liebenswürdigkeit gewinnen wollte. Als aber Winner Miene machte, in der Pause zu Wort zu kommen, ließ Stoll seine Absicht fallen und fuhr schnell fort:

„Ja so, Sie sprachen von Ihrem Gewissen, ganz Recht. Wie gesagt, alle Achtung! Aber bauschen Sie das doch auch nicht auf. Ihre höchste, vorgesetzte Behörde“ (jedes Wort unterstrichen mit Stimme und Blick) „befiehlt! — da kann es doch nicht gegen Ihr Gewissen sein, diesen Erlass ehrerbietig und schweigend zur Kenntnis zu nehmen? Sie werden ja nicht gefragt, ob Sie ihn befolgen wollen! Da müssten Sie antworten. So aber sind Sie ja gar nicht gefragt; wozu da diese gefährliche Erklärung. Verlangen wir denn, dass Sie einen Revers darüber unterschreiben sollen?“ Mit gedämpftem Ton: „Ganz unter uns, lieber Herr Kollege, — ich kann Sie bestimmt versichern, dass das Konsistorium diesen Erlass sehr ungern von sich gegeben hat. Wir hatten ja nicht von ferne daran gedacht, wir würdigen ja durchaus die eigenartigen Schwierigkeiten, mit denen der Geistliche in der modernen Zeit zu kämpfen hat und wir fühlen sie vielleicht wohl auch selbst ...“ er blickte verschämt, korrigierte sich aber sogleich, aus Furcht zu viel gesagt zu haben: „d. h. ich meine, wir können uns in freisinnige Männer wie Sie wohl hineindenken und wollen Ihnen gewiss die Schwierigkeiten nicht verschärfen; nur dieses sozialdemokratische Schandblatt ist schuld daran mit seinen höhnischen Sticheleien - Sie wissen ja! Wollen Sie denen Wasser auf die Mühle treiben? Wenn die solchen Erfolg sehen, dann machen sie's nur noch ärger. Nein, nein, wir sind nun mal augenblicklich in einer fatalen Lage und müssen alle gute Miene zum bösen Spiel machen. Aber wenn dann über jenen Schandartikeln Gras gewachsen ist, dann ist's auch über dem Erlass gewachsen, den Sie jetzt glauben nicht verdauen zu können. Also nehmen Sie das nur wieder mit!“ dabei schwenkte er Winners Eingabe; „tun Sie ruhig, was Ihr Gewissen Ihnen sagt. Das heißt: meinen Sie nicht etwa, dass ich Ihnen Missachtung des hohen Erlasses empfehle; im Gegenteil: ich weise Sie hiemit nachdrücklich auf diesen hohen Erlass hin. Aber —“ er lächelte mild, ich bin kein Inquisitor, ich werde nicht nachforschen. Und mit Ihrer Gemeinde leben sie ja so musterhaft friedlich; da wird niemand Sie bei mir anschwärzen.“

So vieler Güte zu widersprechen, fiel dem armen Winner recht schwer. „Ich leugne ja nicht, Herr Dekan,“ begann er gequält. —

Da klopfte es und herein kam Frau Pfarrer Schmär. Bei Winners Anblick wich sie mit einem kleinen Schrei zurück und wollte verschwinden, schämte sich aber und kam wieder zurück.

„Verzeihen Sie, Herr Dekan, ... ich wollte mit Ihnen allein sprechen und dachte nicht, dass jemand schon hier sein könne. Bitte, Herr Pfarrer, sagen Sie niemand, dass ich hier war, auch meinem Mann nicht. Es ist ja nichts Unrechtes ...“ Sie brach in Tränen aus.

„Gewiss, ich verspreche es Ihnen,” sagte Winner. Dem Dekan kam die Unterbrechung sehr gelegen.

„Nun es ist gut, Herr Pfarrer, dass wir gerade fertig sind miteinander. Also hier ...!” Diesmal war die Geste so gebieterisch, dass Winner das Papier nahm; er wollte noch immer seine Weigerung begründen, aber der Dekan machte energisch Schluss. „Ich hätte Sie gern noch zu einem Gläschen eingeladen, aber Sie sehen ja ..., ein Schäflein drängt das andere. Auf Wiedersehen! und grüssen Sie Ihre liebe Frau.”

Sachte hatte er im Sprechen den Pfarrer zur Tür gedrängt und komplimentierte ihn vollends hinaus. Dann schloss er hinter ihm zu mit einer Handbewegung, halb segnend, halb „Apage ...!” Die frühen Sorgenrunzeln auf der Stirn über dem rosigen jungen Knabengesicht vertieften sich einen Augenblick, während sein Geist, von der Anstrengung des langen Sprechens erhitzt, sich gleichsam er atmend den Schweiß abwischte.

Der hinausgeworfene Winner aber dachte: „So schwätzt man einen Menschen tot!” ging sofort auf die Post und schickte dem Dekan die verschmähte Märtyrerakte wieder zu. So brauchte er der strengen Frau Meta auch nicht zu beichten, wie schwach er dem Dekan gegenüber gewesen war.

Stoll indessen wandte sich an die weinende Frau Schmär.

„Sorgen, Sorgen, überall hienieden! Ja, liebe Frau Pfarrer, auch Dekan zu sein, ist kein so großes Vergnügen. Aber man freut sich doch, helfen zu können. Das ist recht, dass Sie in Ihrer Not zu mir kommen.”

Er führte sie mild zum Sofa, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

„So! Schütten Sie Ihr Herz nur aus und seien Sie meiner väterlichen Teilnahme und meiner Hilfe, so viel in meinen Kräften steht, versichert.”

Ungefähr war der geistliche Vater eben so alt wie die Tochter, aber dem Aussehen nach schien sie wohl zehn Jahre älter als er. Er fühlte sich so recht in seinem Element, denn väterlich walten und dafür Gehorsam und Verehrung finden: das war die einzige Leidenschaft seines Lebens.

Als sie vor Weinen immer noch nicht sprach, suchte er nachzuhelfen.

„Die Kinderchen sind doch alle wohl?”

Sie nickte nur, mit einem kurzen Blick aus den tränenvollen Augen, der bedeutete: Dank der Nachfrage.

„Und der Herr Gemahl wohl auch?”

Sie nickte wieder, aber das Schluchzen verdoppelte sich.

„Aha! dachte Stoll; und laut: „Er behandelt Sie nicht gut?”

„Ach wenn es nur Das wäre,“ klagte sie, „daran bin ich längst gewöhnt!“

Der Dekan erschrak. Noch schlimmer! Das konnte nur Eins sein!

„Entsetzlich, entsetzlich! Ein Pfarrer! Aber ich begreife gar nicht ...“

Er hätte ihr gern etwas Schmeichelhaftes über ihre Schönheit gesagt: — er machte gar gern Komplimente, durch die man auf so bequeme Weise beliebt wird, und Beliebtheit ist Macht —, aber als er sie ansah, unterdrückte er das Wort und fuhr fort: „Ich begreife gar nicht ... Es ist doch niemand Gebildetes in Ihrem Dorf ... Es wird doch nicht ... das Dienstmädchen sein?!“ Die runden Augen hingen mit fragendem Entsetzen an ihrem Mund.

Die Frau hörte plötzlich auf, zu weinen. Sie hatte begriffen.

„Ach nein, Herr Dekan, es ist nicht das. Gott sei Dank!“ Ihr Blick sagte: Wie kommen Sie eigentlich auf so etwas!

Die Verwunderung über diesen Gedanken des geistlichen Herrn und ein wenig verletzter Stolz, dazu die tröstliche Erkenntnis, dass es doch noch Jammer auf dieser Welt gebe, der ihr erspart bleibe; das Alles hatte sie mit einem Schlag aus ihrer Verzweiflung gerissen. Der Dekan dagegen war ärgerlich, dass er sich so vergaloppiert hatte, und unterdrückte nur mit Mühe ein ungnädiges: „Aber so reden Sie doch deutlicher!“

„Nein,“ sagte die Frau, „aber“ um Amt und Brot will er sich und die Familie bringen.“

„Ja, wieso das?“

„Er hat etwas geschrieben gegen das Konsistorium; so arg, dass es uns sicher das Amt kosten wird!“

Dieser zweite Schreck war nun doch noch größer als der erste. Alles Blut wich aus dem rosigen Gesicht.

„Was? das wäre ja noch ... Und in meiner Diözese!“

Er war aufgestanden und ging im Zimmer erregt auf und ab. Er kannte Herrn Schmär zur Genüge, um das Schlimmste zu befürchten; er spürte förmlich dieses Temperament und diesen Stil.

„Mein Gott, mein Gott! immer neue Erschütterungen! Soll denn gar nicht Ruhe werden? und die Kirche bedarf ihrer doch so sehr. — Ist es denn schon gedruckt? und wo?“ Er setzte sich wieder.

„Noch nicht,“ antwortete die Frau, „oder doch! Wahrscheinlich schon heute. Mein Mann hat es gestern Herrn Pritsch in Verlag gegeben und der Druck sollte sehr beeilt werden. Es sind 95 Sätze, die am 31. Oktober ...“

„Aha, ein neuer Luther!“ Stoll grinste schwach.

... am 31. Oktober in allen größeren Städten des Landes gleichzeitig und heimlich an

Kirchtüren und Plakatsäulen angeschlagen werden sollen.

„Heimlich? O das wird ein kurzes Vergnügen sein. Wenn das ohne Genehmigung geschieht, so wird man die Gräuel bald wieder weg haben!“

„Ja, aber sie meinen, mindestens sei dann das nötige Aufsehen erregt und dann werden die Sätze um so eifriger gekauft werden und nachhaltiger wirken.“

Der Dekan kratzte [sich gequält hinterm Ohr. „Ei! ei! ei! Ist ja kindisch! Aber ein widerwärtiger Skandal! Aber vielleicht ist die Sache gar nicht so schlimm, wie Sie meinen. Da hat neulich im Badischen auch so ein Pfarrer ...“ Er machte eine verächtliche Handbewegung. „Aber Schmärl!... freilich! Wenn ich nur wüsste ... Können Sie denn nicht Genaueres ...?“

„Ich hätte es ja gern abgeschrieben, das Konzept, in der Nacht; ich konnte doch nicht schlafen; aber ich hab mich zu sehr gefürchtet, es wäre zu gefährlich gewesen. Wenn er es gemerkt hätte! Ich weiß nur noch, dass es sehr arg ist. Das Konsistorium sei wie die Pharisäer und Hohenpriester zurzeit Jesu, und ein christlicher Mensch müsse ebenso derb mit ihm reden, wie es Jesus mit den Pharisäern und Luther mit dem Papst gemacht habe.“ Der Dekan rückte unruhig hin und her. „Ja, und die Überschriften der vier Abschnitte weiß ich noch, in welche die Sätze eingeteilt sind: Erster Abschnitt: Grundsätze der christlichen Gemeinschaft im Sinne Jesu und der Apostel.“ Stoll nickte wohlwollend. „Zweiter Abschnitt: Uneingestandene Statuten der Aktiengesellschaft, genannt Evangelische Landeskirche.“

Der Dekan sprang so heftig auf, dass er fast das zierliche, ovale Sofatischchen umgeworfen hätte. Er war sehr blass.

„Genug, genug! Das ist allerdings ... das ist ernst . . .“

Dann mischte dem Schreck sich Entrüstung bei. „Nein, so was!“ Wie er so im Zimmer auf und ab schritt, war all die ruhige Würde seines Wesens wie weggeblasen. Die Frau, die ihn mit ängstlichen Blicken verfolgte, fing wieder an, zu weinen.

„31. Oktober ... noch ists nicht zu spät. Das muss verhindert werden. Ich danke Ihnen herzlich, liebe Frau Pfarrer, — trösten Sie sich, es wird schon alles gut werden, — Sie haben der Kirche als ihre treue Tochter einen wertvollen Dienst erwiesen, das soll Ihnen nicht vergessen werden. Aber Sie haben Recht: wenn dieses Attentat zur Ausführung käme ...! Doch wir werdens mit Gottes Hilfe zu verhindern wissen Aber ich muss rasch handeln. Deshalb entschuldigen Sie dass ich unsere Unterredung abbreche. Habe ohnedies jetzt auch,“ er zog die Uhr, „meine Kirchenratssitzung. — Kopf hoch! liebe Frau. Glauben Sie mir, dass ich tun werde, was ich kann, mit allen Kräften auch für Sie, denn Ihr Interesse ist hier völlig eins mit dem unsrer teuren Kirche über die ich kraft meines Hirtenamts zu wachen habe.“

„Und nicht wahr, Herr Dekan,“ bat die Frau, „er wird es nicht erfahren, dass ich ... Niemals?“

„Ich begreife Ihren Wunsch,“ nickte Stoll. „Wenn nicht ganz gebieterische Gründe dagegen sprechen, — was ich nicht glaube, — soll ihr Mann durch mich nie etwas von Ihrem Schritt erfahren. Ich werde es schon klüglich ordnen. Und nun, der Herr sei mit Ihnen und mit unsrer bedrängten Kirche.“

Diplomatie

Als die Frau fort war, stand der Dekan einen Augenblick mit gesenktem Kopf um sich zu fassen, gings dann, wieder ganz würdiger Herr, zur Tür links und öffnete.. Ruhig, mit gelassener Würde, grüsste er in den Saal hinein: „Guten Morgen, meine Herrn. Wir sind noch nicht vollzählig?“ und zog wieder die Uhr. „Nun, wir haben ja noch Zeit. Ah, Herr Fritsch! schon hier, darf ich Sie einen Augenblick hereinbitten?“

Nachdem Fritsch eingetreten und die Tür geschlossen war, sagte er Jovial und sehr freundschaftlich: „So, lieber Herr Fritsch, hier warten Sie angenehmer. lieh. „Und wie gehts immer? Etwas strapaziert, mein ich? Scheinen heut nicht so ganz fritsch, Herr Fritsch!“ Dabei lachte er bubig und selbstgefällig.

Fritsch, in der Tat noch angegriffen von der gestrigen Sitzung bei Schmä, meinte „O, nicht schlimm. Der Bien muss halt.“

„Ei! ei!“ drohte Stoll mit dem Finger, „gewiss zu tief ins Gläschen geguckt, gestern? lamentationes felis communis Na, lassen Sie nur drin nichts merken!“ Er deutete auf den Sitzungssaal, „Und . . . was ich fragen wollte wie ists denn seither mit meiner Predigt vom Pfingstfest gegangen? Keine neue Auflage nötig?“

„Noch nicht ganz,“ lächelte Fritsch. „Aber es scheint nicht schlecht zu gehen, es kamen schon manche Nachbestellungen. Wenn Sie wieder mal eine haben...“

Nun das freut mich, freut mich wirklich. Es ist doch noch Hunger- nach Gottes Wort im Land. Wir sollten nur mehr leisten. – Ja zum Reformationsfest hab ich wieder was auf dem Herzen, das auch mal ein größeres Publikum... Aber sagen Sie mal, wollen Sie nicht auch andre Herren von der Diözese auffordern? Ich möchte mich nicht allein so vordrängen...“

Fritsch wehrte verbindlich ab. „O...ziehe den Herrn Dekan doch vor. Besser ist besser.“

„Nein, nein, im Ernst! Es ist doch mancher würdiger alter Herr da, auch wohl mal ein jüngerer, wiewohl die jüngeren allerdings...“ Er machte ein bedenkliches Gesicht, „Haben Sie noch mit keinem angeknüpft? Kann ja auch was Wissenschaftliches sein. Ich möchte gern auch darin meine Diözese empor bringen.“

„Da hab ich ja etwas, von Werner . . . von Haug...“

„Natürlich. Kenn ich ja. Aber in neuester Zeit, mein ich ... Gar nichts?“

Fritsch vermied eine direkte Antwort. „Ja bedenken Sie aber, Herr Dekan, dass meine Mittel doch beschränkt sind. Gar zu viel kann ich nicht gleichzeitig anfangen.“

Gewiss. Selbstverständlich. Ich frage ja auch nur. Übrigens denke ich, dass es für Sie nur von Vorteil sein könnte, wenn Sie mich über Ihre Unternehmungen immer auf dem Laufenden halten; zum Voraus mein ich.“

„Ich fürchte aber doch, Herr Dekan, die Herren Geistlichen könnten das als unliebsame Bevormundung oder Zensur ...“

„Was sagen Sie ... Zensur!“ rief Stoll lebhaft. „Sie behielten ja ganz Ihren freien Willen. Nur über die etwaigen Aussichten und Folgen der Veröffentlichung würde ich Ihnen ganz unmaßgeblich meine Ansicht sagen. Und sonst brauchte es ja niemand zu wissen. Bedenken Sie immerhin, — mit Ihnen kann ich ja wie mit einem Kollegen reden, — auch Sie haben eine sehr verantwortungsvolle Stellung, als kirchlicher Verleger. Es ist eine ernste Zeit und es gibt da so allerlei Richtungen ...“

„Für uns Verleger, Herr Dekan, gibts nur eine Richtung: die auf den Erfolg!“

Fritsch belachte seinen Witz, der Dekan aber sagte ernst und salbungsvoll: „Setzen Sie hinzu: auf den Erfolg für das Reich Gottes, dann bin ich einverstanden. Ich glaube, das fällt auch zusammen mit Ihrem persönlichen Erfolg. Denn nehmen Sie an, es passierte Ihnen einmal ein Fehler — wir sind ja alle fehlbar, ein Fehler in der Auswahl Ihrer Verlagsartikel, Sie würden einmal das Interesse der Kirche, wenn auch unwissentlich, schädigen, — ja, dann könnten Sie es den Behörden, weltlichen und geistlichen, heutzutage nicht verübeln, wenn sie ihre nicht ganz wertlose Gunst von Ihnen abzögen. Doch ich rede da! ... der Eiferum das Haus Gottes will mich wieder einmal fressen! Na, und Sie haben ja solche Vorlesungen Gottseidank nicht nötig. Sie sind noch immer treu erfunden worden.“

„Allzeit der Stimme des ‘Gewissens treu; wenn ich auch vorhin den Witz mit dem Erfolg gemacht habe, — Sie verstehen ja schon —: selbstverständlich innerhalb der Grenzen des Guten und Wahren.“

„Möchten wir nur allezeit gleich denken über das „Gute und Wahre“, das wünsche ich unsrer Freundschaft. Denn so lang wie diese Übereinstimmung wird auch unsre Freundschaft dauern.“

Er machte eine kleine Pause, mit unauffälligem Blick, um dem Verleger Zeit zum Beichten zu lassen. Aber vergeblich,!

„Na, jetzt dürfte es wohl Zeit sein,“ sagte er dann, aber unter der Tür blieb er plötzlich stehen

„Ach, fast hätte ich vergessen. Entschuldigen Sie mich drin noch zwei Minuten, ich komme dann sogleich.“

Fritsch ging hinein. Der Dekan, allein, murmelte entrüstet. „Unglaublich mit dem Menschen!“ und drückte auf die elektrische Klingel.

Gleich darauf kam Vikar Schwarz; ein sehr strammer junger Mann, vorm Jahr noch Student, glatt rasiert, die schwarzen Haare sehr kurz, Typus eines italienischen Abbate. Sein fortwährendes Lächeln machte einen leicht maliziösen Eindruck.

„Herr Dekan?“

„Lieber Herr Vikar,“ sagte Stoll geheimnisvoll, „ich gebe Ihnen einen großen Beweis meines Verrauens und zugleich Gelegenheit, unsrer teuren evangelischen Kirche einen nicht unwichtigen Dienst zu erweisen.“

„Was Römischeres?!“ fragte Schwarz kampflustig.

„Im Gegenteil! Was Hyperprotestantisches. Schmärl hat ein Pasquill ...“

„Aha!“

„... geschrieben. Giftig! sag ich Ihnen.“ Er hielt die Hand vor den Mund auf der Seite des Sitzungssaals und raunte: „„Die Aktiengesellschaft, genannt Evangelische Landeskirche!“ in dem Ton!“

„Scheußlich!“ sagte der Vikar. Aber er lächelte weiter und es lag wenig Emphase in dem Wort.

Desto kräftiger fuhr der Dekan fort: „Das muss unterdrückt werden, ehe es erscheint, und Sie sollen dazu helfen.“

„Verfügen Sie ganz über mich, Herr Dekan.“

„Schön“ Stoll reichte ihm die Hand. „Vor allem Russen wir irgend wie von der Sache Wind bekommen. Meine bisherige Quelle darf nicht genannt werden, gar nicht in Verdacht kommen. Machen Sie sich also an Fritsch heran, aber heute noch, - der hat den Verlag übernommen, - ich habe eben bei ihm auf den Busch geklopft, aber der Mensch ist ganz verstockt. Finden Sie irgendeinen Grund ... Jahrestag...freudiges Ereignis ..., ihm tüchtig einzuschenken.“

„Verstehe.“

„Oder können Sie die Setzer bei Wolf ausholen? Sie kennen wohl einen vom Jünglingsverein her?“

„Jawohl, Herr Dekan! Zwei“

„Oder auch Wolf selber? er ist Tollpatsch genug. Kurz, das überlass ich ganz Ihnen, Sie könnens machen. Sind ja äußerst ...“ Er tippte auf die Stirn. „Prima Examen! förmlich so gut wie ich selbst.“

Der Vikar grinste stärker und machte eine bescheidene Handbewegung. Dem Dekan aber kam eine neue Idee.

„Nein, da fällt mir das Beste ein! Ich weiß ziemlich sicher, dass das Pamphlet heute bei Wolf gedruckt wird, da attrapiere ich die Bescherung wie zufällig im Setzsaal. Dazu müssen Sie Wolf einer ganz vertraulichen Unterredung in seine Privatwohnung entführen, - suchen Sie einen Vorwand...“

„Hab ihn schon: ein Setzer war am Sonntag in der sozialdemokratischen Versammlung “

Grässlich, dieser Fortschritt der Seuche! aber das passt. Also Sie sind dort Punkt 3 Uhr - setzen wir 5 Minuten Spielraum, - 5 Minuten später komm ich ins Büro, treffe Wolf nicht an, dringe, um ihn zu suchen in den Setzsaal ein mit der lebenswürdigen Dreistigkeit, die uns besseren Herren immer gut steht, - Ihnen kann ich das schon sagen; werden ja auch einer! — bin mit jedem Setzer leutselig, — na da werd ich ja sehen, was sie treiben. Das wird so 10

Minuten dauern, solange mindestens halten Sie Wolf fest.”

„Verlassen Sie sich ganz auf mich, Herr Dekan!”

Die Sache war abgemacht. Der Dekan reicht die Hand zum Abschied. „Also! Verdienen Sie sich Ihre ersten diplomatischen Sporen. Werden ja auch mal hoch kommen! — Und noch eins, lieber Herr Vikar: vielleicht denken Sie, diese krummen Wege seien ... nicht so ganz ... recht ...”

Es kam etwas verschämt heraus. Aber Schwarz beruhigte ihn schneidig: „Nein Herr Dekan! das denk ich nicht!”

„Drum! es wäre auch nicht zutreffend. Wir Steuermänner müssen das Schifflein der Kirche, wie es eben geht, hindurchsteuern durch die Klippen dieser Welt, die nun einmal im Argen liegt. „Seid klug wie die Schlangen” hat der Herr selbst gesagt; allerdings auch „ohne Falsch, wie die Tauben”, allein dies ist mit Zuhilfenahme des Prinzips der Arbeitsteilung zu verstehen. Höchst einfach und klar! Jede menschliche Vereinigung, und so auch die Kirche, bildet gleichsam einen Leib, dessen Funktionen und Pflichten je an verschiedene Glieder ausgeteilt sind, so dass nicht jede Tugend für jedes Glied im selben Maß erforderlich ist. Der Leitende, Führende, ists natürlich, der vor allem die Klugheit nötig hat und sie den übrigen entbehrlich macht, und ebenso ... das Andere ... umgekehrt. So kann es leicht geschehen, dass ein treuer Hirte falsch, versteckt, intrigant erscheint, — es ist aber wirklich nur Schein. Denn zusammen, Hirt und Herde vereint, ist die Kirche Christi, wie sie eben sein soll nach seinem Wort: Klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie Tauben.”

Klug wie die Schlangen

Der Buchdruckereibesitzer Wolf war einer angesehensten Bürger des Städtchens, — natürlich wenn man so etwas besitzt und ziemlich viel Bares obendrein. Das hinderte ihn jedoch nicht, etwas dämlich zu sein, wie der Dekan richtig bemerkt hatte; dagegen war er verschmitzt und gegen Beamte sehr devot. Kurz, eine glückliche Mischung gut bürgerlicher lieber Tugenden.

Er hatte soeben die letzte Korrektur von Schmärs Thesen durchgesehen und gab sie durch das Schiebfensterchen hinter seinem Pult in den Setzersaal zurück.

„Sieber! Korrektur! Vom verbesserten Satz besorgen Sie dann sogleich zwei Abzüge zu Fritsch und einen für mich hierher.” Er schloss das Fensterchen und wandte sich an seine Tochter Emma, die er sich zur Gehilfin fürs Ladengeschäft herangebildet hatte. „Wenn’s nur nicht schief geht!”

„Was denn?” fragte das Mädchen, ein hübsches Ding von 18 Jahren.

„Die Sach’ vom Pfarrer Schmär. Der Herr Dekan wird sich nicht freuen! Im schlimmsten Fall kann ich mich damit ausreden, dass ich dem Fritsch immer alles unbesehen drucke.”

„Dann hätt’st du aber nicht selbst die Korrektur lesen dürfen,” bemerkte Emma weise.

„Ja das ist wahr. Weißt du was? Lies du auch die Korrektur, dass ich sagen kann ...”

„So? dass es an mir hängen bleibt?“

„Ach dir nimmt man's nicht so übel.“

Sie war entrüstet. „Weil ich zu dumm bin, gelt, ums zu verstehen? Ich danke!

„Sei lieb. Ich führ' dich dann auch zum nächsten Liederkranzabend zu deinem schönen Herrn Vikar.“

„Du fuhrst mich auch ohne das zum Liederkranzabend!“ befahl die Tochter. „Nein ich danke. Wenn ich dem Herrn Vikar als ein so dummes Ding erscheinen würde, das gar nichts versteht, dann will er gleich gar nichts von mir, wenn er überhaupt.“ Sie unterbrach sich errötend und flüsterte: „Da kommt er ja! Lass uns allein, dann les' ich die Korrektur.“

Im selben Augenblick kam er zur Glastuer herein, der Abgesandte des Dekans, der schöne Vikar schwarz, sehr patent, mit Zylinder und Handschuhen, wie übrigens immer. Es grüßte Emma mit der übertriebenen Galanterie seines Alters, und wandte sich mit wichtiger Miene an Wolf: „Darf ich Sie um eine kleine Unterredung unter vier Augen bitten, in Ihrer Wohnung?“

Wolf, dem ein so hoffnungsvoller junger Mann als Schwiegersohn sehr gepasst hätte, bildete sich schon Sachen ein und warf einen geschmeichelt triumphierenden Blick auf seine Tochter. „Mit Vergnügen, Herr Vikar!“ Und schalkhaft setzte er hinzu: „Die Kleine darf wohl nichts davon wissen?“

Der Vikar merkte nichts, denn ihm war noch nie im Traum der Gedanke gekommen, von dem Mädchen etwas Ernstes zu wollen. Er zielte viel höher hinauf.

„O bitte,“ sagte er arglos, „das Fräulein wäre kein Hindernis, aber ...“ Er deutete auf den Setzsaal. „Es betrifft Ihren Sieber... sehr bedauerliche Sache!“

Wolf war enttäuscht, machte aber leidlich gute Miene und bat nur um einen kleinen Augenblick Geduld, da er noch eine notwendige Anordnung zu treffen habe.“

„Aber meine Zeit ist sehr gemessen, Herr Wolf!“ rief der Vikar ihm nach.

„Nur eine Minute. Bitt' schön!“ gab der Alte noch unter der Tür zurück und verschwand Mit ihrem holdesten Lächeln wandte sich Emma errötend an den Vikar, der nur zerstreut und unruhig zuhörte und schließlich gar die Uhr zog.

„Sie scheinen ja sehr unglücklich,“ schmolte Emma, „dass Sie einen Augenblick mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müssen.“

„Aber bitte, verehrtes Fräulein,“ widersprach er; „wie können Sie so reden ... es ist mir ja jederzeit das höchste Vergnügen ... nur jetzt ... meine Zeit ...“ Jetzt wurde Wolf am Fensterchen sichtbar, profitlich spionierend. „Herr Wolf, meine Zeit ... ich will lieber später wiederkommen.“

„Verzeihung! soeben komme ich!“ rief der alte Schlaumaler und kam nicht, während Emma eifrig auf Schwarz einsprach.

„O ich bin nicht so einfältig, wie Sie vielleicht denken. Glauben Sie nicht, dass ich auch ernsthaftes mit Ihnen reden, Ihnen manchmal nützen könnte? ... wertvolle Mitteilungen machen? In einer Druckerei geht oft manches vor ...“

Aha! ... der Vikar horchte auf. Aber schon erschien der Dekan an der Glastuer. Er stutzte, konnte jedoch nicht mehr zurück und trat ein, mit strafendem Blick auf das Pärchen.

Wolf sah ihn vom Fensterchen aus und stammelte erschreckt, wie ein ertappter Schulbub: „Der Herr Dekan!“ rief dann lauter: „Sogleich zu Diensten!“ und stürzte herbei. „Was wünschen der Herr Dekan?“

Der Dekan wünschte nur einige Formulare, „ – weil ich eben vorbeikomme. Aber bemühen Sie sich nicht. Der Vikar hat, wie es scheint, ältere Rechte. Hier gilt kein Rang; wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“

„Ja, ich warte allerdings schon lang.“ Beklagte sich der Vikar.

Der Dekan gab Emma seinen Zettel, aber Wolf nahm ihn sofort ihr weg und sagte devotest: „Bitte ... ist mir eine besondere Ehre, den Herrn Dekan persönlich zu bedienen. Verzeihen Sie Herr Vikar, dass ich Sie nun doch zu lange aufgehalten habe, aber wenn Sie sich vielleicht heute Abend ..., wenn Sie uns die Ehre erweisen wollten zum Tee ...“

Der Eingeladene forschte erst in der Miene des Dekans und erwiderte dann missmutig: „Sehr freundlich ... nur von 8 Uhr ab bin ich versagt; bis dahin ...“

Also um 7 Uhr wenn Sie die Güte haben möchten.«

Damit war Schwarz einverstanden und empfahl sich mit bedeutsamen Blick auf Emma: „Heute Abend!“

Während nun Wolf das Verlangte zusammensuchte, zum Teil mit Hilfe einer Leiter aus den obersten Fachwerken, eröffnete der Dekan den Feldzug.

„Und wie gehts immer Herr Wolf?“

„Danke, Herr Dekan. Ich klage nicht. Aber schlecht natürlich immer, seit mir dieser sozialdemokratische Anzeiger Konkurrenz macht.“

„Ja, ja; eine ernste Zuchtrute Gottes, diese sozialdemokratische Krankheit.“

„Da soll man leben und Steuer zahlen! Mein Blatt ist doch die Hauptsache am Geschäft. Aber die Abonnenten sind weniger geworden und die Anzeigen weniger und das Blatt muss sechsmal erscheinen statt dreimal und der Preis ist doch noch der gleich!“

„Nun Sie machen doch noch immer Ihr Geschäft ...“ meinte der Dekan etwas ironisch.

Wolf auf der Leiter, oben, hob klagend beide Arme: „O Herr Dekan ...“

Aber dieser schnitt sogleich den Klagegesang ab, indem er bedeutsam fortfuhr: „Weil eben

wir von der Obrigkeit auch alles tun, um Sie zu stützen, lieber Herr Wolf; für's Blatt sowohl als sonst für die Druckerei. Namentlich auch wir von der Kirche. Na von uns haben Sie ja jetzt auch wieder was Neues ..." Er machte eine Pause, mit freundlich festem Blick auf den Drucker, der wieder herabgestiegen war und verlegen beiseite sah. „Ich komme nämlich eben von Herrn Fritsch.“

„So, sie wissen also?“ fragte Wolf verwundert. „Mir hat Herr Fritsch strengstes Stillschweigen anbefohlen.“

Er war schön hereingefallen

„Ei wie sollt' ich's denn nicht wissen, da es doch meine Reformationspredigt ist, die ich drucken lassen will? Was haben denn Sie gemeint?“

Wolf erbleichte. „Ich, o ganz dasselbe, natürlich ... ich... bin verwirrt? ich habe den Kopf so voll. Wie ich vorhin sagte, Herr Dekan, es ist recht schwer für mich heutzutage ...“

„... recht schwer für Sie, zu heucheln, Sie ehrliche Seele. Sie wollen mir ja ausweichen? Da steckt was dahinter!“ Er machte ihm ein Zeichen, die Tochter wegzuschicken. Wolf kapierte sichtlich, hatte aber keine Lust. Erst auf wiederholten gebieterischen Wink gab er nach.

„Ach Emma, schau doch in der Druckerei nach dem Rechten, ich bin noch einen Augenblick abgehalten.“ Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke. „Aber nein, eben fällt mir ein, Herr Dekan, ich muss notwendig selbst ..., der neue Faktor ist noch nicht ganz. Sie verzeihen ... Wenn Sie erlauben, würde ich später zu Ihnen kommen, heut' oder morgen.“

Damit wollte er ausreißen. Aber der Dekan hielt ihn am Ärmel. Nein, da weiß ich nicht wie ich über meine Zeit verfügen kann. Aber jetzt habe ich sehr gut Zeit. Ich warte gern, Herr Wolf ... sehe mir indes Ihr Etablissement an.“ Wolf wollte entgegnen kam aber nicht zu Wort. „Bin nun schon so lange hier und hab' es noch nicht einmal gesehen. Ein gebildeter Mensch muss alles kennen lernen. Nil humani a me alienum puto, sagt schon der alte Römer.“

Wolf war entmutigt. „Wie Sie wünschen, Herr Dekan. Ich will Sie herumführen. — Emma geh du einstweilen, ich komme bald nach.“ Emma ging.

„Nun aber, Her Wolf, was soll denn das heißen? Sie haben da dunkle Geheimnisse? vor mir? Wissen Sie nicht, dass ein guter Bürger, geschweige ein guter Christ, vor der Obrigkeit keine Geheimnisse haben darf?“

„Ich habe ja keine Geheimnisse, aber ich bin zum Stillschweigen verpflichtet worden. Das muss ich doch halten als ehrlicher Mann!“

„Also Herr Fritsch hat Geheimnisse. Aber ich begreife gar nicht ... Vor mir ...?“

„Durchaus nicht vor Ihnen speziell, Herr Dekan; ganz allgemein! Geschäftsrücksichten.“

„Ach machen Sie mir nichts vor. Deshalb brauchten Sie sich doch nicht vor mir zu hüten. Ich werde wohl mit Ihrem sozialdemokratischen Konkurrenten oder irgendeinem Kollegen Fritschs zusammenstecken!“

„Natürlich nicht. Aber ...“

„Ich merke doch zu gut an allem, dass das mich besonders angeht. Entweder ist gegen meine Person etwas im Werk ...“

„Wie können der Herr Dekan so etwas denken!“

„Ich wüsste ja auch nicht, was. Mein Wirken liegt doch offen vor aller Augen, mein Wandel war immer tadellos, — natürlich, ich meine vor den Menschen ... Ich, Herr Wolf habe keine Heimlichkeiten! — Ja, dann kann aber das, was da im Werk ist, nur gegen die Kirche gerichtet sein ... Sie schweigen? ... Also wirklich? Herr Wolf, Herr Wolf! zu so etwas geben Sie sich her?“ Da der Sünder noch immer schwieg, setzte Stoll elegisch hinzu: „Das ist schmerzlich. Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht.“

Wolf raffte sich auf. „Aber ich glaube gar nicht, dass es gegen die Kirche gerichtet ist. Es ist gewiss gut gemeint. Es ist ja auch von einem Herrn Geistlichen.“

„Ja aber von was für ...“

Stoll räusperte sich. Fast hätte er sich verschnappt.

„Also von einem Geistlichen, sagen Sie. Natürlich meiner Diözese? Aber begreifen Sie nicht, dass es mir da umso notwendiger ist, zu wissen ...! dass es meine Pflicht ist, zu wachen, kraft meines Oberhirtenamts, auch über meine Geistlichen? „Gut gemeint“ sagen Sie, aber erlauben Sie mir zu bemerken, dass darüber, ob es auch in Wahrheit gut ist, niemand besser urteilen kann als ich. Nun denn, reden Sie frei und offen.“ Wolf schwieg. „Als ehrlicher Mann, sagten Sie vorhin, müssen Sie schweigen. Ja, lieber Herr Wolf, Ihre Ehrenhaftigkeit ist doch außer allem Zweifel. Alle Achtung, lieber Herr Wolf. Sie wollten ja gar nichts sagen. Durch ein zufälliges Missverständnis — oder ich sage: durch höhere Fügung — ist es Ihnen entschlüpft. Das kann und werde ich Ihnen bezeugen. So etwas kann jedem passieren, dafür können doch Sie nichts‘. Ultra posse nemo obligatur.“

Diese kleine Bosheit konnte er sich leisten. Der gute Wolf verstand kein Latein.

Plötzlich sah Stoll den Drucker ängstlich werden.

Das Schiebfensterchen beim Setzersaal wurde aufgezogen und ein Druckbogen herausgelegt.

„Was ist?“ fragte der Chef, worauf die Stimme Siebers von drin antwortete: „Die zwei Exemplare“

„Schon gut!“ schnitt Wolf ab, schloss hastig zu und suchte den Druckbogen durch seine Person zu decken.

Der Dekan witterte die Beute und rückte Wolf näher zu Leibe. Seine Stimme bebte etwas vor Erregung.

„Wie gesagt,“ fuhr er harmlos fort, „dafür können Sie weiter nichts und das werde ich Ihnen nachdrücklich bezeugen. Wie viel Möglichkeiten sind da immer, dass solche Heimlichkeiten,

auch beim besten Willen sie au verbergen, dennoch heraus kommen. Die Broschüre konnte z. B. hier liegen, ich konnte zufällig im Gespräch darnach greifen ...”

Damit griff er wirklich nach dem eben herausgegebenen Bogen, ... Wolf wollte ihn wegnehmen, — zu spät! „Wie ...?” fragte der Dekan, scheinbar jetzt erst aufmerksam werdend. „Sollte es etwa das sein?! ... richtig?! ... nun das sehen Sie doch, dass das Gottes Fügung ist!”

Er suchte gleich nach dem ominösen zweiten Abschnitt und war entsetzt. „A! a! so was haben Sie gedruckt?! a! a! Verstehen Sie denn auch, was Sie da gedruckt haben?!”

Der Ertappte stammelte kleinlaut: „Mag sein, dass ichs nicht so recht verstehe. Wir Drucker achten mehr auf den Satz als auf den Sinn.”

„Ja zu Ihrer Ehre will ich das annehmen! a! a! Danken Sie Gott, Herr Wolf, dass ich durch Zufall, vielmehr durch Gottes Fügung, noch rechtzeitig dahinter komme. Das hätte Ihnen Ihr ganzes Geschäft ruinieren können!” Wolf zitterte. „Ja glauben Sie denn, in diesen schweren Zeiten, ... dass wir da noch solche Sachen ertragen könnten? Schlimmer machens die Sozialdemokraten auch nicht. — Wer weiß, ob Sie nicht gar mit dem Gericht Bekanntschaft gemacht hätten, — das scheint ja an Beschimpfung unsrer Religionsgesellschaft zu streifen; darauf steht Gefängnis bis zu drei Jahren.”

Aber ... ich ... hab's doch nicht geschrieben!”

„Aber gedruckt! Mitgewirkt haben Sie zur Beschimpfung. Seien Sie doch nicht so kindlich! Das müssen Sie als Drucker und Zeitungsherausgeber doch wissen, dass wir in neuerer Zeit auch die Drucker bei Pressvergehen mit haftbar machen. Die außerordentliche Not der Autoritäten erfordert außerordentliche Maßregeln. Wir brauchen dieses weitere Bollwerk gegen die riesig ansteigende Sittenlosigkeit unsrer Tage.”

Wolf war zerknirscht. „Ich bin ein armer Geschäftsmann, der immer redlich seine Steuer bezahlt. Was will ich machen? Ich muss drucken, um zu leben.”

„Aber ich habe Ihnen ja schon zu Anfang gesagt: wir geben Ihnen zu drucken. Habe ich Ihnen nicht amtliche Anzeigen in viel weiterem Umfang als je einer meiner Vorgänger zugeteilt? und viele neue Formulare für alles Mögliche eingeführt? habe ich Ihnen nicht eben heute wieder den Druck einer neuen Predigt angekündigt? Wofür? damit Sie uns mit denselben Lettern und Maschinen beschimpfen helfen? Nein! um reelle Dankbarkeit zu finden. Drucken Sie doch Gutes! Es gibt doch Gott sei Dank noch Gutes genug. Da ist dann auch Segen dabei und keine Gefängnisgefahr. Aber nicht solch schmähhliches Zeug von dem ... na wer ist's denn?” Er sah nach. „— Schmär! ach Schmär! das erklärt mir manches! Der Herr möchte sein geringes Examen noch nachbessern, etwas spät allerdings!”

Wolf sah jetzt so niedergeschmettert aus, dass Stoll Mitleid hatte und sich gedrängt fühlte, ihn wieder aufzurichten.

„Nun, nun, Herr Wolf, nehmen Sie's nur zu Herzen, das ist ganz recht, aber verzagen Sie auch nicht. Es wird schon alles gut werden. Sie werden aus diesem Sündenfall als umso treuere Seele sich erheben, und ich hoffe bestimmt, Herrn Fritsch zur Einziehung dieser Schmähschrift bewegen zu können.”

Wolf hob etwas unruhig den gesenkten Kopf. Der Dekan verstand. „Natürlich, er wird den Schaden tragen müssen. Warum war er so unbedachtsam. Dies hier —“ er zeigte den konfiszierten Bogen und steckte den schon gefalteten ein — „nehme ich mit; ich werde mich sogleich mit Herrn Fritsch darüber in Beziehung setzen. Denn Offenheit, unbedingte Offenheit ist hier wie immer mein Grundsatz. Ihre hohe Verschwiegenheit und gänzliche Unschuld werde ich ihm gegenüber nachdrücklich betonen. — Für die Zukunft aber, mein lieber Herr Wolf, gebe ich Ihnen einen Rat, — und beherzigen Sie ihn wohl! — es wird Sie nicht reuen: seien Sie doch vorsichtiger! und wenn Sie je einmal im Zweifel sind, ja auch wenn Sie es nicht sind —: erinnern Sie sich immer rechtzeitig Ihres treuen Beichtvaters in allen schwierigen Dingen. Für Sie ist vieles — schwierig.“ Nach einem langen, väterlich festen Blick in das Gesicht mit den unstillen Gauneraugen reicht er ihm zum Abschied die Hand: „Gott befohlen!“

Der Geist ist willig, aber —!

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht — auf Frau Winners junges Eheglück. Ihre allzeit tadellose Gesundheit schien plötzlich erschüttert. Auch heute wieder hatte sie ihr bisschen Frühstück sofort erbrochen. Winner trug selbst die Schüssel hinaus, er war ganz in Sorge.

Da kam auch noch eine Störung: Frau Bendler, die Hebamme, meldete eine Taufe an.

„Gleich, gleich!“ sagte der Pfarrer und fragte seine Frau, welche matt auf dem Sofa lag, ob es jetzt besser sei? ob sie nicht einen Schluck Wein wünsche?

„Ist der Frau Pfarrer net wohl?“ fragte die Bendlerin.

„Ich weiß gar nicht ...“ klagte die Leidende, „grässlich übel! mir ekelt vor allem Essen; und so elend — ich möcht' immerfort weinen und hab' doch gar keinen Grund. Und gestern früh ebenso.“

Aber die kundige Bendlerin meinte pfiffig und erhaben lächelnd: „Ha, da brauchet Se sich kei' Sorge z' macha, des kommt bei junge Fraua oft vor.“

„Wieso?“ fragte Meta.

„Ha, i mein halt nur ehe so. Die Sacha verstell i.“

Winner, aufgeregt, glaubte zu begreifen. „Sie meinen, dass ... dass das alles ...“

Worauf die Hebamme gleichmütig erwiderte: „Ha jo, so wird's scho sei. Des gibt sich in a paar Wocha.“

Meta guckte entsetzt und fing an zu weinen. Winner rannte im Zimmer auf und ab, aber sehr vergnügt! dämpfte jedoch seinen Triumph und streichelte l seiner Frau beileidsvoll die Wangen. Die Bendlerin stand noch wartend, bis ihr die Sache zu lang wurde. Unaufgefordert sagte sie ihr Sprüchlein über die Taufe, die am nächsten Sonntag sein sollte, und empfahl sich, nicht ohne noch weise Verhaltensmaßregeln zu geben.

„Adje Herr Pfarrer, adje Frau Pfarrere, nehmet Se sich recht in Acht, tun Se net hoch langa und gehat Se fleißig in d’Luft. Adjes.“

„Ach Heinrich,“ klagte Meta, „wie wird mir’s gehen !“

„Aber ausgezeichnet, Schatz! So ein Musterweib!

„Ich bin ja so alt, schier 30 Jahr.“

„Ach was’, hat nicht die Denglerin neulich noch mit 45 eins bekommen und ganz gut.“

„Ja das fünfzehnte! Die war immer in Übung. Aber ich — so spät zum ersten Mal! — Ach Gott! ... und gerade jetzt noch, da du den Strauss mit dem Konsistorium hast und sicher vom Amt kommst! — Aber natürlich bleibt’s damit beim Alten!“ rief sie mit gewaltsamem Heroismus. „Zurück kannst du nicht!“ Sie blickte ihn herausfordernd an, und wünschte sichtlich Widerspruch, um streiten und ehrenvoll unterliegen zu können.

Winner hütete sich wohl, zu begreifen. „Natürlich. Zurückkann ich nicht!“

Meta war enttäuscht, kehrte sich ab und weinte. Winner wollte sie trösten, aber sie schüttelte ihn unwillig ab. „Du bist schuld,“ rief sie, „du allein.“

„Aber Liebchen!“ bat er vorwurfsvoll.

„Liebchen!“ höhnte sie. „Das ist wieder ächt! Ich war’s, die als dein starker Schutzengel dir helfen wollte und dich antrieb, aus der moralisch verwerflichen Lage, in der du als ungläubiger Pfarrer bist, herauszukommen, — da degradierst du mich zum „Liebchen“ und das ganze Unternehmen bricht zusammen. Du warst’s! Du hast unsre ideale Begeisterung in’s Niedere herabgezogen, — ein ächter Mann. Das Ewig Männliche zieht uns herab!“

Er blieb sanft. „Aber Lie—, aber wozu bist du denn meine Frau? Hab’ ich nicht jahrelang Geduld gehabt mit deiner Marotte? Das hätte der Hundertste nicht getan! eine Kleinigkeit war’s nicht. Und schließlich— hab’ ich dich doch auch nicht gezwungen.“

Meta sprang empört auf. „Pfui!“ Ging einmal hastig auf und ab, und blieb dann brüsk vor ihm stehen. „Die Frage ist: wie willst du Weib und Bettelkind ernähren, wenn du jetzt vom Amt kommst. Ich hatte wollen dich ernähren und ich hätt’s gekonnt, hätte einen kurzen Hebammenkurs durchgemacht und dann als gebildete Frau in diesem Beruf Zuspruch genug gefunden. Aber jetzt ... muss ich ja selbst ...“ Sie legte sich weinend wieder hin. „Eh’ zwei Jahre herum sind, kann ich ja gar nicht mehr d’ran denken, mit dem Wurm.“ Sie hob den Kopf und sah erwartungsvoll zu ihm hin; dann fuhr sie ihn ungeduldig an: „Was du jetzt tun willst?!“

Winner hob horchend die Hand. „Bst! — Ich glaube Schmal kommt.“

Er hatte recht gehört. Schmär trat ein; er war rasiert. „Morgen, meine Herrschaften! Xur einen kleinen Augenblick. Das Allerneuste!“ damit griff er in die Brusttasche.

Meta fing sogleich an ungeheuer zu lachen: „der Martin Luther!“ so dass der dicke Schmär ganz in Verlegenheit kam.

„Man könnte ja meinen, Sie hätten noch nie einen rasierten Pfarrer gesehen. Eigentlich komm' ich gar nicht zu Ihnen, sondern zu Ihrem Mann, weil Sie gestern auch nur zu meiner Frau kamen. Aber ich will feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln und Ihnen das ungeheure Vergnügen meiner Gegenwart schenken.“

Schmär war so komisch in seiner Verlegenheit, dass Metas Heiterkeit gar nicht enden wollte. „Hätte nie geglaubt, dass ich heut' noch so lachen würde,“ sagte sie endlich.

„Sie ist nämlich eigentlich nicht wohl ...“ erklärte Winner.

„So?“ machte Schmär, noch etwas verletzt. „Bedaure. Wiewohl ich nichts davon merke.“

„Übelkeiten ...“ sagte Winner; aber Meta bedeutete ihm zu schweigen.

Schmär lächelte. „Ach wie anheimelnd. So ist's immer bei meiner Frau, wenn sie in die sogenannten interessanten Umstände kommt, — mir sind zwar die ändern interessanter, weil seltener. Na, bei Ihnen ist das ja nicht so.“ Meta machte nur ein steinernes Gesicht. „Aber was ich Ihnen zeigen wollte ... da schauen Sie mal her!“ Er zog ein dickes Papier hervor und entfaltete sorgsam ein riesiges Plakat. „Darf ich anheften?“ Er tats und rief dann strahlend vor Stolz: „Nun?“

Winner stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, aufmerksam davor hin, während Meta liegen blieb und nur aus der Ferne die fette Überschrift las: „Wehe euch, „Das ist ja wohl Ihre Schriftgelehrte und Pharisäer!“ „Das ist ja wohl Ihre Luthertat!“

„95 Thesen! Gesalzene!“

„95 ? Gott, nehmen Sie's genau mit Ihrer Pflicht!“

„Aber so lesen Sie doch!“ drängte der Autor, oder soll ich vorlesen?“

„Ich kann's ja später in den Geschichtswerken nachlesen —,“ meinte Meta gleichgültig.

Der Reformator war unglücklich. „Sind Sie aber unfreundlich heute! und ich hab' mich so gefreut. Es kommt ganz frisch von der Presse. Geheim! Kein Mensch sonst hat es noch gesehen. Sie sollten die Erste sein.“

„Die Ersten . . .“ betonte sie leicht, „mein Mann ist auch da. Sie wollen mir imponieren, lieber Schmär, das weiß ich ja, und ich darf Ihnen wohl sagen, dass ich Sie in Vielem sehr anerkenne, — Sie sind kein Alltagsmensch und in dieser Diözese hat kein Kollege so viel Geist wie Sie. Aber Sie haben auch große Fehler. Und der größte ... Wissen Sie was sie tun müssten, um mir recht zu imponieren? — Seien Sie lieb gegen Ihre Frau; so eine gute, i sanfte ..., die Sie eigentlich gar nicht verdienen.“

Schmär ging unruhig auf und ab. Der arme Kerl war jetzt ganz gedeppt, nach seinem freudigen Stolz. „Sie wissen doch, da lässt sich nichts befehlen, weder sich selbst, noch Ändern. Wie das Herz ist, so ist's.“

„Ich meine ja nicht das,“ sagte sie, „was vom Willen unabhängig ist. Aber das Benehmen

kann man einrichten. Verzeihen Sie einer treu ergebenen Freundin, dass sie diese Dinge berührt; Sie werdens um so eher verzeihen, wenn ich Ihnen eingestehe, dass ich denselben Fehler hatte. Ich muss selbst auch pater peccavi sagen, gelt Alter?“ Sie reichte Winner die Hand, der sie mit abwehrender Bewegung zärtlich festhielt. „Ich muss davon reden gerade heute, da Sie im Begriff stehen, Ihrer Familie so Schweres aufzuerlegen mit Ihrer Lutherspielerei, zu der ja ich wohl ...“

„Oho! Spielerei!“ protestierte er. Er war ernstlich gekränkt. „Wenn ich nun sagen wollte, das sei nur Konkurrenzneid von Ihnen ...“

Trüb lächelnd fiel sie ihm ins Wort. „Ach! — Sehen Sie, ich verkenne gar nicht das sehr Ernste, das auch bei Ihnen zugrunde liegt. Sie leiden eben auch unter den infamen Zuständen“ — die Galle stieg ihr auf „... wie wir alle, alle, was anständig ist. Sie wollen helfen, teils aus ... na, und auch mit aus Edelmüt. Gut. Aber Sie können nicht.“ Schmärl wollte entgegenen, aber sie fuhr lebhafter fort. „Nein! Sie können nicht. Ihre Familie macht es Ihnen unmöglich. Richten Sie die nicht zugrund. Erhalten Sie Ihre Kinder und erziehen Sie die zu tapfern Kämpfern der Zukunft ... für die Zeit der Götzendämmerung ...“ sie wurde immer heftiger — „die doch schließlich kommen muss! Mehr können Sie heute nicht tun. Denn die Zeit heute ist nun einmal hundsgemein! überall! — ich fluche ihr! — hundsgemein nach allen Richtungen, wo nur ihr Geld sie anrührt ...“

„Reg’ dich nicht auf, Liebe!“ begütigte Winner.

„... Und nichts können wir machen!“ fuhr sie wild fort, „müssen die Sintflut von Dreck über uns ergehen lassen, können nicht sauber bleiben! Aber wir sterben nicht, wollen nicht sterben. Wir pflanzen uns fort ... und unsre Kinder einst zertreten dem Satan den Kopf.“

Bei dem „Fortpflanzen“ hatte Schmärl, obwohl hingerissen, einen kurzen Lachton ausgestoßen, aber gleich nach dem Lachen war ihm ein Licht aufgegangen, er zog die Brauen hoch und befragte Winner mit dem Blick, dann drückte er ihm verstohlen die Hand. „Und mit dieser Rede wollen Sie mich von meinem Pfad abwendig machen? Ich sehe daraus nur, wie richtig er ist. Sie tun ja freilich so, als ob ich unterliegen müsste ...“

„Sie müssen, General, Sie haben keine Soldaten. Ein paar Einzelne können nichts. Und die Mutigen heute — sind sehr vereinzelt.“

„Aber ich mache Mutige! ich will sie aufreizen. Ich stampfe die Bataillone aus der Erde. Lesen Sie doch meine Thesen! da ist Kraft!“

„Glaubs. Aber in den Leuten ist keine. Man hat einmal keine idealen Interessen heute.“

„Ich bin auch der Meinung, Schmärl,“ mischte sich Heinrich Winner ein. „Ein Rothschild könnte vielleicht sich den Spaß machen, mit Hundert Millionen diese Kirche umzubringen. Aber ein Luther? Geist ist nicht Trumpf. Heute nicht.“

Schmärl blähte sich auf. „Ein Rothschild bin ich nicht. Aber Millionen hab’ ich! Der Geist, ihr kleingläubigen Realisten, hat doch noch Kurswert. Hier —!“ Er zeigte auf sein Plakat: „eine hoffnungsvolle Aktie! Darf ich Ihnen eine Ehre anbieten, Frau Meta? eine hohe Ehre? — Unterschreiben Sie das mit mir, — diese kirchengeschichtliche Haupt- und Staatsaktion! Das muss Sie doch reizen, Sie Frauenrechtlerin! Zeit ists noch, — dies ist nur ein Probobogen.“

Trüb lächelnd, schüttelte sie den Kopf. „Sie haben einen Rausch, mein Lieber. Aber ich danke Ihnen für die gute Absicht. Aufrichtig. Und ich bitte Sie nochmals: denken Sie an Ihre Kinder!“

„Ich denke an sie. Sie sollen wissen, dass sie von keinem schlechten Vater sind. Es sind wohl viele, umso größer das Verdienst meines Wahrheitsmutes.“

„Ein jedes fünf Prozent Ruhmeszulage zum Glorienschein!“ spottete sie.

Schmär hatte genug. „Sie sind gallig aufgelegt, heute.“ Er machte sein Plakat wieder ab. „Und ich habe noch so viel zu tun!“

Großartig steckte er sein Plakat wieder ein. „Ich habs gewagt! — Und wie es auch gehen möge, — treue Freunde bleiben wir ...?“

„Treue Freunde!“ bestätigten sie und damit ging er. —

„Ach wie anders sieht die Welt mir heute aus!“ sagte Meta, als er fort war. „So nüchtern! alle Romantik ausgelöscht, die den guten Schmär noch blendet. Sie blickte schweigend ihren Mann an. „Nun sprich doch, Heinrich! Ich schäme mich zu bitten. Wir denken ja doch beide dasselbe.“

Es war auch so. Aber der Mann stellte wohlweislich sich dumm. „Was denn?“

Sie musste sich entschließen zu bitten. „War dirs so sehr unangenehm zu widerrufen?“

„Widerrufen?!“

„Ja nur für die zwei Jahre.“

„Aber bedenkst du auch, dass ich mich damit recht lächerlich machen würde? Das ganze Land weiß ja, — durch unser Zirkular ... Wär's nur nicht schon in die Zeitungen gekommen. Die Kollegen allein hätten barmherziger gelacht als die Welt. Dass auch diese Pressmenschen alles gleich wissen müssen!“

„Ach Gott!“ rief sie ungeduldig, „aber es geht nun nicht anders!“ Dann bat sie wieder. „Schau — mir zu lieb! Hast du mir zu lieb ein Märtyrer sein wollen — es war doch nur mir zu lieb?! — so kannst du auch mir zu lieb ein bisschen lächerlich werden.“

„Ein bisschen sehr!“

„O nein! gar nicht sehr. Was unterwirft sich nicht alles hinterher! und wird noch dafür belobt! So viel Bischöfe Anno 70 bei der Unfehlbarkeit und jetzt wieder der Professor Schell. Das ist so Mode. Bist in ganz guter Gesellschaft. Gegen Obrigkeiten kämpfen die gescheitesten Leute vergebens. Und dann ists ja nur eine andre Art von Martyrium; du gefällst mir auch bei dieser.“ Sie kraute ihm schmeichlerisch im Christusbart. „Und das ist doch die Hauptsache?!“

„Weib, Weib!“ rief Winner, „was du immer alles verlangst! Weißt du noch wie du früher über diese Pfarrer gesprochen hast?“

„Wie ein Pharisäer, der nie in Versuchung war!“ sagte sie beschämt.

Er lächelte mild. „Wie ein Weib das kein Kind hat, aber Mucken im Kopf, wie der Bauer sagt.“

„Nein, nicht Mücken. Hecht hatte ich schon in der Sache. Aber ich durfte nicht hochmütig sein gegen die armen Schlucker von Pfarrern, die unter der Fuchtel ihrer Zwingherrn stehen. Jetzt zeigt mir Gott, dass auch ich im gleichen Spital krank liege, Und wer liegt nicht? Die ganze Erde ist ein Spital, nur der Auswurf einer höheren Welt kommt da her.“

„Dann müssen wir aber doch gesund werden wollen.“

„O ich will ja!“ rief sie schmerzlich. „In zwei Jahren habe ich wieder Kraft.“

Er schien zu überlegen. „Soll ichs wirklich tun? mich so lächerlich machen?“

„Ja, bitte, bitte. Ich will dich. Entschädigen, dich um so mehr ehren und lieb haben.“

„Und immer sanft und gehorsam sein?“

„Ja! Ja!“

„Gewiss?“

„Ich schwöre dirs bei meinem Kind!“

„So werd' ich dir dies zweite Opfer bringen,“ versprach er großmütig.

Sie dankte ihm. „Dank! — Aber nur bis unser Kind entwöhnt ist!“

„Wenn dann aber ein anderes — noch nicht entwöhnt ist?“

Bei diesem Gedanken fuhr sie auf und hatte für einen Augenblick wieder eine ihrer alten gebieterischen Gesten, als wollte sie sagen: Niemals!! Aber sie sagte es nicht, ihr Blick wurde unsicher und mutlos sank sie auf die Kopflehne zurück. „Ach wie fest liegen wir an der Kette, wir armen Menschen! Goethe hat Recht: es bündigt uns alle! — das Gemeine. Ich 'komme mir vor, wie nach dem Sündenfall!“ Sie verbarg ihr Gesicht im Kissen. Dann blickte sie wieder auf, eine Träne im Äug, zornig. „Aber wehe den Erzgemeinen, die es aus freiem Willen sind, nicht aus Notdurft! den feisten Mammonisten, die anders könnten und ihrer eigenen Mästung wegen Geist und Gewissen uns knechten wollen. Unser Sohn soll Siegfried heißen! er soll den Drachen einst töten!“ Dann lehnte sie erschöpft sich zurück. „Komm her, mein lieber armer Märtyrer.“

„Ja, immer noch ein Märtyrer. Nicht des Glaubens, aber der Liebe zu dir.“

„Und —“ setzte sie mit Galgenhumor hinzu, „meiner guten Hoffnung.“

Ecclesia militans

Seitdem der Dekan Stoll Schmärs Pamphlet erwischt hatte, war ja nicht mehr an seinem Sieg zu zweifeln. Doch standen ihm unangenehme Dinge noch bevor. Vor allem hatte er vor Schmär ein wenig Angst. Das gestand er auch ein vor Gott, in seinem Gebet am Morgen des Entscheidungstags.

„Ein wenig ist mir bange, o Gott! Stärke mich! Denn Schmär ist grob, o Herr, — vor dir darf ichs ja sagen. Grob gegen Weib und Kind, und grob selbst gegen mich, seinen Vorgesetzten. Wie Goliath wird er nun kommen, in der ganzen Größe seiner rohen fleischlichen Gesinnung, — gegen mich, der ich, wie David, nur stark bin in deiner Kraft. O massige du ihn, Herr! damit ich nicht in die peinliche Notwendigkeit versetzt werde, die Schärfe der Amtsgewalt gegen seine Unbescheidenheit zu kehren, was mich misslieblich machen und mir schaden könnte nicht aber mir allein, sondern auch dir und deinem Reiche, das ich zu fördern von dir gesetzt bin . . .”

Zur bestimmten Zeit erschien Fritsch beim Dekan. Dieser empfing ihn mit leicht verschleierter gekränkter Freundlichkeit.

„Ich danke Ihnen, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind. Ich wäre natürlich zu Ihnen gekommen, aber ... ich habe noch jemand herbestellt ... Sie werden ja sehen.” Pause; dann: „Es ist eine sehr schmerzliche Angelegenheit.” Er sagte das im Ton eines milden, mitleidigen, fast fragenden Vorwurfes. Da es für seine Denkweise als eins der größten Missgeschicke erschien, einem Beamten, besonders einem von seiner Höhe, zu missfallen, so äußerte er seine Ungnade, wenigstens die geringerer Sorte, bei der nur sein Amtsbewusstsein, nicht seine Person, beleidigt war, stets in mitleidigem Ton. Bei der anderen Sorte, der persönlichen Gereiztheit, wurde er boshaft witzig, wozu er kein schlechtes Talent hatte. Eine noch bessere dritte Sorte gab es bei ihm nicht, denn bei stärkerer Verletzung reagierte er nicht mehr positiv, sondern negativ, nicht mit Ungnade, sondern mit Angst, — und duckte.

Fritsch konnte sich nicht denken, wo der Dekan hinauswollte, und unterbrach, um seine Befangenheit aufzurappeln, die Kunstpause des Geistlichen mit einem etwas impertinenten „Nanu?”

„Ich war bisher immer der Meinung, Herr Fritsch, dass Sie ein aufrichtiger Freund unsrer teuren Kirche seien.”

„Seien Sie nur auch ferner dieser Meinung, Herr Dekan! Sie ist ganz richtig.”

„Mag ja sein, — ich möchte Ihnen gewiss nicht zu nahe treten, — dass Sie es in Ihrer Art gut meinen ...”

„Aber zum ...! Wie soll ich eine andre Art haben als die meinige? Soll ich vielleicht mit Ihrem Kopf denken?”

„Nein, ich denke selbst nicht mit meinem Kopf.” Fritsch lachte: „Das ist zwar ein reizendes Geständnis, aber meinen Kopf lass ich mir darum doch nicht absprechen.”

Einen ganz kleinen Schreck empfand Stoll immerhin über das hübsche Wort, das ihm entfahren war. Seine würdige Ruhe war etwas erschüttert, er verteidigte sein Treffwort mit

Lebhaftigkeit.

„Natürlich! Wir sind doch Glieder der evangelischen Kirche, nicht wahr? Nun Glieder müssen immer dem Haupt sich unterordnen. Wo kämen wir hin, wenn rücksichtslos jeder nur seinem Kopf folgen wollte. Das wäre das Chaos! Glauben Sie mir, ich denke auch sozusagen; ich habe auch manche ernste Zweifel und Bedenken über Fragen des Glaubens und der Kirchenpolitik. Aber ich kann auch meine Zweifel für mich behalten, kann sie schweigen heißen, wenn durch ihre Äußerung die Wohlfahrt der Kirche bedroht wird. Ich kann mich dessen freuen und getrösten, dass diese Wohlfahrt unsrer teuren Kirche in den bewährten Händen unsrer Oberkirchenbehörde ruht, deren höherer Weisheit wir alle Verantwortung getrost überlassen dürfen.“

Fritsch zuckte die Achseln. „Namentlich wenn wir Aussicht haben, selber dereinst dieser höheren Weisheit teilhaftig zu werden, — später mal, — wann unsre Zähne ausgefallen sind.“ Er erhob sich. „War es das, Herr Dekan, was Sie mir mitteilen wollten?“

„Nein,“ sagte Stoll etwas pikiert, „entschuldigen Sie, das war nur die Einleitung. Bitte noch einmal Platz nehmen zu wollen. Also kurz, da Ihre Zeit zu drängen scheint. Ganz zufällig kam mir gestern in Wolfs Druckerei ein Druckbogen unter die Augen, mit dessen Korrektur Wolf gerade beschäftigt war ... Nun, ich sehe, Sie verstehen schon ...“

Fritsch war zornig aufgefahren, aber er fasste sich sogleich.

„Bitte, ich will Sie nicht unterbrechen,“ sagte er vorsichtig.

„Zur Steuer der Wahrheit muss ich bemerken, dass Wolf ganz unschuldig war. Er konnte nicht wissen, wie aufmerksam mein Blick ist, ... dass ich alles sehe, was überhaupt in mein Gesichtsfeld kommt. Dass Sie der Auftraggeber waren, könnt ich mir ja denken; außerdem hat der gute Wolf natürlich sich verpöppelt, wider Willen selbstverständlich! wir kennen ihn ja doch beide.“

„Als ein Kamel!“ murmelte Fritsch ärgerlich.

„Aber ich bezeuge ihm hiemit, dass er verzweifelte Anstrengungen gemacht hat, verschwiege zu sein. Lassen Sie es ihn also nicht zu sehr entgelten.“

„Ich darf wohl hoffen, Herr Dekan, dass Sie es für ehrenhaft halten werden, ein Geheimnis, das Ihnen wider Willen der Beteiligten kund geworden ist, wenigstens durch allseitiges Stillschweigen zu bewahren, so lang wir es wünschen.“

„Bedaure, Herr Fritsch! Ja, wenn es sich um irgendetwas anderes handeln würde, als gerade um das Wohl der Kirche, das ich durch Amtseid zu schützen verpflichtet bin, dann selbstverständlich! So aber habe ich bereits, wie es meine Pflicht war, sofort ans Konsistorium berichtet.“

Fritsch war sehr unangenehm überrascht und trommelte nervös mit den Fingern. „Und wozu haben Sie mich nun herbeschieden?“

„Vor allem, Ihnen offen das mitzuteilen, was Sie nun wissen. Denn Offenheit, unbedingte Offenheit, ist allezeit mein Grundsatz, und dann auch, frei herausgesagt: Sie durch gütliches

Zureden zur Zurücknahme des Pasquills zu bewegen.”

„Das ist doch jetzt nicht mehr möglich! Und „Pasquill“! Es ist ...”

„Streiten wir nicht um den Namen! Aber das müssen Sie doch zugeben: die Sache ist zu maßlos. Ich begreife gar nicht ...”

Fritsch war schon schwankend geworden. „Das will ich Ihnen zugeben, dass auch ich manches gemildert wünsche; ich war selbst erschrocken, als ich es gedruckt vor mir sah. Die Sache ist zu schnell und unüberlegt gemacht worden, erst vorgestern in Schwandorf . . .”

„Am heiligen Sonntag!”

„... in einem Nachmittag. Und Schmärl ist sehr trinkfest, ... wie es da Unsereinem geht ... Sie verstehen schon ...”

„Ja, ich fange an zu begreifen. Das erklärt mir manches. Es freut mich, dass Sie selbst einsehen, dass das — Werk so einfach unmöglich ist. Es streift ja an Beschimpfung . . .”

Es klopfte. Stoll legte den Finger an den Mund und flüsterte: „Es wird Schmärl sein, ich habe ihn vorgeladen ... der hats aber eilig! Treten Sie, bitte vorerst für einige Minuten hier ein. Sie können, wenn Sie wollen, an der Tür zuhören.”

Es klopfte stärker. „Herein!”

Da stand der Goliath Schmärl vor dem Davidchen Stoll. Einen Augenblick schauten sie einander stumm in die Augen. Der Kleine konnte das Gefühl nicht loswerden, er habe einst, vor Zeiten, vielleicht in einem früheren Leben, schon einmal diesem Ungetüm gegenüber gestanden und den Kürzeren gezogen ; heute aber trafen sie einander wieder unter wesentlich veränderten Umständen. Stolz im Gefühl seiner Amtsmacht genoss der David die Empfindung: ich bin dir über!

Er bot dem Pfarrer nicht wie sonst die Hand, sondern wies schweigend auf den Stuhl, der von Fritsch noch warm war.

„Ich habe etwas sehr Ernstes mit Ihnen zu reden, Herr Pfarrer Schmärl.” Pause. „Sie habe eine etwas unglückliche Natur.” Wieder dieser sanft mitleidige, etwas fragende Vorwurfston.

Kräftig hob sich davon die rau-trotzige Stimme Schmärls ab: „Nicht dass ich wüsste bis jetzt, Herr Dekan.”

Der Dekan fuhr fort, ohne von der Antwort Notiz zu nehmen: „Ich kannte Sie ja schon aus Ihren Personalakten ... ”

Schmärl machte eine diskret spöttische Gebärde, als wollte er sagen: die sind gerade das Wahre! „Sie können eben nicht klein sein, Herr Pfarrer, sich nicht fügen ... kein Vertrauen fassen zu Höherstehenden. Ich habe es doch nicht an mannigfachen Versuchen fehlen lassen, mir das Vertrauen eines so schwierigen Herrn zu erwerben. Leider, wie es scheint, vergebens?”

Schmär war unhöflich genug, zu schweigen.

„Ja — , ich bedaure das um so mehr, als es bei der peinlichen Angelegenheit, um die es sich heute handelt, in Ihrem eigensten Interesse gelegen wäre, wenn Sie das rückhaltloseste Vertrauen zu mir haben und meinen väterlichen Rat beherzigen wollten.“

Schmär kochte innerlich vor verhaltener Ungeduld, sagte aber nur kühl: „Und dieser Rat wäre?“

Das grausame Vergnügen, mit seiner Maus ein wenig zu spielen, hatte der amtsmachtgeschwollene kleine Kater sich nicht ganz versagen können, obgleich er sonst gar nicht grausam war. Schmär besaß nicht genug Freiheit des Geistes, um die feine Komik dieses Spiels zu gemessen. War es doch der große Schmerz seines Lebens, dass er nicht selbst an dieser Quelle der Macht saß, nach der sein ganzes „Wesen dürstete. Ohnmächtige Geringschätzung seines Vorgesetzten, Neid und Unruhe wegen des Kommenden, kämpften qualvoll in seinem Inneren.

Der Dekan kam endlich zur Sache. „Ich habe gestern ganz zufällig in Wolfs Druckerei einen Korrekturbogen gesehen, der 95 Thesen mit Ihrer Namensunterschrift enthält. Sie erschrecken? Ihr Gewissen sagt Ihnen wohl jetzt selbst das Nötige?“

Wie können Sie mich so missdeuten, Herr Dekan! Da Sie selbst meinen Namen sahen, so wissen Sie, dass es nicht in meiner Absicht lag, mich zu verstecken, sondern dass mein Gewissen rein ist. Wenn ich allerdings unangenehm überrascht bin, so kommt dies daher ...“

„... dass Sie die Folgen nicht genügend ins Auge gefasst hatten ...“ fiel ihm der Dekan ins Wort.

„Nein!“ rief Schmär. „Ich habe alles ins Auge gefasst.“

Aber Stoll ließ ihn nicht zu Wort kommen. Im Wortabschneiden war er groß, da er immer Überlegenheit fürchtete. Sein Verstand zwar war ja gut; aber sein Standpunkt nicht immer ebenso. „Um so weniger,“ fuhr er fort, „da Sie, wie ich höre, Ihre reformatorische Großtat in einiger Bierstimmung vollbracht haben.“

Schmär brauste auf: „Das hat Fritsch gesagt! der Verräter!“

Dekan würdig: „Massigen Sie sich, Herr Pfarrer!“

„Aber ich muss doch bitten, Herr Dekan,“ rief Fritsch hervortretend, „dass Sie mich nicht in dieser Weise bloßstellen!“

Ah! — ein Horcher an der Wand!“ höhnte Schmär.

„Ich bitte Sie, Herr Dekan, mir zu bezeugen, dass ich nicht von der Bierstimmung meines Freundes Schmär, sondern von meiner eigenen gesprochen habe, die mich allerdings ...“

„Dann sauf ein andermal weniger, du Knirps, wenn“ du nichts vertragen kannst, aber verleumde mich nicht!“

„Das habe ich nicht getan! Herr Dekan!”

Dieser blickte sehr betreten; die Lage war ihm über'n Kopf gewachsen. „Das muss ich allerdings Herrn Fritsch bestätigen: er hat nicht von Ihnen gesprochen, sondern nur von sich und von der Tatsache des Biertrinkens. Aber lassen wir diesen . . .”

„Nein, ich muss bitten,” rief Schmär, lassen wir das nicht! Ich muss mich voll verteidigen dürfen, nachdem das einmal erwähnt worden ist.”

Stoll machte ein verdrießliches Gesicht, ging an seinen Schreibtisch und schob Sachen hin und her, während Schmär fortfuhr.

„Ich bin kein Engelsköpfchen mit Flügelchen an den Schultern und sonst nichts. Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut ...”

„Und was für Fleisch!” murmelte Stoll.

Schmär mit bösem Blick: „Wie? ...” Stoll schwieg. „Und ich halte es nicht im mindesten für unrecht, auch bei ernstester geistiger Arbeit dem Körper die Kräfte zuzuführen, die der Geist nötig hat. Diese Verachtung des Leibes ist auch eins von den Altertümern, mit denen wir endlich aufräumen müssen. Schon von dem alten Luther hätten wir das lernen können.”

Stoll: „Vielleicht wirds uns der neue gründlicher lehren.”

Schmär antwortete nur mit einem niederschmetternden Blick.

„Den Bart tragen sie ja auch plötzlich à la Luther?”

„Rasieren ist nicht vorschriftswidrig,” antwortete er. „Es geht niemand etwas an, ob ich das tun will.”

Gewiss! Machen Sie das doch nach Belieben! Und sind Sie nun fertig mit dieser Nebensache des Biertrinkens? auf die ich überhaupt gar kein Gewicht gelegt habe! Dann wollen wir doch endlich zur Hauptsache kommen. Sie haben, Herr Pfarrer Schmär” — hier steckte er das würdigste Dekansgesicht auf —, „als ein beamteter Diener unserer Kirche gegen eben diese Kirche einen Angriff gerichtet, so wild und maßlos, dass ihr erbittertster Feind darauf stolz sein könnte. Ja haben Sie denn auch bedacht, dass Sie so ein Diener dieser Kirche ferner nicht bleiben können?”

Es handelt sich mir nicht um die Folgen, die ein geistfeindlicher Gewaltmissbrauch meinem Vorsehen anhängen könnte, sondern um das Recht, um die Wahrheit meiner Worte. Ich werde sie beweisen! Darauf bin ich allerdings stolz, dass ich mit Fleisch und Blut mich nicht lange besprochen habe.”

„Nach berühmtem Muster, ja. Nur dass der Apostel Paulus als weiland Feind Christi sich nicht lang bedacht hat, sein Diener zu werden, während Sie, als sein Diener, sich nicht bedacht haben, sein Feind zu werden.”

Schmär blieb unerwartet ruhig: „Ich kann nicht zugeben, Herr Dekan, dass Sie mir da Gesinnungen und Absichten unterschieben, die mir gänzlich fremd sind, wie Sie, glaub ich,

wissen könnten. Kirche und Christus sind leider sehr zweierlei. Aber auch der Kirche Bestes suche ich, so gut wie Sie oder irgend einer.”

„Aber Sie verstehen es nicht! Sie irren! Sie sollten bescheidener sein!”

„Ich suche der Kirche Heil in meiner Weise. Tun Sie es in der Ihrigen! Gott gebe, wie er will, das Gedeihen’ Hier, Herr Dekan,” er schlug an seine breite Brust, „ist mein Richter, mein einziger! Haben Sie mein Gewissen, oder hab ichs?”

„Weder Sie, noch ich, sondern die Kirche! wenn anders Sie ihr rechter Diener sind.”

„So?! Das nennen wir katholisch. Eben das ists, was wir nicht wollen.”

„Einverstanden!” rief Fritsch, wieder kecker geworden.

„Was wir nicht wollen! Wer denn ? Meinen Sie im Ernst, dass Sie Anklang und Anhang fänden mit einer solchen Schmähchrift, wie Ihre Thesen sind?! — wenn sie je veröffentlicht würden!”

Schmär war betroffen: „Je veröffentlicht ...? Fritsch, du lässt dich doch nicht ins Bockshorn jagen?!”

Fritsch, verlegen: „Durchaus nicht. Ich habe nichts versprochen, Herr Dekan! Nur ... wie schon angedeutet . . . ich war am Sonntag nicht so ganz . . . Weißt du, bei ruhigem Blut möchte ich doch . . . nichtwahr Herr Dekan? . . . einige Milderungen ...”

Schmär schlug zornig auf den Tisch: „Sint ut sunt”

„Ich bitte Sie,” mahnte Stoll würdig, „nicht zu vergessen, Herr Pfarrer Schmär, bei wem Sie sich befinden. Übrigens glaube ich auch, Herr Fritsch, dass Ihr Freund in diesem Punkt Recht hat: wenn Sie die Spitzen abbrechen, so bleibt herzlich wenig übrig. Das sind ja alles alte Sachen, ist alles hundertmal schon gesagt worden, nur eben nicht mit dieser Maßlosigkeit. Diese Maßlosigkeit ist das einzige Neue dabei. Und warum ist sie neu? einfach deshalb, weil sie unmöglich ist in der Öffentlichkeit; deshalb ist sie noch nicht da gewesen und wird auch jetzt nicht da sein, glauben Sie mir! Gott sei Dank! dass wir noch immer den Schutz einer christlichen Obrigkeit genießen, die dergleichen nicht zulässt. Vermutlich wollten Sie ja die Öffentlichkeit damit überrumpeln? . . .”

Hier wurde der Dekan durch ein Klopfen unterbrochen. Auf sein „Herein!” trat Winner ein und blieb mit stummem Gruß bescheiden beiseite. Der Dekan fuhr fort: „. . . daher die Geheimtuerei! Wohl gar sollten die unschuldigen Kirchentüren dazu herhalten, wie weiland in Wittenberg? Ja, mein Lieber, dass es damit nichts mehr ist, werden Sie nun, da das Konsistorium von dem Attentat Kenntnis hat, mir wohl glauben.”

Fritsch war sichtlich geschlagen und vernichtet; er hatte ab und zu während der letzten Rede mit ängstlichen Augen Schmär befragt. Dieser kannte den Pappenheimer und sagte nur mit verachtungsvollem Blick: „Du kriechst natürlich zu Kreuz!”

Keine Antwort war auch eine. Schmär richtete sich schmerzlich stolz empor.

„So ist die Audienz wohl zu Ende, Herr Dekan?“

Mit erwachender Gutmütigkeit-, zwischen Schadenfreude und Mitleid, erwiderte Stoll:
„Meinen Rat wollen Sie ja leider nicht annehmen . . . ?“

„Ich brauche ihn nicht,“ sagte Schmär hart.

„Wenn nicht Sie selbst noch etwas vorzubringen haben, dann sind Sie allerdings —
entlassen.“ Diese maliziöse Doppeldeutigkeit konnte er sich nicht versagen.

Schmär verbeugte sich stumm und steif und ging, ohne Fritsch anzusehen.

Diesen litt es auch nicht länger hier. „Sie erlauben, Herr Dekan, ich möchte ihn besänftigen
...“ sagte er unruhig und reichte die Hand zum Abschied.

„Aber es bleibt doch dabei . . . ? Sie ziehen alles zurück?“

Fritsch nickte mit mutloser Gebärde „Gewiss! Ich wäre ja töricht.“

Ein Reuiger

Als auch der Buchhändler fort war, wandte sich der Dekan zu Winner, etwas finster, soweit
dieser liebe Herr überhaupt finster sein konnte. Er hatte nämlich ein böses Gewissen und
wollte sich Haltung geben.

„Ich möchte fragen, Herr Dekan,“ begann Winner bescheiden, „ob meine Eingabe wohl
schon beim Konsistorium ist?“

„Natürlich nicht!“ erwiderte streng der Dekan. „Was haben Sie sich denn gedacht? Ich sagte
Ihnen doch gestern, dass die Form inkorrekt sei und gab Ihnen das Ding zurück. Da
bekomme ichs gleich ganz unverändert wieder zurück. Sie müsstens gleich hier noch zur Post
gegeben haben?“ Winner bejahte schamhaft. „Was sollte ich tun? sollten wir hin und her Ball
spielen mit dem Gräuel? Quod non! Das wäre eines Dekans nicht würdig. So hab ichs einfach
in die Registratur zu den alten Akten gelegt.“

Er ging auf den Schrank zu und seine Miene erhellte sich, Registraturfreudigkeit überkam die
Bureaukratenseele; er schmunzelte, wie ein angenehm gesättigter Monarch beim Anblick
seiner salutierenden Grenadiere. Und zu Winner zurückgewandt, sagte er vertraulich: „Es war
ein schwieriger Fall . . . keine der vorhandenen Rubriken passte. Da hab ich eine neue
geschaffen! Sehen Sie!“

Damit holte er ein dünnes Faszikel mit schönem rotem Deckel und las die Überschrift:
Formwidrige Eingaben, welche trotz Belehrung des Verfassers nochmals in formwidrigem
zur Beförderung ungeeignetem Zustand eingereicht wurden. Hm?“ Er sah seinen
Untergebenen wohlwollend und Beifall heischend an. „So war ich ganz korrekt und bin
vollkommen gedeckt. Nebenbei: Sie können auch sich was drauf einbilden, dass Sie zu dieser
Bereicherung unsres Rubrikenschatzes die Veranlassung waren.“

Zweifelnd prüfte Winner, — aber aus Zartgefühl nur kurz, — die Miene des hohen

Aktenesels; sie kündete, jeder Zoll, ernsthaft korrekte Würde mit Herablassung. „Nun also, — da haben Sie wieder das Ihre.“ Er gab ihm das Schriftstück. „Und wenn Sie durchaus auf dem törichten Skandal beharren müssen —, ich will Ihnen nicht noch einmal zureden — dann bitte ich mir wenigstens die bewusste korrekte Form aus.“

Diesmal nahm Winner gern seine Akten zurück. „Ich beharre nicht auf der Vorlage und bin eben deshalb gekommen, um die Eingabe zurückzuziehen.“

„Zurück?“ rief der Dekan mit freudigem Auffahren „. . . das ist ja sehr schön! So haben also doch meine Worte noch nachgewirkt!“

„O . . . ja . . .“ sagte der ehrliche Winner zögernd, aber eigentlich war etwas anderes die Ursache“.

Die Hälfte des Freudenscheins erlosch im dekanatlichen Angesicht; wie? etwas anderes wirksamer als seine Belehrungen?

„Nämlich, meine Frau . . . hat mir . . . die Mitteilung gemacht ...“

„Nun?“

„. . . ganz unerwarteterweise . . . dass wir Familienzuwachs haben werden.“

Der Dekan nahm eine respektvolle Haltung an. „Ah, also hat Gott selbst gesprochen!“ Dann fuhr er freundlich fort: „Und Sie haben auch begriffen, was Er wollte, wie die Schrift sagt: weißest du nicht, dass dich Gottes Güte zur Busse leitet.“

„Ja . . . nur . . . war es, ehrlich gesagt, weniger die Güte Gottes, als unsere Angst, ob wir unter den neuen “umständen uns ernähren könnten, falls ich vom Amt käme.“

Der Dekan zog ein wenig die Stirn kraus. „Natürlich, das mag ja vielleicht auch ein wenig mitgewirkt haben.“ Nach einem kleinen Zaudern klopfte er dem Pfarrer auf die Schulter, väterlich ermahrend: „Immer dekorativ motivieren, mein Lieber; das ist nicht gelogen.“ Ärgerlich setzte er hinzu: „wenn ich Ihnen doch helfe!“ Aber gleich war er wieder gut aufgelegt. „Na, kurz, Sie bereuen und widerrufen, und so sei die ganze Geschichte abgetan, vergeben! vergessen! Ecclesia non sitit sanguinem! und nun da sich alles so in Wohlgefallen aufgelöst hat, au diesem doppelten Glückstag unserer Kirche, wollen wirs mit einem Glas Portwein begießen. Hm?!“

Er brachte ein zweites Glas, (das Übrige stand schon da), schenkte ein und stieß an. „Der Kommende soll leben! Er, der durch sein Kommen schon unserer teuren evangelischen Kirche einen immerhin peinlichen Zwischenfall erspart hat, möge auch als Mann einst eine stramme Säule derselben werden! . . . wenn nämlich Gott Gnade schenkt, dass es ein Knabe wird.“ Er war sehr aufgeräumt. „Wissen Sie, lieber Herr Kollege, ich finde die Einrichtungen des lieben Gottes wundervoll, alle! — rein gar nicht zu verderben! zum Beispiel die Ehe! Da meint man, der Zölibat, diese eitle Korrektur, die das Papsttum an der göttlichen Ordnung anbringen zu müssen geglaubt hat, sei so was Nützliches und bilde die Stärke der römischen Kirche. Nun, wir Evangelische sind gerade durch die Ehe unserer Pfarrer stark. Will da so ein extravaganter Herr wie Sie Sachen machen, — flugs schickt ihm der liebe Gott ein Kindlein ins Haus, und nun besinnt er sich doch! Das ist wohl auch, — wenn ich unsern Herrgott recht

verstehe, — der Grund, warum es erfahrungsgemäß in den Pfarrhäusern so viele Kinder gibt, — nein ganz im Ernst! Uns Pfarrer will Er eben ganz besonders konservativ haben, — wir sind doch Seine Leibgardisten. Kurz, Sie sehen wohl: Lutherisch oder Römisch, immer zielt der göttliche Witz in Sachen der Ehe auf Konservatismus. Da kann man doch nicht mehr dran zweifeln, dass unser Herrgott zu keiner ändern Partei als zur konservativen hält. Nicht?”

Er stieß wieder an. „Übrigens —, da wir grade so vertraulich beisammen sind —, hören Sie: Ihre Geschichte da ist mir eigentlich noch etwas rätselhaft. Das sieht Ihnen doch gar nicht ähnlich, so was!“ Seine beichthungrigen Blicke saugten an dem Pfarrer und der schüchterne Winner lachte verlegen. Stoll schenkte neue Beichtflüssigkeit ein. „Ihre Ansichten allerdings sind ja sehr frei, — um nicht zu sagen extrem, — o denken Sie nicht, dass ich Ihnen damit einen Vorwurf machen will, d. h. einigermaßen ist es ja allerdings ein Vorwurf, — aber ich meine: ich kann es ganz gut verstehen, und ich selbst, . . . doch lassen wir das. Ich wollte sagen: Ihre Ansichten stimmen ja schon zu Ihrem verkrachten Abenteuerchen, — aber Ihr Charakter! Sie sind doch sonst ein stiller feiner Mann, der nie auffällt oder gar skandalös wird. Wie konnten nur Sie einer hohen Oberkirchenbehörde so kommen wollen?“ Die runden Augen des Dekans saugten und saugten. „Aber es darf Ihnen nicht etwa peinlich sein, darüber zu reden! Vergeben ist ja die kleine Verfehlung von ganzem Herzen.“

Endlich fand Winner Worte. „Nein, Herr Dekan. Es ist mir sogar in gewissem Sinn ganz willkommen, mich auszusprechen, weil ich dabei zugleich Gelegenheit habe . . .“ Er stockte.

Stoll ermunterte ihn. „Ja reden Sie nur ganz offen und vertrauend“.

„Nämlich . . . meine Kinderlosigkeit war mir immer sehr peinlich . . .“ Stoll machte eine kleine Handbewegung; was soll das hier? „ . . . ich fürchte, man hatte mich im Verdacht, dran schuld zu sein ...“

„Aber bitte, lieber Herr Pfarrer, das bat wohl niemand gedacht. „Kinder sind eine Gabe Gottes,“ sagt schon die heilige Schrift. Wir Menschen können da durchaus nicht alles tun.“

Stammelnd fuhr Winner fort: „Ich . . . hätte ja gern mehr dazu getan, aber ich konnte nicht . . . d. h. meine Frau wollte nicht ...“ Der Dekan nahm die saftige Beichte zu sich, nicht ohne sich gewaltsam Reserve aufzuerlegen, . . . Sie war offenbar noch zu jung zur Ehe.“

„Zu jung ? Aber sie ist doch schon gegen dreißig und erst zwei Jahre sind Sie verheiratet!“

„Sie war damals fünfundzwanzig. Aber doch zu jung. Das muss wohl individuell sehr verschieden sein. Sie hat mich ganz gewiss aus Liebe geheiratet, — o, sie hatte große Auswahl! — aber ihre Liebe war zu spirituell. Ich habe sie ja dadurch seinerzeit gewonnen, dass ich sie einer Unterhaltung über Schopenhauer, Darwin u. s. w. würdigte, auf dem Ball, — Gott, ich wusste eben nichts anderes, wie ich noch heute nichts anderes weiß , als ernsthafte Dinge. Ihr aber hat das, im Gegensatz zu den Fadheiten der ändern Herren, von denen sie sehr umschwärmt war, — sie ist ja so schön! wie Sie gestern richtig sagten: — also, ihr hat das so imponiert und geschmeichelt, dass wir beim dritten Mal Sehen schon verlobt waren, und nach 3 Monaten verheiratet, — sehr glücklich verheiratet! Nur, wie gesagt, war ihre Liebe zu spirituell . . . und, was das Übrige betrifft, — da war sie furchtbar wehleidig, andauernd wehleidig, und nach einigen Wochen streikte sie.“

„ . . . streikte sie . . .“ wiederholte Stoll ernsthaft. „Und die ganzen Jahre haben Sie . . .?“

Winner nickte. „Und daher also . . . Nun, alle Hochachtung!“ Ein Zucken um die Mundwinkel des Dekans passte allerdings nicht ganz zu dem letzten Wort.

„O, es war wenig Verdienst dabei,“ sagte „Winner melancholisch, mit bescheidener Handbewegung. „Und dann: so recht naturgemäß war die Sache auch nicht. Der Charakter meiner Frau veränderte sich, wurde immer herber und herrischer, ich hatte viel zu leiden. Dabei bildete sich eine eigentümliche perverse Vorliebe für allerlei Märtyrer und Martyrien aus. Auch mir wollte sie eines aufhängen, angeblich weil sie einen Diener dieser unehrlichen Kirche von heute nicht achten könne.“

Stoll war empört. „O! das ist aber stark!“

„Und nun, bei Gelegenheit dieses neuen Konsistorialerlasses hat sie's durchgesetzt.“

„Sss! Da sieht mans wieder. Immer „cherchez la femme!““

„Um ihre Achtung und ihr Liebe wieder zu erwerben, Tat ich ihr den Willen. Sie war ganz selig . . .!“

„Ich verstehe! Und nun war sie auch alt genug?“

„J—ja, einerseits; es waren doch ein paar Jahre vergangen. Und andererseits war sie durch die Rührung über mein gehorsames Martyrium erweicht, — ach, ganz anders war sie auf einmal geworden.

Winner saß da, wie vom Abendstrahl beschienen. Stoll aber spürte mit gelindem Schrecken seine Gefühle übermächtig werden. Schnell, um abubrechen, sagte er: „Nun und das übrige wissen wir ja. Mit Ihrem Widerruf ist sie auch wohl einverstanden?“

„Ja. Sie hat mich selbst hergeschickt. Sie ist recht mutlos geworden.“

Wie in tiefen Gedanken hob Stoll den Kopf in die Höhe und kratzte sich langsam aber kräftig unter dem Kinn, was ihm zu der Grimasse ein Recht gab, die seinen drängenden Gefühlen Erleichterung schuf. Nach einigen Augenblicken war das dringendste Bedürfnis befriedigt; er senkte wieder ernst gelassen das Haupt und sprach in mildwürdigem Ton: „Ja, ja; nichtwahr lieber Herr Kollege, die Wege des Herrn sind oft wunderbar.“

Ein Renitenter

Es klopfte. Pfarrer Moser von Markrode trat ein.

„Ah!“ rief der Dekan, „das dritte verirrte Schäflein . . . Pardon! wir sind ja doch Alle Schafe seiner Weide. Nun, zu Ihnen, lieber Herr Pfarrer, habe ich das gute Zutrauen . . .“ Er unterbrach sich, zu Winner gewandt, der sich erhoben hatte. „O bleiben Sie doch noch! vorausgesetzt, dass seine Gegenwart Sie nicht stört, Herr Pfarrer Moser.“

„Bitte,“ sagte dieser, „ich habe keine Geheimnisse vor meinem Freund Winner.“

„Schön. Seine Angelegenheit hat sich soeben in Wohlgefallen und Portwein aufgelöst und zu

Ihnen, wie gesagt, habe ich dasselbe Vertrauen. — Prosit meine Herrn! — Nur der Bock Schmärl hat sich selbst links gestellt. Ja ... also Ihre Sache ist die, Herr Kollege; Ihr Sonnenwirt hat sich bei mir über Sie beklagt! Sie scheinen nicht sehr gut mit ihm zu stehen? O das ist ein Fehler! so ein einflussreicher Mann!”

Moser lächelte. „Ich habe ihm nichts getan, als dass ich seine Wirtschaft zu wenig beehre.“

„Ich weiß, ich weiß!“ rief Stoll, „aus den Akten schon! dass Sie einen hervorragend soliden Lebenswandel führen. Gewiss, das ist ausgezeichnet! Aber sagt nicht Paulus, dass er den Juden ein Jude, den Heiden ein Heide, kurz allen alles geworden sei, um alle für Christum zu gewinnen? Sie können wohl auch zuweilen, unbeschadet Ihrer Solidität, die Wirtschaft eines angesehenen Gemeindeglieds berücksichtigen.“ Moser wollte erwidern, aber Stoll sprach ihn nieder. „Ich will Ihnen ja gewiss in dieser Richtung nichts vorschreiben, es soll nur ein Rat sein, aber glauben Sie mir, es ist ein guter Rat. Dieser Sonnenwirt hat Ihnen da etwas eingebrockt, infolge Ihrer Unvorsichtigkeit, das Ihnen bei einem ändern Dekan hätte recht unangenehm werden können. Offen vor der Gemeinde seine Ketzerei bekennen! Ei'. ei! Einige Ketzerei können wir ja tolerieren, wenn sonst niemand davon weiß. Aber so! — ja da bleibt Ihnen nichts übrig als zu widerrufen . . .“

Moser wollte protestieren, aber der Dekan wehrte ab und wiederholte mit Nachdruck: ... nichts übrig, als zu widerrufen! Aber das wird sehr leicht sein. Der gekränkte “Wirt wartet ja sehnsüchtig auf das leiseste Entgegenkommen! das wirkliche Ärgernis ist nicht so groß bei ihm, das hab ich wohl gemerkt.“

„Herr Dekan,“ sagte Moser, „es scheint mir, dass meine Auffassung grundsätzlich von der Ihrigen verschieden ist. Ich glaube weder bei dem Sonnenwirt noch beim Konsistorium etwas widerrufen zu sollen.“

„Aber ich bitte Sie! Sie haben doch in kaum verhüllter Weise sich aufgelehnt gegen den klaren Befehl des Konsistoriums!“

„Warum hat das Konsistorium zuerst sich aufgelehnt gegen die Geistlichkeit und ihr gutes Recht? ...“ Diese Sprache —! der Dekan schnellte plötzlich in steife Vorgesetztenhaltung zurück. „. . . das Recht der Gewissensfreiheit, das wir prinzipiell als Protestanten haben, und das mir überdies speziell noch bei meinem Eintritt in den Kirchendienst bestätigt worden ist.“

„Wieso speziell bestätigt?“ fragte der Dekan betreten und wandte sich zugleich an Winner: „Ich bedaure, lieber Herr Pfarrer, dass diese Angelegenheit doch länger dauert als ich dachte . . .“ Winner erhob sich. „Die Gemütlichkeit ist ohnehin zerstört.“

„Wäre es nicht für beide Teile erwünscht, wenn dieser Zeuge bliebe?“ meinte Moser, worauf der Dekan misstrauisch, nach kurzem Bedenken erwiderte: „Meinetwegen! ich wollte ja nur Sie schonen. Also?!“

„Sie wissen vielleicht, Herr Dekan, dass ich nach Beendigung meiner Studien mehrere Jahre beurlaubt war?“ Stoll nickte. „Das geschah auf mein Ansuchen, welches ich mit meinem vollständigen Atheismus und der daraus folgenden Unfähigkeit fürs geistliche Amt begründete. Nach einigen Jahren wurde ich an meine Verpflichtungen — ich hatte ja meine Stipendien nicht umsonst erhalten — wieder erinnert unter Bestimmung eines Termins zum

Eintritt in den Kirchendienst. Da setzte ich mündlich nochmals dem Prälaten Heller meine Anschauungen auseinander, die mich meiner Ansicht nach unbedingt vom geistlichen Amt ausschließen mussten. Der Prälat war aber anderer Meinung und redete mir zum Eintritt zu. Die Verpflichtung zu diesem Beruf bestehe nun einmal, da sei nichts zu machen; ich könne ja Moral predigen, wenn ich die Dogmen nicht anerkenne. Darauf hin und unter dieser Bedingung bin ich dem Zwang der Verhältnisse, ungerne, gewichen. Nun sollte ich hinterher dieses Zugeständnis mir einfach wieder nehmen lassen? Das tue ich nicht.

Stoll war peinlich berührt. „Es ist mir allerdings auch bekannt, dass Prälat Heller im Ruf steht, mehrfach derartige vielleicht nicht ganz unbedenkliche Verhandlungen geführt zu haben. Aber überschätzen Sie nicht die Tragweite einer solchen privaten Unterredung und wohlwollenden Beratung, durch die das Konsistorium nicht gebunden sein kann.“

„Ich hielt und halte das nicht für privat. Den Privatmann Heller kannte ich gar nicht, nur den Prälaten und Konsistorialrat. Im Übrigen wird ja das Gericht die Frage entscheiden können.“

Der Dekan lächelte überlegen. „Das Gericht, Herr Pfarrer, hat doch da nichts zu sagen.“

„Es wird mir auch lieb sein, wenn es nicht so weit kommt. Nur —, wenn das Konsistorium mir gegenüber auf dem neuen Erlass besteht und mich wegen „Ungehorsam, — denn gehorchen werde ich nicht, — vom Amt und auf die Strasse setzt, so werde ich Zivilklage erheben wegen Vertragsbruch.“

Eine Weile stand der Dekan ganz verblüfft. „So wollen Sie dem Herrn Prälaten sein liberales Entgegenkommen lohnen?“

„Ich sehe hier nichts zu belohnen. Dass Prälat Heller weniger katholisch ist als die ändern evangelischen Konsistorialräte, ist sehr ehrenvoll für ihn, aber keine Gnade für mich.“

„Überhaupt ist doch eine Unwürdigkeit, Ihre vorgesetzte Behörde verklagen zu wollen.“

„Die Gewissensfreiheit zu verteidigen, kann ich nicht unwürdig finden; eher, sie anzugreifen.“

„Wer greift an? Wir nicht! „Wir suchen den Frieden und jagen ihm nach.“ Welche Mühe hab ich noch soeben mir mit Ihnen gegeben! Sie aber greifen an! die Kühe der Kirche, — die Grundlage jeder kirchlichen wie staatlichen Ordnung, den Gehorsam!“

„Ich muss Freiheit haben, anders kann ich nicht sein.“

„Die werden Sie bald haben, wenn Sie halsstarrig bleiben.“

„Leider muss ich das,“ sagte der Pfarrer ernst. Der Dekan zuckte die Achsel und schwieg. Worauf Moser Schluss machte. „Ich empfehle mich, Herr Dekan!“

Als nun die Tür hinter Moser sich geschlossen hatte, wurde Stoll kecker, hob Unheil verkündend den Finger in die Höhe und zitierte: „Die aber widerstreben . . .“ ‘e stieß mit dem Finger der Tür zu — „werden ihr Urteil über sich empfangen! Mein lieber Winner, Sie haben das bessere Teil erwählt.’

Der heimliche Landesbischof

Als der Präsident des Konsistoriums, Freiherr von Wunnenstein, den Bericht des Dekanatsamts Mittelberg über die dortige Revolte und Klagedrohung zu Gesicht bekam, war er ganz verblüfft. Zwar Schmärs missglückter Putschversuch ließ ihn kalt; er war ja missglückt; es lebe das Glück! Aber Mosers Klagedrohung — ! So etwas war ihm noch nicht vorgekommen, in seiner mehrjährigen Praxis. Er wusste nicht, was er denken sollte. Sein hohes Amt verdankte er nicht gerade seiner hohen intellektuellen speziell juristischen Güte. Oder doch! vielleicht ist es richtiger zu sagen: gerade seiner nicht allzu hohen Fähigkeit verdankte er dies Amt. Denn irgendein Amt brauchte er, da er als Sprosse der leider ärmeren Linie des altberühmten Hauses ohne einen schönen Besoldungszuschuss nicht gut standesgemäß leben konnte. In ändern hohen Ämtern aber hätte er leicht etwas verderben können, während es beim Konsistorium nicht so drauf ankam. Übrigens hatte er sich wirklich bisher stets recht ordentlich gehalten. Denn er besaß immerhin Geist und Selbsterkenntnis genug, um es gleich zu merken, wenn eine Affäre über seinen Juristischen Horizont hinausging. Alsdann pflegte er den berühmtesten Rechtsanwalt des Landes, Dr. Aaron Kohn, zu konsultieren. Dass er „konsultiere“, hätte er allerdings nicht zugegeben, — man kam eben im Gespräch auf allerlei. Dr. Kohn forderte ja auch gar kein Honorar! In der Tat war dem Rechtsanwalt auch ohne das die Kundschaft und Freundschaft des adligen Präsidenten wertvoll genug, durch dessen Vermittlung er z. B. in den feinsten und sehr exklusiven Klub der Hauptstadt Aufnahme gefunden hatte. Außerdem war es auch ein ganz angenehmes Bewusstsein, oberster Spiritus rector der evangelischen Landeskirche und damit Kollege des Königs zu sein; sogar der bessere Kollege —, denn der König war nur nominell als Landesbischof der Steuermann des Kirchenschiffs, Kohn aber in Wahrheit, was ja auch recht stilvoll zu seinem priesterlichen Namen passte.

Auch jetzt erschien dem Präsidenten in seiner Ratlosigkeit das kluge lächelnde Gesicht des Dr. Kohn, — ein tröstlich verheißendes Bild. Er nahm den Zylinder auf und stieg in die Kaiserstrasse, den wohlbekanntesten Bureau zu. Dort begab er sich sogleich ins Allerheiligste, wo Kohn selbst thronte und schüttelte ihm jovial die Hand.

„Na wie gehts, mein Bester? Gut bekommen der Abend neulich? ... ä ...“

Dann schwatzte er nach Kräften von Klub- und andern Angelegenheiten.

Aber Kohn hatte heute nicht viel Zeit und lenkte daher das Gespräch der richtig gemutmaßten Sache zu.

„Wie gehts auch der Frau Gemahlin?“ fragte er lächelnd.

„Danke. Ausgezeichnet. War ja in Baden-Baden. Hat ihr sehr gut getan.“

„Das freut mich. Na, und die Andere?“

„Wieso Andere?“ sagte der Baron betreten.

„Na, die Landeskirche mein ich.“

„Ha, ha!“ lachte der Präsident, wurde aber gleich wieder ernst.

„Der gehts leider weniger gut. Immer noch die Hartneckgeschichte, die nicht enden will. „Das ist der Fluch der bösen Tat ...“ Diese Mittelberger Diözese ist rein im Aufruhr. Eigentlich schändlich illoyal gegen eine so wehrlose Behörde. Wir haben doch keine Kanonen und Bajonette zur Verteidigung! Wollte uns da Einer mit 95 Thesen à la Luther strangulieren. Na wir sind ihm ja zuvorgekommen. Aber ein Anderer — diese Sache ist noch nicht ganz klar, — hat uns gedroht, gegen die Kirche auf Schadenersatz zu klagen ...”

„Nicht möglich!” staunte Kohn. Und innerlich dachte er: Aha, das ist also.

Der Präsident erzählte den Fall Moser und schloss: „Nun, was sagen Sie dazu!”

„Unangenehme Geschichte in jedem Fall!” meinte der Rechtsanwalt. Er liebte es, etwas spröde zu tun, ehe er half.

„Sie meinen, er könnte Aussicht haben?”

„Ja das lässt sich nicht so schnell sagen. Das kommt noch auf allerlei nähere Umstände an.”

Der Präsident nickte viel sagend, stützte das ausrasierte Kinn auf den goldenen Knopf seines Spazierstockes und saß lernbegierig wartend still, bis Kohn loslegte.

„Vor allem: bestätigt Prälat Heller die Angaben des Pfarrers über jene Unterredung?”

Der Präsident zuckte die Achsel. „Ich denke wohl. Der Pfarrer kann das nicht gut erfunden haben.”

„Gewiss. Aber es wird da auf feine Nuancen ankommen, über welche die Erinnerung Beider verschieden sein könnte. In diesem Fall hätte ja der Prälat seine hohe Stellung einigermaßen als Hilfe. Andererseits aber kann der Pfarrer wirksam geltend machen, dass für ihn die Unterredung ein viel größeres Ereignis war und als solches sich dem Gedächtnis viel sicherer einprägen musste, als es bei dem Prälaten der Fall war, der solche Unterredungen von Amtswegen zu Hunderten hatte. Außerdem ist wohl anzunehmen, dass der Prälat auch sonst schon bei derartigen Zangengeburtten assistiert hat, — gerade mit ihren Theologen hat ja die Alma Mater häufig genug Schwierigkeiten. Da wird sich Moser, wenn er auch nur einigermaßen geschickt ist, unbedingt siegreiche Zeugnisse verschaffen können. Von Bedeutung wird es ferner sein, wo die fragliche Unterredung stattgefunden hat, ob im Amtszimmer des Konsistorialgebäudes oder etwa in der Privatwohnung. Im letzteren Fall könnte vielleicht der amtliche Charakter der “Worte des Prälaten und damit deren Verbindlichkeit fürs Konsistorium bestritten und alles nur als private väterliche Beratung dargestellt werden, — wiewohl ich des moralischen Eindrucks wegen diese Einrede nicht empfehlen würde. Alles in allem —”, schloss der Anwalt, „wenn ich die Vertretung Mosers hätte, so würde ich sicheren Sieg erwarten.”

„Hm! hm!” machte der Präsident. Er saß die ganze Zeit gedankenvoll vorgebeugt und betupfte sich mit dem goldenen Knopf seines Stocks nervös die Lippen. Das genügt! dachte er. Dann richtete er sich plötzlich gerade. „Na! ich werde die Sache noch genau studieren. Aber ich fürchte, Sie werden allerdings Recht haben.”

Noch einmal nahm er den Übergang zu den anfänglichen Gesprächsthemen und empfahl sich nach ein paar Sätzen wieder eben so jovial und munter wie er gekommen war.

Ändern Tags, im Konsistorium, pflügte er trefflich mit Kohns Kalb und überzeugte das Kollegium, dass es das Klügste wäre, die Sache en bagatelle abzutun. Man solle den Pfarrer Moser wegen seiner unpassenden Bemerkungen sänftlich tadeln und auf seine ihm wohlbekannte Pflicht verweisen.

So wurde denn auch beschlossen. Und dieselbe Milde — aus einem Rohr quillt doch nicht Süß und Bitter?! — kam auch dem armen wehrlos gemachten Schmär zugute. Er wurde zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt.

Mit Bewunderung für so viel oberhirtliche Weisheit und Milde nahm Dekan Stoll diese Urteile in Empfang und sandte sie den Sündern zur Kenntnisnahme und Unterschrift zu.

Schmärs Niederlage

Der besiegte Schmär brauchte nicht lange auf den Todesstoss zu warten. Der Arm der Gerechtigkeit traf ihn schnell.

Einige Tage immerhin dauerte es, und jedes Mal zitterte Schmär, wenn die Post kam. Die arme Frau aber noch mehr. Und sie durfte sich nicht einmal merken lassen, was sie wusste; er hatte ihr nichts gesagt. Da entschloss sie sich, die Beichte ihm abzulocken; dann durfte sie wenigstens offen zittern und trauern.

Düster mit schwerem Tritt kam Schmär herein und setzte sich zum Bier. Die Frau beobachtete ihn von der Seite, näherte sich zaghaft und kniete bei ihm nieder.

„No! . . . was ist?“ fragte er grob.

„Lieber Fritz,“ sagte sie, „es drückt dich was.“

Etwas weniger grob entgegnete er: „Ach was! Wen drückt nichts?“

„Darf ichs nicht mit dir tragen?“ bat sie schüchtern. Schau, unsre Kinder sind dein und mein, unser höchstes Gut; ich hab sie von dir und dank dirs ewig. Soll nicht auch dein Kummer meiner sein?“

Noch milder sagte er: „Ach lass nur! du wirsts noch früh genug erfahren, — wenn wir vom Amt kommen.“

„Weil du den Skandal gemacht hast?“ fragte sie schonend und bemühte sich, ja keinen Vorwurf durchklingen zu lassen.

Schmär blickte sie zornig an und rückte etwas ab. „Nein!! sondern weil ich Gott mehr gehorchte als“ — mit wegwerfender Handbewegung „diesen Menschen.“

Sie suchte ihm etwas von der Hoffnung einzuflößen, die sie selbst auf den Dekan setzte. „Und glaubst du nicht, dass sie es auch milder auffassen könnten?“

„Die Machthaber vertragen es nie,“ meinte er bitter, „dass man ihre Thronchen antastet. Die weltlichen sperren ein und schießen tot; die geistlichen verfügen nur über den Brotkorb. Aber was sie tun können, tun sie. Immer. Ah und ich hätte siegen können! herrlich siegen! war ich nicht mit der Dummheit und mit der Feigheit verbündet gewesen. So ruhmlos kampflös fallen, durch Freundes Verrat! ah das ist hart.“

Sie fühlte ganz mit ihm. „Ich bleibe bei dir,“ flüsterte sie tröstend, „auch im Elend bleib ich bei dir. O, du wirst dann erst recht sehen, was du an mir hast. Du kennst mich nicht.“

Alle Hingebung und unertöbte Liebe des Weibs lag in ihrem Ton, zugleich ein verzweifelter Mut, ihr armes Selbst zu erhöhen, um dem Mann das sein zu können, was sie so gerne sein wollte und doch bisher immer nicht konnte.

Für Schmärl freilich wars nur ein kleiner Trost, das zeigte sein schmerzliches Lächeln, das geringschätzig zu ihr hinablickte. Doch streichelte er ihr das Haar. Sie bebte still vor Seligkeit und küsste seine Hand, unmerkbar fast, voll Angst, ihr karges Glück zu schnell zu verschweuchen.

Da kam Fritsch. Zögernd blieb er am Eingang stehen.

Schmärl sprang auf. „Was! du wagst es, dich sehen zu lassen? du? Judas!! Fort! Ich will dich nicht sehen! Hab dir schon einmal gesagt! Du warst mein Freund und mir oft hier —“ um den Jammer zu bemeistern, schrie er mit brechender Stimme, — „herzlich willkommen, darum will ich dich nicht eigenhändig hinauswerfen, sondern auf zwei Minuten verschwinden.“ Dann wies er gebieterisch auf die Tür und eilte hinaus.

„Nehmen Sie’s nicht übel, Herr Fritsch!“ flehte die Frau ihn an. „Er ist außer sich. Und verlassen Sie uns nicht in unsrer Not!“

„Gewiss nicht. Ich begreife ihn ja. Es tut mir ja selber leid. Sagen Sie ihm das. Gehen Sie, versöhnen Sie ihn!“

„Nein, nein,“ sagte sie ängstlich, „jetzt nicht! jetzt ists nicht möglich, ich kenne ihn ...“

In diesem Augenblick kam Winner und seine Frau. „Wie stehts?“ fragte Meta schnell. „Ist’s schon entschieden? Herr Fritsch, wissen Sie etwas?“

Fritsch zuckte die Achseln.

Da hörte Frau Schmärl ihren Mann kommen. Da er selbst davor Angst hatte, Fritsch noch anzutreffen, so kündigte er sich durch Räuspern und martialischen Schritt an.

„Er kommt,“ rief sie aufgereggt. „Gehen Sie schnell!“

Fritsch nahm hastig den Hut und floh, während Meta Frau Schmärl zuraunte: „Rausgeschmissen?“

Schon trat der Hausherr ruhig ein und grüßte etwas oben herab. „Immer noch aufrecht, den Nacken ungebeugt! Und ihr?! — Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae!“

„Wozu das nutzlose Opfer, lieber Freund!“ sagte Meta resigniert und beileidsvoll.

„Nutzlos ? Das ist die Frage! Äußerlich siegen sie, die hohen Herrn, dank der Kleinheit meiner Freunde. Aber es wird ein Pyrrhussieg sein! dafür bürge ich.“

„Nur das Gemeine steigt
Klanglos zum Orkus hinab.“

Ich werde nicht lautlos stürzen. Ich werde es ihnen sagen, diesen Pharisäern auf Mosis Stuhl, sagen mit feurigen Zungen, wie es noch keiner ihnen gesagt! anders freilich als Ehrmann, jetzt der zweitjüngste Ketzler unserer Kirche. Der hat sie nur gekitzelt, der noble, mit dem scharfen Federmesser seiner haarspaltenden Logik. Schmärling aber führt ein Schlachtschwert mit beiden Händen und wird es zu brauchen wissen! Jeder Streich ein Todesstreich! Ah, mit Noblesse kommt man nicht weit in dieser ignoblen Welt. Aber mit rücksichtsloser Wucht vielleicht ? mit der Verbissenheit der Ameise, die lieber den Kopf sich abreißen lässt, als nachgibt —'. Das will ich sehen. Mögen sie mich einkerkeren dazu hin — mir ist's eins! Mögen sie den Kopf mir abreißen, wenn sie stärker sind, so oder so, — mir ist's eins!“ Jetzt nach dem Gepolter ließ er Wehmut in der fettigen Stimme zittern. „Mag ich in Bälde nicht mehr sein, . . . vielleicht schon in Jahresfrist! — immer aus dem Blute der Märtyrer erstehen neue Scharen von Zeugen der Wahrheit, — und einst wird die Wahrheit siegen!“

Er fühlte sich wie in der Hauptprobe. Solche Reden hatte er oft gehalten, zahllos, im Geist, in diesen Tagen schmerzlichen Harrens. Zerschmetternde Reden! Besonders nachts, wenn der Schlaf sein Lager floh. Für ein halbes Jahr hinaus war er vorbereitet. Und mit wonnigem Grausen fühlte er, wie das Martyrium seinen Geist potenzierte.

Winner sah ihn an. Diese Pose stieß ihn ab, bei allem wahren Mitgefühl.

„Paule, du rasest,“ sagte er nüchtern.

Schmärling aber erwiderte zermalmend kalt: „Und du Henrice, — kuschest.“

„Mann, reg dich nicht auf!“ bat Frau Schmärling ängstlich, „du zitterst.“

und Meta meinte: „Sie haben doch Angst. Gestehen Sie's nur!“

„Angst?“ wiederholte er dumpf. — „Sie haben sie freilich sich erspart. Und wenn ich Angst habe, so ist's die Angst der Gebälerin. Ja es macht Angst und Schmerzen, die Freiheit zu gebären, erst sich, dann einer Welt. Aber dann, wenn sie da ist ...!“ Er tat einen Löwenbrüll und reckte sich.

Die Klingel ertönte. Der Postbote erschien grüßend, gab Sachen ab und ging.

Das wars! . . . Frau Schmärling griff erblässend einen Brief in rotem Umschlag heraus und reichte ihn ihrem Mann.

Schmärling musste sich setzen.

„Hol die Kinder,“ sagte er feierlich still. Die Frau ging. „Habt ihr das Bild schon gesehen,“

fragte er das gespannt wartende Ehepaar Winner, „wie Paul Gerhard inmitten seiner Familie von seiner Barbarenobrigkeit die Ordre empfängt, die ihn von Haus und Hof, und brotlos heimatlos hinaus in die Verbannung trieb, weil er nur dem Gott in seiner Brust gehorchte“ — er schlug an die seinige, — „und nicht den Menschen —, weil er edel war, viel edler als seine feisten Gewissensbluthunde und lieben Diener Jesu Christi... ? — Alles wiederholt sich nur im Leben . . .“

Frau Schmär kam jetzt mit den Kindern, die alle sechs scheu, angesteckt von der Angst der Erwachsenen, umherstanden. Schmär erhob sich, eröffnete den Brief und las.

„Ah! Satans Hohn!•“ schrie er schmerzlich wütend, fiel mit Wucht auf den krachenden Stuhl zurück, und stierte vor sich hin. Das Blatt glitt zu Boden.

„Betet, Kinder, betet!“ rief die Frau und fiel mit allen Sechsen auf die Knie. „Sag, Mann, wir sind Bettler?!“ Sie schries mit rauer Stimme, die immer Schüchterne, Sanfte.

„Ich bette? nicht!“ sagte der zwölfjährige Älteste und stand auf. Ein rechter Sohn seines Vaters.

„So lies doch!“ mahnte Meta ihre Freundin, als Schmär, ganz vernichtet, noch immer keine Antwort gab.

Da wagte die Frau mit dem Mut der Verzweiflung das Niedagewesene: den amtlichen Bogen hob sie vom Boden auf. Und las. Und ein freudiges Leuchten ging über ihr Gesicht, sie erhob sich jubelnd. „Hundert ..Hundert Mark Geldstrafe! Kinder! Kinder!“ Sie umarmte die Kleinen, die ebenfalls lachten und jubelten.

„Verblüffend weise!“ lobte Meta, die beim Lesen mit hineinsah. „Sie sind noch nicht von allen Göttern verlassen, die hohen Herrn.“

„Ruhe da!“ donnerte Schmär jetzt in den Kinderjubilium hinein, und mit einem Schlag wars still. „Das freut dich gar, gefühlloses Weib, wenn ich so beim Zusammenbruch aller Hoffnungen noch verhöhnt bin. Für Schmärs Revolution — hundert Mark! Soll ich sie dir am Haushaltsgeld abziehen, dass dir das Lachen vergeht?“

„Aber lieber Mann, du weißt ja, dass das unmöglich ist, dass ich vorher schon . . . Aber schau —“ Sie rechnete schnell. „Wenn du nur jeden Tag zwei Flaschen Bier weniger trinkst, dann ist ja schon vor Jahresfrist . . .“

Schmär wiederholte tonlos: „... Jahresfrist!“

„... die ganze Summe erspart. Es genügt sogar Werktags; und an den Sonntagen/“ sagte sie mitleids- und liebevoll, „kannst du dich wieder breit machen, wie sonst.“

Jahresfrist! Das hatte gerade noch gefehlt, dass sie die ganze Ausdehnung seines Martyriums ihm so erschreckend deutlich im Einzelnen vorrechnete! Seine Wut verkehrte sich in Selbstmitleid. Um sich nicht vor versammelter Familie und den Gästen durch Tränen. zu blamieren, — ein kleiner Schluchzer entfuhr ihm schon, — musste er krampfhaft seine ganze Männlichkeit zu einem letzten Wutausbruch sammeln.

„Dumme Gans!“ schrie er und rannte hinaus der Einsamkeit seines Gartenhäuschens zu.

Meta fand ihn empörend. „Bauer!“ rief sie ihm grollend nach.

Die Kinder schauten ihm halb eingeschüchtert, halb missbilligend nach und suchten die Mutter zu trösten. „Bist eine liebe Mama . . .“

„Und eine schöne Mama!“ lallte die ganz kleine Frieda dazu. Die Mutter nahm sie auf den Arm und drückte sie heftig an sich.

„Die hat den Vogel abgeschossen!“ rief Meta lustig. „Schöne Mama!“ wahrhaftig, Liebe, du strahlst wie ein Engel! Wags nur öfter, glücklich zu sein! und so schön zu sein! Dann wird dein Mann schon mit ändern Augen dich ansehen lernen. Jetzt, da er klein geworden ist und nicht mehr so viel Bier bekommt, — jetzt muss sich alles alles wenden!“ Sie lachte. „Der arme gefallene Held! Wie er dahinstürmte, dem angeschossnen Eber gleich! Und dort,“ — sie zeigte auf sein Gartenhäuschen, „wo er gesündigt, liegt nun hingesunken das edle schuldbeladene Haupt, ein Schüttern geht durch seinen Leib, — in dicken Tränen, unaufhaltsam, entrinnt ihm der herrliche Luthertrotz und tropft auf den tintenbeklecksten locus delicti nieder! — Kinder, Kinder!“ rief sie mit nervösem Gelächter. „Hat er nicht einen grimmigen Humor oft, unser Herrgott ? Aber wenn wirs nur richtig zu nehmen wissen, — auch mit Humor, — auch mit einem grimmigen, — das wird er ja wohl gestatten! — dann lebt sichs doch immer noch recht leidlich auf dieser schlechten Welt.“

Eine schwierige Unterschrift

So hatte also auch Schmär sich unterworfen, zwar knirschend, aber immerhin löblich.

Mit Moser ging es nicht so gut. Er brachte persönlich dem Dekan das Aktenstück, ohne Unterschrift.

„Ich kann das nicht unterschreiben,“ erklärte er. „Ich werde da auf meine „Pflicht“ verwiesen, die ich ja gerade nicht anerkenne.“

Stoll überlegte. „Das weiß ja das Konsistorium,“ sagte er, „dass Sie diese Pflicht, die übrigens doch besteht, leugnen. Damit hat aber Ihre Unterschrift nichts zu tun. Sie sollen nur bezeugen, dass das Dekanatamt Ihnen den Bescheid eröffnet hat.“

„Entschuldigen Sie, Herr Dekan, ich fürchte doch, dass man die Unterschrift als Unterwerfung und Anerkennung jener Pflicht, wider besseres Wissen zu predigen, auffassen könnte ...“

„Wenn ich Ihnen aber doch sage, dass die Unterschrift das nicht bedeuten soll . . .!“

„Ja dann wissen Sie und ich; dass sie das nicht bedeuten soll, aber Andere ...“

Damit war der Anfang zu einem langen Hin- und Herreden gemacht. Stoll wollte durchaus nicht glauben, dass Moser fest bleibe, und wenn nicht dieser zuletzt fast unhöflich geworden wäre, so hätte das Seilziehen wohl stundenlang gedauert.

„Nun ja!“ sagte Stoll endlich unwirsch. „So will ich auf Ihren Eigensinn Rücksicht nehmen. Obwohl Sies eigentlich nicht verdienen. Also schreiben Sie ...!“ Er neigte den Kopf und legte gedankenvoll gesammelt die Hand ans Kinn. Dann streckte er die Hand aus und diktierte:

„Die Eröffnung bescheinigt mit dem Bemerkten, dass ich unter Bezugnahme ...“

Moser schnitt eine Grimasse, schrieb aber gehorsam weiter.

„... unter Bezugnahme auf die von dem Dekanatamt mir gegebene Erläuterung hiemit nichts Weiteres als die Tatsache der Kenntnisnahme des Inhalts des Erlasses anzuerkennen beabsichtige, Pfarrer Moser.“

„Eitel bin ich nicht, Herr Dekan,“ bemerkte Moser, als er mit Schreiben fertig war.

„Wieso?“

„Indem ich eigenhändig diesen Stil geschrieben und unterzeichnet habe.“

Diese Äußerung zeugte nun nicht gerade von normaler Devotion vor dem Vorgesetzten. Allein der Dekan war edel und wurde nicht böse; nur ein wenig rot. Sofort aber sagte er sich, dass er es doch seiner Stellung schuldig sei, ein klein wenig aufzumucken.

„Das ist ganz klar und verständlich ausgedrückt,“ murrte er, „mehr brauchts nicht. Glauben Sie, wir Beamten können uns damit abgeben, Ihren schleckigen Belletristengeschmack zu befriedigen?“

So ging nun das Schriftstück mit der schwer errungenen Eröffnungsbescheinigung an das Konsistorium zurück. Dort war man zufrieden und begrub es an seinem gehörigen Ort, Akte zu Akten und Weisheit zu Weisheit, in inniger Hoffnung auf Niewiederauferstehen.

Aber diese Hoffnung wurde zu Schanden durch den Sonnenwirt König von Markrode. Der war nämlich nicht zufrieden.

Der Sonnenwirt

Er behielt den Mund vor Staunen offen, der König von Markrode, als er das Gerücht vernahm: dem Pfarrer sei nichts geschehen; der Schullehrer habe es aus des Pfarrers eigenem Mund gehört. Nachdem sich König noch versichert hatte, dass der Erzähler es auch wirklich vom Schullehrer selbst gehört habe, hielt er es unter seiner Würde, in diesen niederen Regionen noch weiter nachzuforschen und ging sofort vor die rechte Schmiede, zum Dekan.

Dem schwante es gleich im ahnungsvollen Gemüte, was dieser Besuch zu bedeuten habe. Trotzdem fragte er erst,

„Ach ja!“ erwiderte er dann, bestrebt, die Sache als Kleinigkeit zu behandeln, und zugleich den Wirt durch schmeichelhafte Liebenswürdigkeit zu gewinnen. „Ich hätte natürlich von selbst schon sogleich nach endgültiger Erledigung Ihnen Nachricht gegeben. Die Sache ist so gut wie erledigt, aber das allerletzte Wort des Konsistoriums steht noch aus. Doch — unter uns! — soviel kann ich Ihnen jetzt schon verraten: es hat sich leider alles als richtig erwiesen,

worüber sie mit Recht geklagt haben. Ihnen sind wir den Dank dafür schuldig, lieber Herr Sonnenwirt, dass wir noch rechtzeitig dazwischentreten konnten, um größeres Ärgernis zu verhüten.“

Der Sonnenwirt schien recht kalt zu bleiben bei so warmer Anerkennung, deshalb trug der Dekan stärker auf.

„Wirklich, diese treue Aufmerksamkeit ... dieser wachsame Eifer um Gottes Haus ...! ich glaube, ich darf wohl sagen, dass auch das Konsistorium ...“

Diese Lobsprüche waren noch nicht zu Ende, aber dem König lag nichts an ihnen. Sobald der Dekan einen Augenblick Luft schöpfte, fragte er brüsk: „Und was kommt raus bei der Sach?“

„Was herauskommt?“ wiederholte der Dekan, schmerzlich überrascht durch diese hochgradige Unempfindlichkeit für das Lob aus solchem Munde. „Nun, es ist großes Ärgernis verhütet! durch Ihr Verdienst und Ihre Wachsamkeit! — ist Ihnen das nicht genug?“

„und unser Herr Pfarrer ...?“

Jetzt merkte Stoll, wie sehr dem Wirt das Persönliche die Hauptsache war.

„Er ist rektifiziert worden!“ antwortete er mit feierlichem Gesicht. „Ich hoffe, er wird sich Ähnliches nicht wieder zu Schulden kommen lassen.“

Der Wirt-Bauer wälzte mit Anstrengung das Fremdwörterlexikon in seinem Hirn. Aber das Wort kam nicht; er musste fragen. Er tats in beleidigtem Ton.

„Was ischt dees — ‚rektifiziert‘?“

„Er hat einen Verweis ...“ Stoll verbesserte sich: „... einen ernsten Verweis erhalten.“ Einen noch stärkeren Ausdruck durfte er unmöglich gebrauchen. Dafür machte er die strengste Amtsmiene, die ihm zu Gebot stand.

„Domit bin i net z'frieda, Herr Dekan“, sagte König ganz ruhig, aber bestimmt. „En Pfarrer, der nex glaubt, könna mir in Markrode net braucha. Dass der Verweis sein' Glauba g'stärkt hätt, wird der Herr Dekan selber net moina.“

Da musste der glaubensstarke Dekan Stoll seinen ungläubigen Untergebenen gegen den Vorwurf des Unglaubens in Schutz nehmen! Er Tat es ja sehr geschickt, indem er, wie nur irgend ein Liberalster der Liberalen den Unterschied zwischen dem Wesentlichen und dem weniger Wesentlichen des christlichen Glaubens aufzeigte. Aber das war dem dick orthodox erzogenen und so eingerosteten Bauernschädel zu fein.

„Dees versteh i uet,“ sagte er ganz kühl. „J weiß bloß, dass mir den Pfarrer Moser net braucha konna. und wenn mer so en Pfarrer, der nex glaubt, no heba will, no han i koin Respekt meh vor der Kirch. N6 geh i zu de Methodishta. Und i kann m Herr Dekan versichra, dass i net alloi geh, sondern s ganz Dorf mit. I bin der Sonnawirt von Markrode.“

Es fiel dem Dekan nicht ein, über diese ruhig selbstbewusst gesprochene Drohung etwa zu lachen. Im Gegenteil, er war innerlich tief bestürzt. Er sah ein, dass man nachgeben und den

Prozess gegen Moser wieder aufnehmen müsse. Aber wie ? Ne bis in idem! Freilich es war ja bisher vielleicht noch kein förmliches Disziplinarverfahren gewesen. Vielleicht ließ sich auch die verklausulierte Unterschrift Mosers noch nachträglich . . . etwas spät allerdings - beanstanden. Ach diese ewigen Nöte!

„Sehen Sie!“ rief er begeistert. „Das ist herrlich! ein solcher Eifer um die Reinheit des Glaubens. Denken Sie nur nicht, dass wir auf ein solches Mitglied der Kirche, wie Sie sind, je verzichten wollten. Und glauben Sie nur nicht, dass das Konsistorium im Herzen anderer Meinung wäre als Sie und ich. Aber die Welt liegt im Argen, sagt die heilige Schrift; und die Kirche ist in dieser argen Welt; sie kann nicht immer durchsetzen, was sie möchte und sollte. So wars auch im Fall Moser: die Gesetze und allerlei nähere Umstände haben das Konsistorium verhindert auf mehr als nur einen Verweis zu erkennen. Und dieses Urteil abändern kann man erst recht nicht. Aber sobald die Sache sich wiederholen würde ...! Ich würde Ihnen und der glaubenseifrigen Gemeinde von Markrode ja gern meine tatkräftigste Mithilfe zuteil werden lassen ... Oder wenn Sie sonst etwas gegen Ihren Ortsgeistlichen zu klagen haben ...?“

„Ja, i han allerdings sonst was z'klaga, Aber 's ischt a wüaschte Sach, i hätt lieber davon gschwiega.“

Stoll war ganz Ohr. Der Wirt zog ein Papierpäckchen aus der Tasche und reichte es halb abgewandt dem Dekan.

„So Bilder gibts im Pfarrhaus!“

Stoll öffnete den Umschlag und erblickte einige Venusbilder, die er mit großen Augen betrachtete.

„Die waren im Pfarrhaus? Wie kommen dann Sie dazu?“

„D' Pfarrmagd hat mers brocht.“

„Das war aber unrechtmäßigerweise ..., ein Vertrauensbruch.“

„Dees han i er au gesagt.“

Die beiden Männer sähen sich an und verstanden sich; obzwar sie keine Jesuiten waren.

„Aber wahr ists allerdings trotzdem,“ sagte der Dekan. „Und Sie haben Recht, solche Bilder sind unpassend, zumal bei einem unverheirateten jungen Mann. Aber ich fürchte, lieber Herr Sonnenwirt, wir können auch dagegen nichts machen.“

„Wieder nex?!“ Der ruhige König fing an, endlich ein bisschen unwirsch zu werden.

„Diese Maler sind berühmte Männer ...“ Stoll wandte den Kopf nach seiner Bücherei, ob dort vielleicht etwas zum Nachschlagen wäre. Es war aber nur Theologie da.

„Dees ischt mir eins!“ sagte König trotzig. „Der Teifel ischt au a berühmter Mann.“

„Titian z. B.“ fuhr er fort, „den kenn ich gut; der war sogar sonst ein frommer Mann, und hat

sonst bessere Sachen gemacht, z. B. Christus und der Zinsgroschen ...” Er besann sich auf mehr, aber vergebens. „Und dann — sehen Sie: hier steht ‚Dresdener Galerie‘; das heißt: alle diese Bilder sind dort in Dresden von Staatswegen öffentlich ausgestellt, wo sie jedermann sehen kann. Damit sagt der Staat, dass er nichts Schlimmes dabei findet —, da können wir natürlich auch nichts machen.”

„Und wenn sein Lebenswandel au so ischt, wie die Bilder ...?”

Der Dekan zog die Brauen hoch.

„Das wäre allerdings ...! Ich glaube aber doch, dass Sie sich täuschen. Bis jetzt hat man ihn nicht in solchem Licht gesehen.”

Der Sonnenwirt erzählte, was das ganze Dorf über Hundrichs und Ellis Besuch im Pfarrhaus wusste, was König zeugenmäßig festgestellt hatte, und der Dekan musste zugeben, dass das triftige Anklagen seien, die unbedingt eine Untersuchung erheischen.

„Es wird zwar, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nicht so arg sein wie geschwätzt wird. Jedenfalls aber hat der Pfarrer mindestens durch Laxheit im sittlichen Urteil und durch Mangel an Takt sein Ansehen in Markrode erschüttert, — Grund genug, um eine Versetzung auf eine andere Stelle zu rechtfertigen.”

„Dees ischts, was i verlang,” sagte König zufrieden gestellt mit Würde.

Dann trennten sich die Beiden als gute Freunde.

Dekan Stoll lud sofort den angeschuldigten Pfarrer zur Verantwortung.

Als er den wahren Hergang von Moser gehört hatte, erklärte er diesem, dass er persönlich in die Wahrheit dieser Angaben durchaus keinen Zweifel setze, tadelte aber den Pfarrer wegen des bewiesenen Leichtsinns und ermahnte ihn nochmals wohlmeinend, er solle sich gut zum Sonnenwirt stellen, indem er Moser zart andeutete, dass immerhin seine Stellung in der Gemeinde erschüttert sei und die Sache deshalb auch dann für ihn unangenehme Folgen haben könnte, wenn die Untersuchung seine volle Unschuld bestätigen werde.

Moser freilich glaubte nicht daran und lehnt» es ab, dem Sonnenwirt den Hof zu machen.

In seinem Bericht ans Konsistorium beantragte der Dekan, um dem Sonnenwirt eine besondere Genugtuung zu bereiten, es möge der Angeschuldigte seines Dienstes in vorläufiger Weise enthoben werden, da er, solange ein solcher Verdacht auf ihm ruhe, nicht geeignet sei, seine Gemeinde wirksam zu erbauen.

Und so geschahs.

Die Wahrheit bricht los

Als Oskar Moser den Konsistorialerlass in Händen hatte, der ihm seine vorläufige Suspension

vom Amt eröffnete, zog er die Brauen hoch, ob dieser ihm ganz überflüssig scheinenden Schneidigkeit.

„Ach so?“ machte er, „in dem Stil verkehren wir? Eigentlich haben sie ja Recht... Gut; und wir? Eigentlich haben sie ja Recht ... Gut; angenommen!“

Ein wahres Glück! dachte er. So kann ich scharf sein, ohne erst mein gutes Herz überwinden zu müssen.

Wie ein Duellant seine Pistolen prüft, überlegte er einige Antworten, die ihm gerade einfielen und wählte dann die folgende.

Er ging sogleich den roten Heiner besuchen und traf ihn beim Holzzerkleinern vor seinem Häuschen an.

„Guten Tag, lieber Heiner. Fleckts? Jaja! Immer noch Sozialdemokrat?“

„Jo, Herr Pfarrer. Wer dees mol ist, bleibts au.“

Der Pfarrer nickte beifällig. „Und immer noch »ein Feind der Kirche?“

Er wich höflich aus. „No — wenn sie war wie sie sein sollt. Sie z. B. kann i jo ganz wohl leida.“

„So ist mirs grad recht. Ich möcht Sie nämlich um eine Gefälligkeit bitten, aus der eine Ohrfeige für die Kirche herausspringt.“

Heiner legte das Beil, das er noch in der Hand hielt, beiseite und fragte mit wohlgefälligem Grinsen, „Und was war dees?“

„Wollen Sie mir bis morgen Abend acht Uhr möglichst viel Leute ins Löwenwirtshaus schaffen? Ich wolle zu ihnen sprechen. Und machen Sie ihnen den Mund wässrig; es werde der Mühe wert sein!“

„Ist recht, Herr Pfarrer. Dees bsorg i gern.“

Am Abend um acht Uhr war das niedere Gastzimmer im „Löwen“ schon ganz gefüllt mit Dunst und Menschen, auch mit langweiliger Stille, denn man fing erst an zu trinken, und als der Pfarrer eintrat, wurde die Stille noch tiefer. Impresario Heiner machte sich durch Aufstehen bemerklich und winkte seinen Auftraggeber lächelnd zu dem freigehaltenen Stuhl herbei. Im Vorbeigehen oder vielmehr Sichdurchdrücken warf Moser da und dort eine jener vertraulichen Redensarten hin, die der Bauer als Zeichen der Herablassung in seine Ärmlichkeit sehr zu schätzen weiß. „No? fertig mit Dreschen, Gauss?“ „Und euer' Kuh, Rentschler? hat sie glücklich ihr Kälble?“ Dann, ohne sich erst zu setzen, nachdem er seinen Heiner mit Händedruck begrüßt hatte, machte er von diesen Redensarten den Übergang zu seinem eigentlichen Zweck. So sparte er schicklich die Anrede, für die er, wie er unterwegs konstatiert hatte, keine passende Form finden konnte. In seinen Predigten fing er immer an „Meine Lieben!“ Das war immer die erste Lüge. Wie sollte er nun hier sagen? „Meine

Herrn"? Das war doch in dieser Versammlung einfach komisch. Oder „Geehrte Anwesende"? Das war gelogen. „Liebe Leute"? Wie gesagt auch gelogen. Oder einfach „Leute"? Aber — er war doch kein Offizier! O ganz ohne Lichtseiten ist der Militarismus auch nicht. Nur unter dem sittigenden Einfluss der Uniform kann der Mensch auf ein ehrendes wenn auch verlogenes Beiwort verzichten. Also — nichts! keine Anrede; das war das Beste.

„Freut mich,“ plauderte er weiter, indem er sich, nur etwas lauter, an Alle wandte, „dass ihr so zahlreich erschienen seid. MUSS euch doch zum Abschied noch etwas sagen. Nämlich von der Kanzel werd ich nicht mehr zu euch sprechen. Ich bin vorläufig meines schönen Amtes enthoben, ihr wisst wohl, wegen der Geschichte mit der Schauspielerin. Nun, lange wird das ja nicht dauern, denn ich kann meine Unschuld immerhin glaubhaft beweisen; aber nachher dann mag ich nicht mehr auf die Kanzel. Dort hinten hat einer mit seinem Nachbar gelächelt über meine „Unschuld“, — na, brauchst nicht rot zu werden, HansJörg, — ich werde nicht schimpfen, denn der Schein ist allerdings gegen mich. Auch ist mirs ja ganz gleichgültig, was ihr in dieser Sache von mir glaubet oder nicht glaubet. Und außerdem, leider, muss ich gestehen, dass ichs verdiene, wenn ihr mir nicht glauben wollt. Denn — wenn ich auch jetzt die Wahrheit sage, — angelogen hab ich euch schon oft. Jeden Sonntag in der Kirche.“

Da guckten die Bauern! Der alte Storr, der natürlich auch da war und sogar Wein trank statt Bier, flüsterte aufgeregt auf einen kleinen Buben ein, den er mitgebracht hatte und schob ihn der Tür zu. Der Kleine musste den Sonnenwirt holen. Dieser wäre nämlich gar gern auch gekommen; er witterte etwas Ungewöhnliches, aber — immerhin wusste er es nicht, und dieses geringe Wirtshaus vielleicht ganz unnötig mit seiner Gegenwart zu beehren, — das wäre nachher seinem Stolz doch zu schmerzlich gewesen. Darum hatte er den Storr hingeschickt mit dem Auftrag, sogleich Nachricht zu geben, wenn etwas Wichtiges los sei.

Moser fuhr indes in seiner Rede fort und stellte bündig und volkstümlich seinen Lebensgang dar: Die Stipendien, das Studium bei den aufgeklärten Professoren, und was die alles sagen! und wie viel sie wohlweislich nicht sagen mögen, das wisse er nicht einmal; dann seinen Versuch, sich der Kirche zu entziehen, seinen gezwungenen Eintritt ins Pfarramt, seinen Eckel und festen Willen, zu gehen.

Der Sonnenwirt war gleich am Anfang dieser Ausführungen eingetreten; er war schon bereit gewesen und auf die Botschaft hin sofort, so eilig als seine Würde erlaubte, über die Strasse gegangen; aber im „Löwen“ drin hatte die Würde gleich über die Eile und alles andere gesiegt. Sein Kommen machte Aufsehen; er blieb stehen, obwohl ihm zuvorkommend mehrere Stühle angeboten wurden, die er mit leichter Wendung des Kopfs ablehnte. Auch zur devoten -Frage' der Wirtin nach, seinem Begehrt nickte er nur stumm und ließ das Glas, das sie ihm knicksend brachte, unberührt stehen.

Der Pfarrer schloss jetzt diesen Teil seiner Darlegung mit den Worten: „So, jetzt wisst ihr's. So liegt die Sache. Und obwohl ich turmhoch über euch allen stehe, so hoch, dass ihr das Meiste und gerade das Beste an mir gar nicht verstehen könnt, so halte ich es doch für recht und billig, euch für die vielen Lügen, die ich euch vorsetzte, um Verzeihung zu bitten.“

In der kleinen Pause, die jetzt der Redner machte, ließ sich der Sonnenwirt vernehmen.

„Schö ist dees freile net, was mer do vom Herr Pfarrer hört. I mein, dees hätt' der Herr Pfarrer net nötig ghet, sich so an Pranger z'stella.“

„Doch, Herr Sonnenwirt!” sagte Moser. „Wer eine Schande auslöschen will, kann nur damit anfangen, dass er sie bekennt. Im Übrigen werdet ihr sämtlich doch wohl nicht meinen, dass auch nur ein Mensch hier wäre, der in demselben Fall es besser gemacht hätte als ich? Sehet hin an alle Pfarrer unsrer Kirche, die doch wohl besser sind als ihr. Wenige zwar glauben so wenig wie ich, aber wohl ebenso wenige glauben alles was die Kirche verlangt.”

„Halt!” rief hier der Sonnenwirt. „Von sich selber kann der Herr Pfarrer sagen, was er will. Dees geht mi nex an. In Markrode sind Sie ja dochjfertig. Aber unser evangelische Kirch solla Sie net angreifa.”

„Aber lieber Herr, ich kann ungefähr beweisen, was ich sage ...”

„Nei! dees duld i net. Unser Kirch dst eine Grundlag des Staats, die darf net umgestürzt werda. Solche Versammlunga sind ungesetzlich. I verlang, dass aufg’löst wird.”

Heiner lachte laut und sehr lustig.

„Da sind Sie sehr im Irrtum, Herr Sonnenwirt,” fing der Pfarrer an, aber König rief:

„Heda, Polizei!”

Bei dieser Aufforderung duckte der magere Polizeidiener, Mesner, Nachtwächter und Vater von sechs lebendigen Kindern, Schnarrer, sich ängstlich auf seinem Stuhl zusammen, wurde aber sofort von einigen Liebedienern des Sonnenwirts in die Höh gezerrt. Da stand er wie ein Schulknabe, der in seiner Herzensangst nass wird.

„Du sollst d’ Versammlung auflösa!” befahl der Sonnenwirt.

„Jo, jo,” machte Schnarrer, „i will da Schultes froga.”

„Zu dem ist jetzt koi Zeit. Du bist ‘s Organ der Obrigkeit.”

Dem Schnarrer ward noch bänger und doch auch ein wenig stolz zu Mut bei diesem vornehmen Ausdruck.

„Jo, jo! . . . wenn der Herr Sonnawirt moint ...”

„Ja; i meins und i verlangs.”

„Jo jo! ...” Schnarrer wandte sich zaghaft an den Pfarrer, der belustigt zusah. „Also der Herr Pfarrer möcht so gut sein und d’ Versammlung ufflösa.”

Heiner hielt sich den Bauch. Das gab wieder was zu erzählen bei den Genossen.

„Nei, Du sollst auflösa!” rief der Sonnenwirt, ein wenig aus der Würde gebracht durch diese polizeiwidrige Dummheit der Polizei. „Sag: im Namen des Gesetzes erkläre ich die Versammlung für geschlossen.”

Den Blick auf den Gewaltigen gerichtet, wiederholte Schnarrer gehorsam: „Im Namen des

Gesetzes erkläre ich die Versammlung für geschlossen.“

„So! und jetzt hot alles? geha,“ belehrte nun der Sonnenwirt. „Wer bleibt, treibt Widerstand gegen die Staatsgewalt und kommt ins Loch.“

„Unser Bier!“ schrieen einige aufbegehend. Alles soff kräftig.

„Und mei Geld!“ kreischte die Wirtin. „Ischts au recht vom Herr Sonnawirt, so ara Wittfrau ihre Gäscht abz’spanna!“

„Schwätzet net so dumm,“ entgegnete der Angerufene, mit ruhiger Würde tadelnd. „I zahl alles. Machet a runde Summ.“

Damit war die Wirtin zufrieden und machte gehorsam die Summe schön rund.

„Und wer glei geht, kriegt in der „Sonn“ no en Schoppa umsonst.“

Hurrah!“ schrieen einige von den Jüngsten Bedächtigere sagten respektvoll anerkennend: „Dees lass i mer gfalla!“ Alle sofften schleunig leer und strömten zur Tür hinaus, um ja noch einen Platz in der Sonne zu finden.

So stattete der König von Markrode der Kirche seinen Dank ab.

Bald saßen Moser und Heiner allein noch im Löwen. Sie waren beide selir vergnügt und bedankten sich gegenseitig für den schönen Abend.

Der Pfarrer hatte jetzt natürlich sich abgesägt. Für Markrode aber hatte das Abenteuer weiter keine Folgen. Dees hem mer scho lang gwisst! war die allgemeine Empfindung und nicht ein Mann ging fürderhin weniger in die Kirche. Doch ja! Einer. Der rote Heiner. Nachdem er die erste Predigt des neuen Amtsverwesers gehört hatte, verzichtete er auf die übrigen.

Das Disziplinargericht

Man saß schon stundenlang zu Gericht im nüchternen Sitzungssaal. Vor sich hatte der Angeklagte Moser einen grünen Tisch voll Konsistorialräte, den Präsidenten in der Mitte; links im Hintergrund eine Anzahl vom Präsidenten zugelassener Zuhörer, darunter den Kirchenpatron Grafen von Markrode und seine Tochter.

Pfarrer Moser war am Ende seiner letzten Verteidigungsrede:

„Meine Herren,“ sagte er, „ich komme zum Schluss. Es ist wahr: von Rechts wegen gehört dieser Sklave ganz Ihnen. Vor zwölf Jahren haben Sie meine arme Seele gekauft, die Seele des vierzehnjährigen Knaben, der in heiliger Ehrfurcht empor staunte zu dem hohen Beruf, ein Diener des göttlichen Wortes zu sein. Sie haben mich genommen und für diesen Beruf ausbilden lassen. Das heißt: Sie haben bewusst durch moderne Wissenschaft in mir den Glauben zerstören lassen, den ich später verkündigen sollte. Dann als ich fertig gebildet war, ein Wissender und kein Gläubiger mehr und als ich den einzigen hier möglichen Entschluss

fasste, der Kirche mich zu entziehen, der ich nur als Lügner hätte dienen können, da haben Sie auf Ihrem Schein bestanden. Ach natürlich, Sie mussten ja -wohl. Sie sind auch nur Menschen, untertan dem Gesetz, das zu modernisieren doch Sie sich nicht erkühnen können. Aber gnädig wurde mir erlaubt, von allem, was nicht mehr mein Glaube war, zu schweigen; denn die Gläubigen merkens ja nicht. Nun? Ist das hinreichend frivol mit Menschenseelen und Überzeugungen gespielt?"

Hier konnte der Hofkaplan Finzer sich nicht länger halten.

„Wollen Sie wohl sich massigen?" brach er los. „Glauben Sie, dass Sie durch solche Beleidigungen, von denen ich nicht begreife, wie der Herr Präsident sie zulassen kann, Ihr Schicksal verbessern?"

Kühl erwiderte der Vorsitzende: „Der Präsident, Herr Hofkaplan, wünscht nicht, dass man nachher sagen könne, das Recht der Verteidigung sei beschränkt worden.“

Dann fuhr der Angeklagte fort: „Ich rede hier für meinen Kopf. Dafür verlange ich, gehört zu werden. Von einem Mann, den Sie ganz in Ihrer Gewalt haben, den Sie verurteilen werden, zwar nicht zum Scheiterhaufen, aber zum Hungertuch, — müssen Sie hören können, was er vorher noch zu sagen hat. Glauben Sie nicht, dass ich „mein Schicksal verbessern" will, — die Wahrheit will ich Ihnen sagen, meine Herrn, Ihnen klar machen, was Sie getan haben. Was Sie tun werden, ist nachher Ihrer Einsicht und Ihrem Gewissen überlassen. Klar machen will ich Ihnen an meinem Beispiel die ganze Unmöglichkeit der heutigen kirchlichen Zustände, die Sie, wie es scheint, auf Ihrer stolzen Höhe nicht fühlen. Ich aber habe sie gefühlt, schmerzlich gefühlt, und mit mir mehr oder weniger schmerzlich viele Hunderte von Geistlichen. Nur um die Reform zu erzwingen an die Ihre behagliche Satttheit sich nicht heranwagt habe ich jene Artikel der „Fackel" veröffentlicht, deren fernere Wirkungen mich hier vor Ihr Gericht geführt haben.“

Das war neu und erregte Aufsehen bei den Richtern. Finzer triumphierte. „Dacht ichs nicht, meine Herrn? Sie hören das Geständnis!"

„Ja, da freut sich jetzt der Herr Hofinquisitor, dass der Verbrecher sich selbst ans Messer liefert. Fürchten Sie nichts; das Geständnis wird nicht widerrufen. So wenig suche ich „mein Schicksal zu verbessern." Ach überhaupt bin ich gar nicht Partei in diesem Prozess. Mit meiner Person machen Sie was Sie wollen und müssen. Sie selbst sinds, über die Sie das Urteil sprechen werden. Ob diese Kirche noch wahrhafte Menschen vertragen kann, oder ob sie Lügner verlangt, darüber werden Sie jetzt zu befinden haben. Auf Ihren Spruch bin ich selbst neugierig.“

Damit trat er zurück und setzte sich.

„Sonst haben Sie nichts vorzubringen?" fragte der Präsident geschäftsmäßig. „Dann möge der Angeklagte abtreten. Auch die zuhörenden Herrschaften ersuche ich, den Saal so lange zu verlassen, bis der Gerichtshof das Urteil beraten hat.“

Sobald der Saal geräumt war, begann Finzer grimmig: „Schon allein die Frechheit, mit der er hier auftrat, müsste ihm den Hals brechen, wenn man je noch zweifeln könnte. Bei solcher Insubordination kann kein Betrieb bestehen.“

„Im Gegenteil,“ sagte Ruhland, „nur mit solchen Leuten, die so gradus und energisch sind, kann ein Betrieb in Blüte kommen. Solche Leute müssten Sie zu Dekanen machen, die brächten in die schwindsüchtige Kirche wieder frisches Blut.“

„Auch eine Ansicht!“ höhnte Finzer. „Herr Ruhland wünscht den Angeklagten mit einem Dekanat bestraft. Will der Herr Präsident über diesen Antrag abstimmen lassen?“

Der Präsident lächelte. „Wenn der Herr Oberkonsistorialrat es wünscht.“

„Es ist kein Antrag gestellt worden,“ sagte Kuliland. „Ich habe nur einen Gedanken geäußert, von dem ich auch ohne Abstimmung sehr wohl weiß, dass Sie sich nie zu ihm aufschwingen können.“

„Das denke ich doch auch,“ meinte Finzer verächtlich. „Nun, dann stelle ich den Antrag, dass der Angeklagte der Achtung und des Vertrauens unwürdig erklärt wird ...“

„Als viel zu wahrhaftig ...,“ ergänzte Kuhland.

Aber da erhob sich vielfacher Widerspruch.

„Wahrhaftig?“ rief einer. „Ein geständiger Kanzelheuchler?!“

„Das war er,“ entgegnete Kuhland, „wie es Hunderte sind — und bleiben.“

Ein Zweiter schalt: „Einer, der feig anonym in einem öffentlichen Blatt ...“

„Einem sozialdemokratischen Blatt!“ trumpfte ein Dritter dazu.

„... seine eigene vorgesetzte Behörde angreift!“

„Kurz, meine Herrn,“ übertönte Finzer mit erhobener Stimme den Lärm, „ich beantrage, dass dieser Mann mit der verdienten Dienstentlassung bestraft wird. Weitere Begründung :’st wohl überflüssig.“

„Die überflüssige Begründung nehme ich auf mich!“ rief Ruhland. „Der junge Mann hat auch gefehlt, selbstverständlich; ob mehr als wir, die Kirchenregierung, das will ich nicht erörtern. Und er hat sich hier schroff und einseitig geäußert; das müssen wir seiner Lage zn gut halten. Aber wer unter uns kann leugnen, dass er .Recht hat, wenn er sagt, dass unsre kirchlichen Zustände unhaltbar, ja ehrlicherweise unmöglich sind, — dass sie immer und immer wieder zu solch traurigen Konflikten führen müssen? Wer trägt daran die Schuld? Unsre Feigheit und behagliche Sattheit, hat er grob gesagt, aber wahr; und ich setze mit Bestimmtheit voraus, dass nicht einer von uns, nicht Einer, in seinem Herzen das bestreitet. Begreifen kann mans, dass Sie angesichts der riesigen Verantwortung, die ein tatkräftiges Vorgehen in dieser großen Sache mit sich bringt, sich immer gescheut haben, einen Anfang zu machen, — Sie müssen ja selbst am besten wissen, inwieweit Sie einer solchen Aufgabe sich gewachsen fühlen.“ Es war wieder ruhig geworden. Aber die letzte beißende Bemerkung erregte ein Murren bei den Herrn. Ruhland fuhr fort: „Nun aber ist ein Anfang gemacht und die Verantwortung Ihnen abgenommen. Ein Anderer hat den Deckel gehoben von dem stinkenden Fass, und alle Welt hält sich wieder einmal die Nase zu. Klopfen Sie nur dem Unberufenen auf die Finger, schmeißen sie ihn hinaus und decken Sie wieder zu! Vielleicht

wird Ihr Unrat sich dann noch in Kosen verwandeln? Einmal muss doch die Kirche reformieren. Ermannen Sie sich Leute. Schon ist die Gefahr des Nichthandelns größer als die Gefahr auch des aller-ungeschicktesten Handelns.”

„Sie haben uns ja schon öfter so andeklamiert,” erwiderte Finzer kalt. „Ich will Ihnen zugeben, dass Sie heute wenigstens den Zeitpunkt dafür glücklicher gewählt haben als sonst. Wenn Sie heute nichts ausrichten ...!” Er machte eine höhnische Hand- und Achselbewegung. „Dann haben wir hoffentlich Ruhe für immer. Es ist ja alles vergeblich. Wir haben eben Ihren Standpunkt nicht. Sie sind eben auch einer der modernen Ungläubigen und neiden uns unseren Glauben.”

„Den neid ich Ihnen wahrlich nicht. Und ehrlich gesprochen: wie viele von uns haben ihn?” Er blickte umher, auf unbehagliche Gesichter. „Keine Sorge —! ich sage weiter nichts. Sie allerdings, Herr Hofkaplan, haben ihn, — sozusagen.”

Finzer entgegnete stolz: „Ohne ‚sozusagen‘ muss ich bitten. Ich habe ihn.”

Jetzt legte sich Heller drein.

„Ich glaube, meine verehrten Herrn, wir sollten uns nicht so ereifern. Da ich derjenige bin, der den jungen Mann seinerzeit zum Eintritt in den Kirchendienst überredet hat, so hätte gewiss ich unter uns das größte Interesse, ihn jetzt zu halten. Aber es ist unmöglich; er hat es zu arg gemacht.”

„Nun sehen Sie!” triumphierte Finzer, „sogar sein hoher Gönner und Mitschuldiger verleugnet ihn. Herr Präsident! stimmen wir ab? ich denke, die Herren wissen alle schon, was sie wollen.”“

„Nur ein Wort noch!” unterbrach Ruhland. „Wenn Sie auch diese Gelegenheit verpassen . . .”

„Auch diese Gelegenheit —,” äffte Finzer nach. „Wenn so ein ganz gewöhnlicher Pfarrer, von Markrode da hinten, seine Dummheiten macht!”

„Hätten doch Sie, Herr Hofkaplan da oben, es besser gemacht! — Ich wollte sagen: wenn Sie auch heute wieder nichts anderes wissen als fortzuwursteln, dann gebe ich Sie auf und verlasse dieses Amt, in dem ich nicht mehr wirken kann.”

Das machte Eindruck bei einigen der Herren. Heller redete eifrig auf den alten Herrn ein. Aber die Mehrzahl hielt es sichtlich mit dem Hofkaplan, der sich kaum Mühe gab, sein Vergnügen zu dämpfen und den Gegner sogleich beim Wort nahm.

„Das ist ja freilich ein großes Unglück für uns, — das wir eben tragen müssen.”

Heller erhob sich: „Ich hoffe, unser verehrter Ruhland wird diese Absicht nicht festhalten. Ich würde es ja auch, wie er, und gewiss noch mancher unter uns, mit Freuden begrüßen, wenn irgend ein Ereignis unser Kollegium zum Reformieren zwingen würde. Soweit kennen Sie mich ja. Aber dieses Ereignis, dieser Fall Moser, scheint uns ganz und gar nicht dazu angetan.”

Ruhland machte eine ungeduldige Bewegung.

„Wir müssen doch auch Rücksicht nehmen auf unsere Gemeinden draußen im Land. Die würden es nicht verstehen, wenn wir, nach all dem was vorgefallen ist, Moser noch halten wollten.“

„Sie sind eben auch schwach, Heller, — legen die Hand an den Pflug und schauen zurück. Ihnen wird nie ein Ereignis „dazu angetan scheinen“, so sehr sie es auch wünschen. Ich bleibe bei meinem Wort und werde es einlösen!“

Die Beratung war offenbar zu Ende.

„Wir stimmen ab,“ sagte der Vorsitzende kühl. „Wer für den Antrag Finzer ist —: Dienstentlassung ...“

„Ohne Pension!“ betonte Finzer.

„Ohne Pension ..., der erhebe sich.“

Es erhob sich sofort die Mehrheit, wenige Zögernde folgten schnell nach. Kuhland allein blieb sitzen.

„Es ist gut,“ sagte der Präsident.

Ruhland stand auf. „Meine Herrn —, Sie haben gesprochen. Ich lege mein Amt hiemit nieder und bitte den Herrn Präsidenten, das Weitere zu besorgen. Ich will nichts mehr, gar nichts, als nur meinen Namen noch einmal unterschreiben. Leben Sie wohl.“

Damit ging er.

Der Präsident drückte auf die Glocke und gab dem erscheinenden Diener ein Zeichen; der Saal füllte sich wieder.

Dann verkündigte der Präsident unter lautlosem Schweigen das Urteil.

„Das Disziplinargericht erklärt den Pfarrer Moser von Markrode der Achtung und des Vertrauens unwürdig und erkennt auf die Strafe der Dienstentlassung.“

Sehr ruhig und nüchtern fragte Moser: „Und wie ist nun die Zusage aufzufassen, die mir bei meinem Eintritt in den Kirchendienst gegeben wurde ...?“

„Sie haben nicht mehr das Wort,“ belehrte ihn der Präsident, „die Verhandlung ist zu Ende.“

Noch immer sehr ruhig, fast sinnend, fuhr Moser fort: „Die Zusage, scheint mir, ist nicht; gehalten worden?“

„Sie haben nicht mehr das Wort!“ wiederholte der Präsident heftig. „Die Sitzung ist geschlossen. Sie sind hier fertig, Herr Moser.“

Die Konsistorialräte und Zuhörer erhoben sich, um zu gehen.

Unbeirrt fuhr Moser fort wie vorher, nur lauter, um den Lärm des Stühlerückens und

Sprechens zu übertönen: „... Und Macht geht hier vor Recht, ... wie in den Gewaltstaaten auch.“ Er zuckte die Achsel. „Interessen! Man will leben — stark sein — Macht haben —, da kann es nicht so ideal zugehen.“ „Während dieser Reden, die aber allen verständlich waren, gingen die Konsistorialräte, mit erheuchelter Gleichgültigkeit plaudernd, aber schleunig ab; ebenso die meisten der Zuhörer.“

Der Präsident hatte dem Diener geläutet und befahl nun: „Geleiten Sie den Herrn hinaus.“ Dann ging er ebenfalls ab.

Moser klopfte dem Diener, der sich ihm genähert hatte, auf die Schulter. „Brauchen mich nicht mehr rauszuschmeißen, lieber Mann, — die Herren haben sich schon selber — von mir befreit.“

Jetzt kam der Graf von Markrode mit Helene aus den ebenfalls sich lichtenden Reihen der Zuhörer rasch auf den Verurteilten zu: „Bravo, mein Junge! Diese alten Auguren hast du ja nicht rumgekriegt, dafür aber mich. Bitte von mir, was ich dir geben soll, bis an die Hälfte meines Grafenreichs . . .!“ Dabei zwinkerte, er lustig mit den Augen.

Moser drückte ihm die Hand, während Helene erst den Vater umarmte und dann ihren Kopf dem Geliebten an die Brust legte. „Danke! danke,“ sagte Oskar, „du bist gut. Aber —!“

„Was ‚aber‘?“

Oskar blickte zärtlich auf Helene herab. „Die tat denselben Gedanken.“

„Natürlich,“ bestätigte Helene, ohne aufzublicken.

„Nun?“

„Wovon leben, mein Lieber?“

„Wovon! Hab ich nicht übergenug? Ich hoffe, du leidest nicht an dummem Stolz. Zum Henker! Wenn du dir das Mädchen schenken lässt, kannst doch den übrigen Bettel auch nehmen!“

„Natürlich. Das ist nicht. Ich bins schon wert, dass man mir was schenkt. Aber ..., na Helene, sag dus.“

„Hast doch selbst nichts, Väterchen!“ sagte sie. „Nichts für uns. Hast ja Mühe, deine Tochter allein zu ernähren, — mit deinem ehrlich Verdienten zu ernähren. Vom Ändern, von deinen Zinsen und Konten wollen wir nichts. Wir sind Marxisten, aber praktische.“

„Sparren! Du auch, Oskar?! Die hat mir das Leben schon sauer genug gemacht in letzter Zeit, . . . leidet schier Hunger, wenn ich ihr nicht so und so viel „ehrliche Einnahme“ von meiner Kleckserei“ — er machte die Gebärde des Malens — „nachweisen kann.“

„Ja das gehört nun zu unserem Idealismus strengsten Stils,“ lächelte Moser und streichelte sein Mädchen. „Von der hab ich’s gelernt.“

„Nein, ich von dir!“ verbesserte sie.

„Na sagen wir: Ich bin der Vater des Gedankens und du die Mutter.“

Der Graf war ungehalten. „Herrgott, wie dumm! Steigern sich gegenseitig in den größten Unsinn hinein! — Na meinetwegen! dann wartet halt! so zehn Jahr oder zwanzig. Denn zum Hungernhelfen geb' ich meine Tochter allerdings nicht. Erkämpfe dir erst Stellung und Einkommen.“

„Mit Wahrhaftigkeit ? in dieser Welt ? Das kann man nicht!“ sagte Moser ruhig und Helene bestätigte:

„Hab ich nicht früher schon gesagt: in dieser Welt kommen Oskar und ich nicht zusammen?“

„Kinder! Kinder! was macht ihr mir zu schaffen! Ihr seid rücksichtslos. Verrückt seid ihr!“

„Wir stürmen den Himmel!“ rief sie heiter.

„Den Friedhof!“ murrte der Graf entmutigt.

„Ach das ist nur die Einsteighalle!“ lachte sie. „Oskar! Mutiger! Treuer! ich liebe dich. Jetzt hast du bald gewonnen. Der schwerste Anfang ist gemacht, — du bist vogelfrei. Bleib's auch, und fürchte auch nicht den Tod. Bald wird er kommen. Denn wenn wir frei und wahr bleiben, du und ich, und alles überwinden, was sonst die Menschen zu Lügen und Trügen treibt und sie mit Ketten der Leidenschaft an diesen Stern des unvermeidlichen Schwindels fesselt, — dann hat unser Hiersein ja länger keinen Sinn mehr, dann fallen wir ab von dieser Erde, so oder so, durch Hunger, Krankheit, Unfall, — wie es nun sein mag. Wir sind wie ein Same, der dumpf den wonnigen Frühling wittert und streckt den Keim aus, gläubig ins Ungesehene hinein . . ., da wird er schon Boden finden! ... in Hoffnung sterbend, um herrlicher aufzustehn. O Liebster, wie freu ich mich!“

„Ich ... freue mich nicht!“ sagte er. „Aber du, Geliebte, ziehst mich mit, — in mein Verhängnis? — in mein Glück?“

„Dein Glück!“ versprach sie leuchtend.

Ihre Zuversicht teilte sich keineswegs ihm mit; doch raffte er sich auf, und sein Blick hing wie in mystischem Vertrauen an Helene.

„Wie es auch sei, ich tu's! und sag euch Lebewohl, ihr Lieben! Ach ohne Glauben, ohne Hoffnung und Freudigkeit, aber als guter Mensch, dem dunklen Drang ...“

„... dem Weib ...“ verbesserte verdrossen der Graf.

„... gehorchend, geh ich dem Schicksal des unbedingt Wahrhaftigen entgegen. Dem Untergang! Oder zweifelst du, Vater?“

Der murrte: „Mit deinem Eigensinn?! nein.“

Und Helene bestätigte lächelnd: „Ich auch nicht.“

Erdenabschiedsschmerz

Bei solchen Gesinnungen musste Oskar Mosers Geschick sich schnell erfüllen.

Er wandte sich nach Leipzig, wo er noch persönliche Verbindungen hatte. Natürlich konnte nur ein moralisch stolzester Betrieb es wagen, sich einen solchen Menschen zu leisten, — sein Prozess hatte ihn zur Genüge bekannt gemacht. Es fand sich aber •wirklich ein Blatt, natürlich ein kleines, das den Mut dazu hatte. Doch nach wenig Tagen schon gab man ihm entsetzt den Abschied. Dafür fand er in einem ändern sehr ansehnlichen Institut Aufnahme; im Gefängnis. Er hatte irgendwelche Würdemänner oder sonst was Heiliges verletzt.

Seine Freunde zogen sich mählich von ihm zurück. Nicht des Gefängnisses wegen, selbstverständlich. Bei den Bittern des Geistes haben solche Abenteuer ungefähr den Charakter von Ordensauszeichnungen, — Folge geistwidriger Politik der Mächtigen. Aber Moser war doch eigentlich allzu unmöglich; unheimlich; verrückt. Sehr schade; aber wirklich verrückt.

Auch Hundrich dachte so; der „Prostituierte“ war ihm lieber gewesen als der Intransigente.

„Junge Huren, alte Betschwestern,“ sagte er. „Bekannte Sache. Nur wird er ein bisschen früh alt.“

Elli Marr allein hielt treu bei ihm aus. Man konnte oft das sonderbare Paar zusammen sehen, die elegante schöne Dame und den Mann mit dem verbissenen Gesicht, dessen äußerer Mensch schon bedenklich schäbig wurde.

Er konnte nichts mehr erwerben. Was er auch schrieb, immer musste er auf die letzten Gründe zurückgehen, die er stinkend fand; und das wollte die Welt nicht hören. Auf Ausmerzungen ließ er sich nicht ein, somit durfte er sein Geschriebenes behalten.

Er fing an zu hungern. Elli drängte ihn, das Nötigste von ihr anzunehmen, aber er wollte nicht. Sie gab sich die größte Mühe, war genial erfinderisch in Vorwänden und Verbrämungen, aber er wollte nicht. Bis sie zornig wurde.

„Du bist ein Dummkopf!“ schrie sie ihn an, mit Tränen in den Augen.

„Wirst auch noch mal einer,“ sagte er lächelnd und legte die Hand auf ihr Seidenhaar.

„Verrückt bist du! Jedermann sagts. Mein Geld ist dir natürlich nicht ehrlich genug!“

„Liebe Elli, wo gibts denn ehrliches? Das ists ja gerade, weshalb ich fort muss. Aber tröste dich. Du selbst bist unter all den Menschen, die ich kenne, der vornehmsten einer und nach der Einzigen mir am liebsten. Wenn ich mal drüben bin und es irgend .möglich ist, sich noch um Dinge und Menschen dieser Erde zu kümmern, so sollst du spüren, dass ich dich liebe und dich nicht vergesse.“

Heimlich aber fragte sich Moser doch zuweilen: haben sie nicht etwa Recht, midi für verrückt zu halten? „Wozu dieses ganze Martyrium?“ schrieb er n Helene. „Es hilft ja gar nichts. Kein Haar ist anders geworden, weder in meinem Dorf, noch in der Landeskirche, noch sonst irgendwo. Ich hungere, — sonst ist alles beim Alten.“

Helene schrieb. „Den Menschen hilft's freilich nichts, aber dir. Noch nie hat irgend ein Martyrium den Menschen geholfen, selbst Christi Tod nicht. Für die Menschen soll Jesus gestorben sein? O nein, er starb nur für sich. Er ist aufgestiegen zu den Göttern, die Menschen aber sind nach wie vor eben die Menschen geblieben, die ihn auch heute wieder zwar nicht kreuzigen, aber im Gefängnis verderben Hessen. Ach dieser „Sieg“ des „Christentums“, ebenso wie aller sonstige Fortschritt in den äußeren Formen der Kultur! was ist das wert, wenn man auf den Grund sieht? Ob ein Augur Vogelfluggläubige findet, oder ein Papst Unfehlbarkeitsgläubige, das ist doch eins. Die Menschen passen sich alles an. Sie haben das Christentum sich angepasst, sie haben Luthers Reformatiönchen sich angepasst; und wenn wieder ein Reformator käme oder eine nagelneue Religion vom Himmel, sie würden sehr bald auch diese sich angepasst haben. Darum hats gar keinen Wert die Welt verbessern zu wollen. Nur sich selbst kann man verbessern und das tust du, mein Lieber. Freu dich! es geht ja prächtig voran.“

Es ging prächtig voran. Bald hatte er keine Wohnung mehr. Beim Bezahlen der Miete eröffnete er der Wirtin, dass er leider keine Ahnung habe, woher er den Zins für den kommenden Monat nehmen solle. Da bat sie ihn, sich eine andere Wohnung zu suchen; sie sei eine arme Frau u. s. w. Er machte Platz.

Dann in einer schönen Nacht wurde er als Obdachloser aufgegriffen. Das war ihm nun doch zu widerlich; unästhetisch. Ein hoher Mensch unter dem Geschnauzt fettgesoffener Assessoren und anderer Gefängnisdiener. Objektiv hässlich, ganz abgesehen davon, dass zufällig er selbst Derjenige war. Aber echt! lachte er. O ihr Edelleute!

Er fühlte, dass er die Geschichte jetzt satt habe. Lang konnte er's doch in keinem Fall mehr treiben. Also Schluss!

Vom Polizeigewahrsam ging er sofort zur Post und schrieb an Helene; wie immer, durch Vermittlung einer alten Dienerin im Schloss. Denn der Graf hatte, für so lange als Moser nicht Vernunft annehmen wolle, den Kriegszustand wieder hergestellt und jeden Verkehr mit Helene verboten.

„Mein einzig Getreues!“ schrieb er. „Ich bin am Ende. Zu dir muss ich flüchten in dieser Welt, die mir täglich fremder wird. Die Welt stößt mich aus wie eine Mutter das Kind aus ihrem Leib. Und ich will auch heraus, wie aus der Mutter das Kind. Aber noch mach ich ihr Schmerzen und leide Schmerzen. Alles hasst mich, das spüre ich wohl. Mein hochmütig verhungertes Gesicht ist allen zuwider. Und ich kann sie auch nicht sehen, die stumpfen Kerle, die Skatspieler und Bierschlucker. Ihr Geist erstickt im Ochsenfett, das die faulen Hirne zusammensparen. Ich kann sie nicht länger sehen, — ich müsste speien, war nicht der Magen leer. „Wenigstens Etwas, was zweckmäßig zusammenstimmt in dieser dummen Welt. Ach ja, es ist Zeit für mich zu gehen. Zeit für uns beide. Ich komme und hole dich. O nimm mich liebevoll auf, versüße mir den Hass der „Welt. Lass mich nur einmal ruhen bei dir, sag Ja zu allem was ich will. „Wie soll ich sterben, wenn du noch nicht mein gewesen bist? wie soll ich das Irdische überwunden haben? „Wie eine schwere Kette würde ich die Reue mit hinübernehmen, die Reue, nicht geliebt zu haben. Sie würde wieder mich herabziehen auf diesen verwünschten Stern. Nur um zu lieben wie Menschen lieben ... Ach wie ich Hunger habe nach dir! ... nicht nach den tausend Dingen, die die Menschen wollen, ... die werf ich alle weg! nur eins will ich, nur dich, mit tausendfältiger Kraft. Ich komme! Erwarte mich, du mein Leben, am Vorabend unsres Todes ...“

Einen Tag der Ankunft konnte er noch nicht angeben. Dann besuchte er seine Freundin.

„Elli, lieber Freund und Kamerad, willst du mir jetzt was schenken?“

Sie war voll Freude. „Endlich wird er doch vernünftig!“

„Nämlich das Reisegeld nach Markrode. Es geht jetzt zu End.“

Die Freude war kurz gewesen. Elli senkte betrübt den Kopf. „Zu ihr!“ Aber gleich verbesserte

sie: „Ja gewiss, lieber Oskar. Ich danke dir.“ Sie verstand ihn zu gut und machte keinen Versuch, ihn umzustimmen.

Im sichern Gefühl, ihn nie mehr wieder zu sehen, begleitete sie ihn zur Bahn, zum Abschied für immer und verschwendete viel Zärtlichkeit an dem kühlen zerstreuten Mann. Erst ganz zuletzt taute er auf und sie las in seinem Blick, dass alles an Liebe, was die Einzige noch übrig ließ, von allen Menschen nur ihr allein gehörte.

Auch das war etwas. —

In Mittelberg angekommen, wählte er, um nicht gesehen zu werden, statt der Fahrstrasse, die auf Umwegen durch die Täler führte, den direkten Weg: steil den Berg hinauf, drüben hinab in ein kleines Thai und wieder hinauf —, da grüssten ihn wieder Markrodes wohlbekannte geliebte Wälder. Auf luftiger Höh wandte er sich um und blickte zurück. Da lag die Herrlichkeit der schwarzen Bergwälder, der nebelduftigen Tälchen und Schluchten vor seinem Blick, und sein ausgehungertes Städterherz jauchzte, es hob sich wieder weit und frei, — doch nur um gleich desto voller und sehnsuchtschwerer zu sinken.

Vorwärts trieb es ihn, vorwärts! Vorn lag das Ziel, das einzige, das ihm noch winkte. Er ging nicht, er lief, er rannte.

Ach wozu? sagte er dann. Du musst doch warten. “Warten bis die Nacht kommt und die Sterne.

Jetzt, am Rand eines mächtigen Eichenwalds, — er war eine Seltenheit in der Gegend, — machte er Halt im Angesicht des Schlosses Markrode.

Gefällig weichen da die Wälder zur Seite und im Abhang hinab und machen dem Blick auf den Burgberg frei, der sich jenseits einer lichten Einsenkung vereinzelt erhebt mit der uralt mächtigen Wettermauer und dem traulichen Menschennest in ihrer starken Hut. Man sieht hier nichts vom Dorf. Einsam und menschenfern erscheint hier das Schloss, vergessen allein im weiten wilden Wald.

Jetzt stieg auch der frühe Mond herauf, es dunkelte schon, und langsam besiegte sein bleiches phantastisches Licht das nüchterne des Tags. Wie ein Märchenschloss stand es drüben inmitten des Trichters der finstern Wälder.

Wie oft früher hatte er allein hier gesessen und geträumt, die Seele in sanfte Märchenstimmung versetzt; war eingedrungen dort drüben als fahrender Knab, war mit

hallendem Schritt durch öde Gänge und Gemächer geirrt, — bis er das Königskind fand. Sie schauten sich an, der leichte Schleier der Fremdheit zerriss, sie öffneten lächelnd die Arme. „Einsame Königin, darf ich dein König sein?“

O wie fern schien ihm die gar nicht ferne Zeit zurückzuliegen, da er mitten im Wust und Ekel der Wirklichkeit noch so kindlich träumen konnte, wie fern die Zeit, da seine bescheiden stille Liebe noch damit zufrieden war. Wie war seither der Liebe Süße gärend wild geworden, war hoch und höher schwellend über der Seele Ufer getreten und hatte den ganzen Menschen durchtränkt, die Seele und auch den hungerschwachen Leib, mit rastlos wühlendem drängendem Gift, mit Qual. O auch ihr gings nicht anders, er wusste es. Wie rührend war's ihm, was sie ihm geschrieben hatte, um ihn zu trösten in seiner Not. „Glaub mir, mein Liebster, auch ich muss den Zoll der Schmerzen zahlen, so fern von dir, muss oft die Erdenlast und -schwere spüren. Oft wein ich: warum nur? warum?! O mein Gott, was hab ich denn getan? . . .“ Nichts haben wir getan, Liebste, nichts! und das war nicht recht. Verzeih mir, ich mach es gut. O warum kann ich nicht sein, wo du bist! nicht mit Flügeln der Sehnsucht hinüber fliegen! Warum, ihr fremden kalten Menschen, seid ihr dort bei ihr? Fort! lasst uns in Ruh! ich will euch nicht, ich will nur sie! O du schlechte, schlechte Erde . . ., dass du so voll bist von überflüssigem Zeug! störendem schädlichem Zeug. Nichts will ich als lieben.

Ja ich liebe, ich liebe, wie Alles auf dieser Erde liebt. Ihr all meine Brüder! ihr Hirsch und Rehe im Wald, ihr Falter in den Lüften, ihr Käfer im Moos und ihr Kleinen in der Erde, du wimmelndes Heer, ihr all meine Brüder.

Ich blühe, ich liebe, wie ihr Blumen und Bäume all, ihr meine Brüder. Ich liebe wie du, mächtiger Eichenbaum, Glücklicher du, mit deinen tausend Kindern jedes Jahr, mein Bruder!

Ich glühe, ich liebe, mein Atem ist so schwer. Meine Brust will zerspringen. Wann werd ich deine dawider pressen, du meiner Sehnsucht süße Erfüllung!

Ja leuchte mir, lieber, freundlicher Mond, beleuchte mir den hochzeitlichen Weg. Dann aber geh, verbirg dich, verschwinde, dort hinter der grauen Wolkenwand.

Dann will ich lieben und sterben.

Erlösung

Während der Liebende so auf mondlichtumwobener Bergeshöh schwärmte, lag die Geliebte drüben im Schloss in ihrem Bettchen krank, todkrank.

Man hatte sie fast schon aufgegeben, da schien sichs wieder zum Guten zu wenden.

„Die Krisis ist glücklich vorbei,“ berichtete die Krankenschwester dem Grafen, der soeben wieder eingetreten war. „Das Fieber nimmt ab. Von der Lunge ist nichts mehr zu fürchten, aber die Gefahr einer plötzlichen Herzschwäche ist noch nicht ausgeschlossen.“

„Gott sei Dank, dass wir soweit sind,“ sagte die Gräfin herzutretend. Sie hatte, einen Brief in der Hand, am Fenster gestanden. Jetzt schickte sie die Schwester mit irgend einem Auftrag weg und reichte ihrem Mann den Brief, „Da sieh! diesen Brief hat die Schwester in Elenens

Bett gefunden.”

Der Graf blickte hinein. „Von Moser?!“

Die Gräfin nickte. „Ihg abe die Babett im Verdahgt, dass sie die Vermittlerin makt.“

Es war Mosers letzter Brief, den er noch vor seiner Abreise in Leipzig geschrieben hatte.

Während der Graf halblaut vor sich hin las, zerfloss die Gräfin in Mitleid. Bei der Stelle ‚Alles hasst mich‘ wischte sie die Augen: „Ach nein!“ Und später wiederholte sie: „Verhungert! der arme Mensch!“

„Übrigens ein reizender Liebesbrief! das muss ich sagen!“ meinte der Graf, als er den gallenbittern Anfang gelesen.

„Lies nur weiter, es kommt noch.“

Zuletzt zerknüllte er zornig das Blatt. „Und das hat sie gelesen? Ein toller Mensch!“

„Wenn er nun kommt?!“ sagte sie sorgenvoll. „Ach was! in eine Heilanstalt soll er! er ist ja verrückt. Wenn er wieder gesund ist, mag er das Mädäl haben.“

Da kam die Zofe Elvira und meldete mit leiser Stimme: „Der Herr Pfarrer ist da.“

„Mein Gott!“ rief die Gräfin; auch der Graf erschrak und wusste nicht was tun.

Aber Elvira lächelte: „Nein . . . nicht! Der neue Herr Pfarrer, der Amtsverweser.“

„Reden Sie doch gleich deutlicher!“ tadelte die Gräfin und der Graf fragte unwillig: „ Was will denn der, so spät in der Nacht!“

„Ihg abe den Nahmittag zu ihm geschickt,“ erklärte die Gräfin; „er war aber fort im Pfarrverein in Mittelberg. Es ist sehr liebenswürdig von ihm, dog nog zu kommen.“

„Was willst du von ihm?“

Sie war verlegen. „Er . . . weil es mit Elene so bedenklich stand, hab ig ihn gebeten, das heilige Abendmahl . . .“

„Herrgott! so ein . . .“ Aber schon hatte die Gräfin ihre Hand auf der seinigen und bedeutete ihn, auf das Mädchen Rücksicht zu nehmen, „Wenns ihr nun schadet? Du hättest wohl vorher mit mir reden können.“

„Ih glaube nit, dass es schaden kann.“

„Schläft sie nicht jetzt?“ Sie gingen einige Schritte näher.

„Die Augen sind offen.“

„Aber teilnahmslos. Na, weil er mal da ist ...“ Er blickte durch die offene Tür ins

Vorzimmer, wo ein Mann im Talar vor dem Spiegel das kleine Bärtchen zurecht strich. Der Graf lachte. „Wie er sich schmückt! Und damit ich den ...“, er verbesserte sich: „die Geschichte los bin ... Aber dabei mag ich nicht sein. Lass mich nachher wieder rufen.“ Er ging rechts ab, ebenso Elvira links auf Wink der Gräfin.

Gleich darauf kam Pfarrverweser Roser, ein netter junger Mann, wie Milch und Blut, mit ganz kleinem Schnurrbärtchen. Er bemühte sich nicht ganz mit Erfolg, geistliche Würde und Kühnheit zu zeigen. Man glaubte noch Kneipenluft an ihm zu spüren.

„Habe höchlich bedauert, gnädige Frau . . . Ich weiß nicht, ob jetzt noch ...“

„Ihrg danke Ihnen sehr, Err Pfarrer, dass Sie so spät noch sich bemüht haben. Es geht wieder besser Gottseidank ... Wenn es Ihnen jetzt passt? ... ich will meine Tochtter fragen.“ Sie ging ans Bett. „Elenchen!“ „Mama?“ fragte sie müde, ohne sich zu rühren.

„Der Err Pfarrer ist da ...“

Da richtet das Mädchen mit einem Kuck sich auf und starrt den Mann an, fährt plötzlich, so dass die Decke herab fällt aus dem Bett mit dem Schrei: „Oskar! Endlich!“ und wirft sich ihm wild an den Hals.

„Helene!“ ruft die Gräfin entsetzt.

Und noch entsetzter schreit Böser, dem Buch und Geräte entfallen: „Gnädiges Fräulein!“ Auch pastorale Entrüstung mischt sich in seinen Ton. Dann bricht ihm der Angstschweiß aus; nach kurzem Versuch, das Mädchen loszumachen, streckt er steif die Arme nach unten von sich und fängt verzweifelt an das Vaterunser zu beten.

Die Gräfin ist herbei gesprungen und arbeitet an der Gruppe, nebst dem Zimmermädchen, das auf den Lärm hin hereingekommen. „Kind sei vernünftig! das ist der Err Pfarrverweser, Roser.“

Aber sie wehrt sich wild. „Lass mich, Mutter! Grausame!“

Jetzt eilt auch der Graf herein. „Was ist?!“

Schon hat man die Kranke losgemacht und trägt die Ermattete ins Bett zurück. Der junge Mann flieht barhäuptig und lässt seine Sachen liegen.

Da plötzlich bäumt Helene im Bett sich heftig auf und fällt zurück, ein wenig Blut vor den Lippen.

„Blut! Schnell zum Arzt!“ ruft die Mutter verzweifelt. Die Zofe schreit und eilt fort.

Der Graf fasst an den Puls: „Ah! Es ist vorbei!“ und sinkt gebrochen zusammen. Die Krankenschwester ist eilig eingetreten, hat die letzten Worte noch gehört, ... untersucht und ihr Blick bestätigt den Tod.

„Mein Kind! mein Kind!“ jammert die Mutter und lässt in stummem Weinen das Haupt auf die Tote fallen ...

Geraume Zeit war es still, bis die Schwester sanft zu trösten wagte: „Passen Sie sich. Es war Gottes Wille.“ Dann wandte sie sich zum Grafen. „Möchte nicht die Frau Gräfin sich zurückziehen? sie hat sich sehr übermüdet die letzten Tage. Es könnte ihr schaden ...“

„Ja ja,“ sagte er tonlos. „Komm Margarita.“ Und halb mit Gewalt nahm er die Fassungslose fort.

Elvira, die gleich nach Bestellung des Arztes wieder zurückgekommen und im Hintergrund geblieben war, trat jetzt näher und sagte mitleidig: „Arme Mutter!“ Doch gleich brach ihre Lebhaftigkeit durch. „Gott, was für eine schöne Leich! Wie eine Braut! Aber ohne Hochzeitstag!“ setzte sie sentimental hinzu. Dann in plötzlicher Eingebung: „Man soll Blumen bringen!“ Voll Eifer lief sie zur Tür.

„Und Kerzen!“ rief ihr die fromme Schwester nach. Dann, allein geblieben, machte sie das Zeichen des Kreuzes, kniete nieder und betete.

Bald kam Elvira wieder. „Die Babett bringt. — Was machen Sie denn? warum beten Sie? Hilft ja doch nichts bei einer Ketzerin.“

„Gott ist barmherzig,“ sagte die Schwester verlegen.

„Haben Sie etwa die Nottaufe gemacht?“ spottete Elvira. „In meiner vorigen Stelle kannt ich eine Schwester, die hat all ihre sterbenden Ketzer heimlich getauft.“

Die Schwester schieg mit gesenkten Augen.

Elvira betrachtete wieder die Leiche und wartet ungeduldig auf die Blumen. „Die Babett kommt nicht!“ Dann wandte sie sich vertraulich an die Schwester, mit Hindeutung auf die Tote. „Sie war eigentlich auch Braut. Aber die Herrschaft hat’s nicht geduldet.“

„Mit dem Pfarrverweser?“

Elvira lachte: „Ach nein. Den hat sie nur dafür gehalten. Aber mit dem vorigen Pfarrer. Ach von dem ist noch alles voll im Haus. Vorhin wie ich sag: der Herr Pfarrer ist da — „Mein Gott!“ macht die Gnädige, ... und er auch ganz erschrocken ... und dann war sie böse über mich, hat aber gleich darauf den nämlichen Fehler gemacht bei ihrer Tochter. Ach und der Pfarrverweser!“ Sie lachte und streckte nachahmend die Arme steif von sich: „Gnädiges Fräulein!“ Sie lachte heftig: „Die Gnad war freilich zu viel für ihn. Schwester, Sie könnens gar nicht verstehen, wie komisch das war.“ Die Schwester war peinlich verlegen. Elvira hörte plötzlich zu lachen auf. „Ach Gott ich lach so und das Gnädige ist noch nicht kalt! — Ach und die Seel ist noch da!! Verzeihung!“ Sie lief zum Fenster und öffnete.

„Was ist noch da?“ fragte die Schwester.

„Die Seel! hat nicht raus können aus dem Zimmer.“

Die Schwester lächelte: „Die braucht doch kein Fenster.“

„Doch! Bei uns macht man immer, wenn eins stirbt, ein Fenster auf für die arme Seel.“

Sie schwiegen. Jetzt bellte unten ein Hund, erst feindlich, dann freundlich erkennende Laute. Elvira horchte schauernd. „So Viecher können oft Geister sehen!“ Dann rief sie freudig: „Ach die Blumen!“

Babette trat ein, gab schweigend die Blumen und Kerzen ab und kniete aufgeregt bei der Toten nieder.

Elvira fuhr sie grob an. „No! was tasten Sie da? was suchen Sie?“

„Nex!“ sagte die Andere kleinlaut.

Die Schwester, welche indes die gebrachten Lichter angezündet hatte, wurde aufmerksam. „Suchen Sie vielleicht einen Brief?“

Babette bejahte eifrig: „Jo! Hent Sie’n?“

„Ich habe ihn hier gefunden und der Gräfin gegeben.“

Babette erschrack. „Jessas! der ist net für d’Herrschaft!“

„Warum? was steht drin?“ fragte Elvira vergnügt neugierig.

„Ich weiß nicht,“ sagte die Schwester.

„Nicht?!“ Das konnte die Zofe nicht begreifen Babette schrie: „Jesses! Jesses!“ und wollte fortrennen.

Aber Elvira hielt sie auf. „So schwätzen Sie doch Babett! Vielleicht kann ich helfen.“

In ihrer Angst beichtete sie: „Vom Pfarrer Moser ischt er; ‘s goht ‘m schlecht, er will komma. Und mir hot er gschrieba, i soll ‘m a Leiter parat lega.“

„Hach!“ rief Elvira lüstern entzückt. „Wenn er nu grad heut kam! . . . der Arme!“ Sie stand einen Augenblick gedankenvoll und blies dann mit plötzlichem Eifer ein Licht aus.

„Lassen Sie doch!“ wehrte die Schwester und zündete wieder an. „Das muss bleiben.“

„Ach ja! ich bin ganz verwirrt . . . Vor Zorn! Sie sind schuld!“ schrie sie wütend die alte Babette an. „Sie schlechte Person! Sie Kupplerin! Jetzt versteh ichs erst. Das hat sie so aufgeregt. Gehen Sie naus ! Ihre Anwesenheit beleidigt die Tote!“ Sie riefs mit tragischer Geberde. Babette ging jammernd hinaus. „Ach ich hab sie so gern gehabt, das gnädige Fräulein. Ich will bei ihr wachen, Schwester. Sie haben die Buh nötiger als ich.“

Die Schwester gab zögernd nach. „Ja, wenn Sie gern wollen.“

„Zu pflegen gibts ja leider nichts mehr für Sie.“ Sanft drängend ging sie mit ihr zum Ausgang; die Schwester verließ das Zimmer. Sogleich kam Elvira eilig zurück und fing wieder an, hastig die Lichter auszublase, — zu spät! Ein Geräusch am Fenster machte sie plötzlich den Kopf mit einem kleinen Ausruf dorthin drehen . . ., rasch lief sie hin in die tiefe

Nische und zog den Vorhang zu, so dass sie im Dunkel und die Aussicht auf die Tote verdeckt blieb.

Es war Moser, der auf der Leiter außen am Fenster erschien. „Helene!“ rief er. Sie umarmten sich.

Nach einer Weile, da er herein steigen wollte, flüsterte sie: „Nein, nicht hier. Ich komme herunter.“

Befremdet wittert er den Betrug. „Wie ... wer ist ...?“ Ungestüm stößt er den Vorhang zurück und erblickt das blumen- und lichtergeschmückte Totenbett ... Mit einem Schrei prallt er zurück, ... die Hände greifen in die Luft, ... er verschwindet. Unten ein schwerer Fall. Der Hund heult und winselt.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie Elvira. Auch unten wurden aufgeregte Stimmen laut und eilige Lichter kamen.

Jetzt erschien auch der Graf unvollständig bekleidet im Totenzimmer, etwas später die Gräfin ebenso.

Auf seine Frage wies die Zofe zitternd zum Fenster. „Da war jemand ... ist von der Leiter gestürzt.“

„Moser?“ drängte sichs unwillkürlich auf seine Lippen. Elvira nickte. „Nach einer Pause sagte er leise: „Fragen Sie, was ihm geschehen ist.“

„Was ist ihm geschehen?“ rief sie zum Fenster hinab.

Verworrene Stimmen drangen von unten an sein Ohr. Das Mädchen berichtete: „Tot.“

Da biss der Graf die Zähne zusammen. „Man soll ihn . . .“ er konnte nicht weiter sprechen und deutete schweigend auf die Tote ... „soll ihn heraufbringen zu seiner Braut.“

Frei!

Ein jauchzend schöner Frühsommernmorgen. Die Sonne steigt empor über Wälder und dampfendes Tal. Von allen Zweigen jubelt und alles was grün ist, lacht. Ruhegesättigt strotzt die Natur und hebt mit allen Kräften zu leben an.

Durch die Lüfte daher, unsichtbar Menschaugen, schweben astrale Gestalten, ein Mann und ein Weib, jagen sich, fliehen sich, haschen sich, schmetterlingsgleich, spielen das freie Liebesspiel der Geister, von dem das der körpergefangenen Menschen nur ein lächerlich plumpes Abbild ist; komisch ohnmächtiger Stümperversuch.

Jetzt wendet die Fliehende um und stürzt ihm entgegen: sie prallen zusammen, mischen sich, durchdringen sich, fließen in Eins, fühlen und durchkosten sich wonnig mit jedem Atom.

Des luftigen Spiels dann müde senken sie den Flug, lassen sich nieder ins Moos, unter hohen Bäumen des Parks, im Angesicht des Schlosses. Da ruhen sie selig, Eins im Ändern; Zwei

und doch Eins, Eins und doch Zwei, fühlen und durchkosten sich wonnig mit jedem Atom.

Auch dieser Überschwang des Gefühls verebbt, und wieder, nach geraumer Zeit, fordert das Zweisein und das Denken sein Recht. Und sie erzählen sich was sie erlebt. Nicht in mühsam breiter Menschengesprache reden sie; sie schauen sich an, und restlos klar und deutlich sieht Eins im Ändern alle Gedanken.

Und dies ist, in mühsame Menschengesprache übersetzt, was sie einander erzählen.

„Friedsam erwacht ich aus wirrem Schlummer, hold geborgen wie in Mutterschoß. Ich glaubte mich in der irdischen Mutter Arm. Und mein erster Gedanke warst du.

„Mutter, wo ist er?“

„Bald wird er kommen sprachst. So tief und voll war der Ton und doch mild! Wie menschlicher Glockenklang. Ich hob mich jäh empor. Da sah ich ihn.“

„Auch ich hab ihn gesehen,“ jubelt der Mann dazwischen. „O Seligkeit, zu bewundern, zu beten, nach so langem Verachten. O Wonne, zum Himmlischen aufzublicken, mit Augen, die vom langen Niederschauen auf hochmütig Kleines noch schmerzen!“

„Wer bist du?“ fragt ich ihn.

„Dein unsichtbarer Führer durchs Erdenleben.“

„Dein und deines Liebsten geistiger Vater.“

„So bin ich gestorben? ... Es ist so dunkel hier ... Ist die Hölle?“

„Es ist licht und klar, aber dein Äug ist noch trüb., Ich schaute starr in seines Auges Wonne und fühlte das Licht in die meinigen strömen. Wie ein Säugling aus seiner Erdenmutter Brust der Erde Kraft und Nahrung saugt, so saugt ich Licht der Ewigkeit aus seinem Blick.

Und es ward heller und heller. Und ich fing an zu hören. Aber schauerlich war's, was ich hörte.

„Ist nicht doch die Hölle?“ fragt ich.

Er drehte mich um, und ich schaute. Vom schmalen endlosen Ufersaum schaut ich hinaus auf ein breites unendliches Meer, des Wogen endlos kamen und kamen und herschlugen an unsern Strand. Und unaufhörlich warfen die Wogen Menschen an unsern Strand. Still kamen die Einen und blieben wie schlafend liegen im Sand; und hehre Gestalten, so wie unser Vater, schritten hin, die Strandbeute zu sammeln. Mit wildem Geschrei kamen Andre, mit Schmerzgebrüll; Viele scheußlich verstümmelt und zerfetzt.

„Diese sind gefallen in der Schlacht,“ erklärte ruhig der hohe Vater. „Eure Großräuber drüben Verbrechern.“

„Und werden die Zerrissenen zerrissen bleiben?“

„Nein, diese Wunden des Astralleibs heilen schnell. Aber unreife Früchte sind sie.“

Da fühlt ich plötzlich in allen Nerven betäubenden Schlag, ein Zittern lief durch meinen Leib.

Und der Vater erhob sich. „Komm, er ist da.“

Und wir fanden dich, nahmen dich, Süßer, Geliebter, trugen dich aufwärts den Höhlen zu.“

„Dort nahmst du mich auf deinen Schoss, Süße, Geliebte! dort erwacht ich bei dir, in deinem Arm! dort saugt ich Blöder Ewigkeitslicht aus deinem Äug —, du meine Mutter, mein Weib, mein Alles.“

Und wieder brennen die Herzen in lodernder Liebesglut, versinken sie Eins ins Andre, atmen und ruhn im Frieden, er in ihr und sie in ihm; fühlen, durchkosten sich ganz mit jedem Atom.

Und aber nach geraumer Zeit erwachen sie. Die Tür des Schlosses tut sich auf: man trägt zwei schwarze Bahren heraus, zwei schwarz verhängte Särge folgen nach und werden aufgestellt.

Die Beiden schauen sich an.

„Wir werden begraben!“ jubeln sie wie aus einem Mund. „Wir werden begraben!“ Sie freuen sich unbändig, wie Kinder über den ersten fallenden Schnee.

Aber der Jubel erstirbt. Die Eltern der Toten kommen heraus, in schwarzen Kleidern, mit trüben blassen Gesichtern. Noch einen letzten Blick wollen sie tun, eh die fremde Menge des Totengeleites kommt.

„Ach wie sie uns Glückliche bedauern! die Unglücklichen! Wie unwissend, wie töricht sind doch wir Menschen im Leibesleben. Komm, wollen wir nicht zum Trost uns zeigen?“

„Nein, nein! das darf ja nicht sein! Aber unsichtbar, von Trost und Frieden einen Hauch dürfen wir spenden.“

Und sie schweben zu den Trauernden hin; sie streichelt der Mutter Wange mit ihrer engellinden Hand; er legt die seine dem Vater aufs gebeugte Haupt. Da heben sich der Schwermut Schleier, die Augen werden offen und die Herzen für die Wonne des blühenden Sonnentags; der Tränengewohnte Blick wird hell, sie schauen sich an und lächeln. Doch sogleich schlagen sie die Augen nieder: ein Jedes fürchtet dem Ändern zu missfallen und fühllos kalt zu erscheinen; so bergen sie hinter dem Schein betrübter Gesichter des Herzens Frieden und Trost. So stark und zwingend ist auf Erden die Heuchelei.

Draußen auf der Strasse unterhalb der obersten Schlossterrasse steht alles schon wartend voll von schwarzem Menschenschwarm. Jetzt blicken die zwei freien Geister dorthin — und schmiegen sich enger zusammen vor Schreck! denn bis ins Innerste durchschauen sie Alle. So sind sie?! Mein Gott! wie viel Hässlichkeit zuhauf auf so kleinem Raum! Neugier und Schaulust ist im Augenblick das Größte an den kleinen Krüppelgeistchen. Doch fehlts auch nicht an vereinzelt Schönheiten; voll Freude machen die unsichtbaren Beschauer sich gegenseitig auf sie aufmerksam; oft unscheinbare Bauernweiber sind; seltener auch ein Mann.

Jetzt kommt eine schwarze Wolke die Treppe zur obersten Terrasse herauf; sie dürfen näher kommen als das unten wartende Volk —: die Geistlichkeit des Bezirks. Etwas hübscher als das Volk, ohne Zweifel. Aber Gott, wie kindlich! wie klein! wie knabenhaft diese Hochwürdigkeiten. Dankbar belachen die Beiden des Weltenmeisters souveränen Witz.

Jene aber blicken würdig und ernst, wie die Stunde es fordert. Nur die Seelen lachen ein wenig von des Sonnenwirts goldigem Wein.

Stolz und freudig vor Allen prangt hinter ernster Miene die Seele des Dekans. Er freut sich seines klugen Gedankens, zu diesem Begräbnis seine Geistlichen eingeladen zu haben. So zeigt sich die Kirche evangelisch mild. Auch wenn sie die Sünde gestraft hat, — den Sünder liebt sie, dem Sünder vergibt sie, sie trägt nicht nach, auch ist der Graf ja ein einflussreicher Mann; heidnisch im Herzen zwar und der Kirche wenig hold, doch durch Liebe vielleicht in dieser Zeit der Heimsuchung zu gewinnen. Und dann freut sich Stoll auch, dass die Geistlichen fast alle ihm folgten. Ja er gilt bei ihnen, sie würdigen ihn; o er ist klug. Und er wird eine musterhafte Rede halten ...

Auch Gschwindle ist da und strahlt! Endlich hat er an eine Hochschule einen Ruf erhalten, endlich kommt sein Licht auf den rechten Leuchter. Wie eine zweite Jugend fühlt ers im Herzen, voll Zukunftsträumen und seligem Hoffen. Mit freudig jugendstarkem Arm wird er die tausend Sisyphossteine theologischer Streitfragen wälzen, die nie das Ziel erreichen dürfen. Was schadet, dass sie immer wieder rückwärts rollen? sie sollen! Mögen sie rollen! wenn er nur wälzt. Was Tausend schon gewälzt, kann auch er noch wälzen. Etwas wirken und schaffen und streben muss man auch im schönen Professorenleben.

Und da ist Haller! der Einzige in der ganzen Schar, der wirklich trauert um den entrissenen Bruder, denn Brüder sind ihm so selten. Er tut den freien Geistern leid. Der wäre schon jenseits von Allem? nur heiterer Zuschauer noch, wie er damals rühmte? Ach — Wollen hätte er wohl ... O wie leidet er noch an diesem Leben, gleich Allen, die dem höheren nah schon entgegenreifen. Nah ist er; schon hat er sein eigenes Weib gefunden. Die beiden Freunde schweben zu ihm hin, es erquickt ihn ein Hauch der oberen Welt.

Heil Winner und Schmär! die ihr geduldig wieder am Karren des Ewig-Gestrigen zieht, fest angeschirrt mit den altberühmten Stricken Hunger (auch Durst) und Liebe; noch ists euch zu schwer, wider den Stachel des Treibers zu locken. Schmär ist etwas magrer geworden durch des Konsistorii züchtigende Hand, Winner etwas freier und selbstbewusster, als mildgerechter Herrscher in seinem Haus. Die liebe Meta fehlt; die schöne kann sich nicht mehr zeigen, ihr Siegfried Drachentöter ist schon groß und schwer.

Doch Mensing! Mensing wo bist du? — Wer so ohne Busse in Sünden starb, dem erweist Mensing die letzte Ehre nicht. Man muss Gott mehr gehorchen als dem Dekan.

Aber hie Hummel — du lieber Gott! — und all die ändern Kleinen, die lieben weiland Brüder ... o!

„Liebste!“ flüstert der Selige bänglich, besorgt für seine Seligkeit. „Wollen wir gehen? Mir wird ... etwas beklommen.“

Auch ihr ists ebenso. Sie ziehn sich zurück an den vorigen Ruheplatz.

„Vater!“ rufen sie „Vater!“ Und ihr vereintes starkes Sehnen zieht ihn herbei. Sie stürzen Beide an seine Brust, sie saugen beide Licht und Trost aus seinem hehren Blick. Bald sind sie wieder heil und genesen.

Er lächelt gütig. „Man muss nicht zu viel hinabschauen.“

„Und müssen wir niemals wieder zurück? niemals? Sind wir für immer über die Brücke hinüber?“

„Nicht fragen!“ sagt er ernst. „Zukunft muss dunkel sein.“

Da weinen sie, als müssten die Herzen brechen. „Also müssen wir wieder?!“ und klammern sich schauernd fest an ihn.

„Nicht weinen, Kinder! Spart das auf, bis ihr etwas wieder in Menschenwiegen liegt. Ich habe nicht Ja gesagt und nicht Nein. Auch ich bin nicht allwissend. Aber höret mir zu: nur wenn ihr selber wollt, kehrt ihr zur Erde zurück. Die armen und kleinen Geister wollen es gleich, ihnen ist hier die Hölle. Nicht so schnell wie ihr, nur langsam erwacht hier der träge schwache Geist, erwacht nur zu schemenhaft trübem Sein, zur Langenweile und Qual, zur Sehnsucht nach dem entschwundenen Erdenstaub und strebt so heftig fort, wie ein hungriger Affe bei Beethovens Musik. Die hohen und herrlichen Geister flieht er, so wie auf Erden ein ungebildeter Mensch die Kreise der Künstler und Gelehrten flieht. So bleiben die Kleinen und Schlechten ganz unter sich, Scheusal bei Scheusal, durchsichtig und nackt, schämen sich der eigenen Hässlichkeit und ekeln sich an fremder, und sehnen sich krank nach der barmherzig verdeckenden Hülle von Menschenfleisch. Je höher aber der Geist, desto seliger lebt er im Licht, desto später drängen ihm seine Fehler und Flecken sich auf, beschämen und quälen ihn, bis er den Mut findet, zur Läuterung sich den irdischen Feuerofen zu verordnen. Euch ist hier Himmel, meine Kinder, und lange werdet ihr selig sein, denn ihr seid gut und schön und freut euch, euch nackt und durchsichtig zu sehen und zu zeigen. Wirds immer so sein? das ist die Frage. Werdet ihr immer Eins mit dem Andern zufrieden und glücklich sein?“

„Immer und ewig!“ jauchzen sie beide.

Der Hohe lächelt mild. „Ich sage nicht Nein. Heut seid ihr noch Kinder im Reiche des Lichts; wie ihr werdet und wachset, muss sich zeigen. Täuscht ihr euch heute Eins im Ändern, werdet ihr bald Flecken an eurer Schönheit entdecken und euch minder zu lieben beginnen, dann werdet ihr selbst mit Willen euch wieder hinab ins irdische Fegfeuer stürzen. Ists aber so wie ihr heute glaubt, seid ihr Beide so rein und gut, dass ihr, durchsichtig einander in jeder Regung des Herzens, doch immer vollkommen euch lieben könnt, dann wachset ihr täglich mehr in Eins, seid öfter Eins und seltener Zwei und werdet einst ganz zu Einem verschmolzen sein, wie ich ... Auch ich war einst Mann und Weib.“

Bebend, voll Eifer, hören sie zu und schauen voll reiner vollkommener Zuversicht sich ins Aug ...

„Nun scheid ich, Kinder. Ruft nur, wenn ihr mich braucht. — Und euer Fest? Werdet ihr einen letzten Blick noch drauf werfen? Nur nicht zu lang!“

Sie lachen mit scherzhaft saurem Gesicht und schweben zum Friedhof hin.

Im alten Erbbegräbnis, unter vier hohen Tannen, für Beide ein schwarzes Loch. Ringsum steht schon die ganze schwarze Schar, schönweiße trockene Tränentüchlein in den Händen. Nur Wenige nassen das Tuch, die an Triefaugen leiden, oder an Schnupfen, oder am besoffenen Elend, oder auch an nie versiegenderm ernstem Kummer, den jede fremde Trauer aufs neue weckt. Auf den Mauern sitzt wonnig die Theater liebende Schuljugend, kichert und scherzt verstohlen und knufft sich um die besten Plätze. Am Grab — ein Redner spricht und spricht; spricht schon lange: nicht sehr neue, aber doch sehr schöne, glatt lügende Phrasen. Und andre “Redner stehn und warten, um ebenfalls zu sprechen, — wie Nebel brauts schon in den Köpfen, wie Embryonen wallts in Mückenmutterleibern. Man sieht schon, was die Embryonen werden —: nicht sehr neue, aber doch sehr schöne, glatt lügende Phrasen...

Den Helden des Festes fängts an zu grausen, und sie entschweben für immer.

Ende

Lieber Leser, — gepriesener! wenn du mutig ausgeharrt hast bis hier, — vergiss nicht, was du geschaut; auch das Bittere bewege ernst in deinem Herzen. Ich sage nicht, dies sei der Kirche heutiges Bild; denk, dass sie vielleicht so werden könnte; denk, dass es Drohend-Künftiges sei, was das satirische Fernrohr noch zeitig warnend dir zeigt.

Dixi et salvavi animam meam.